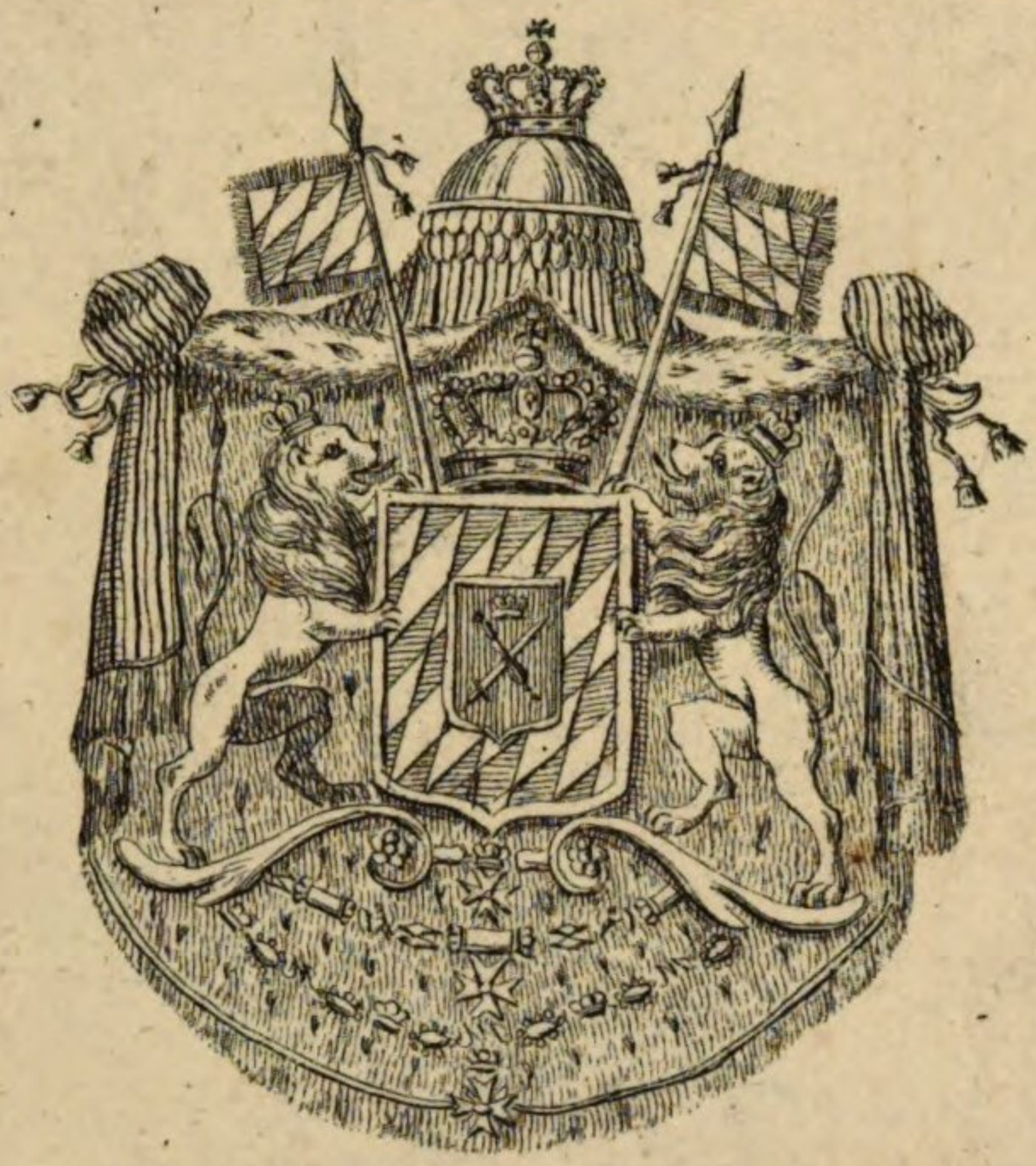
Hom. 849 m-2



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Vollständiges

Lexikon

für

Prediger und Katecheten.

Zweyter Band.

Demuth bis Frömmigkeit.

Augsburg,
in der J. Wolffischen Buchhandlung.
1818.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dankbarkeit. Siehe, Undank.

Demuth.

Die Demuth im Allgemeinen ist daß Bewußtseyn seines eigenen Unwerthes, die Erkenntniß der Nichtigkeit der Ursachen, worauf der Mensch ein gewisses Verdienst zu gründen, und sich Vorzüge über andere anzumaßen geneigt ist. Diese Tugend kann unter einem dreyfachen Gesichtspunkte betrachtet werden, jenachdem sie in Gesinnungen besteht, welche sich entweder auf Gott, auf den Nebenmenschen oder auf denjenigen selbst beziehen, der diese Tugend ausübt. Unter jedem dieser drey Gesichtspunkte biethet sie dem Denker wichtige Lehrsätze dar. Unter dem Erstern wird er gewahr, wie wenig der Mensch in Ansehung Gottes ist, von dem er abhängt, und sein Daseyn erhalten hat. Der zweyte zeigt ihm die wahren Verhältnisse, in welchen die Menschen in Ansehung ihrer Moralität und Geisteskräfte miteinander stehen, und der dritte stellet den Menschen selbst dar, wie er ist, von allen Täuschungen der Eigenliebe befreyt.

Erster Entwurf.
Ueber die Demuth überhaupt.

Die vielfältigen Gebrechlichkeiten, womit die menschliche Natur behaftet ist, erinneren uns unabläßig an jenes höhere Wesen, von welchem wir alle abhängen und das Leben erhalten haben. Der unendliche Raum, der zwischen Gott und dem Menschen, zwischen dem Geschöpfe und dem Schöpfer ist, läßt uns über unsern eigenen Unwerth, über unsere Nichtigkeit nicht den geringsten Zweifel zu, wenn wir mit einem aufrichtigen Herzen über uns selbst nachdenken und betrachten wollen, was

der Schöpfer gegen seine Geschöpfe gethan hat, und täglich zu thun fortfährt, und wie wenig diese Geschöpfe dieser unschätzbaren Gutthaten würdig sind. Um diese seligen Gefühle der Demuth in uns zu erwecken, und unser Herz von denselben gänzlich zu durchdringen, wollen wir den Menschen betrachten;

1 in Absicht auf die unschätzbaren Gutthaten, welche er unaufhörlich von Gott empfängt, dann

2 in Absicht auf die Nichtigkeit des Menschen, dem sie zu Theile werden.

Dem Menschen wäre es unmöglich genau zu erkennen, wie wenig er an sich ist, und diesem Bewußtseyn zufolge sein Herz mit einer wahren Demuth zu erfüllen, wenn er nicht vor allem auf den unermeßlichen Raum sähe, der zwischen ihm und dem Urheber seines Daseyns ist, und zugleich betrachtete, daß der Schöpfer ohngeachtet dessen ihn mit Gutthaten aller Art überhäufet. Darum empfand der Prophet niemahls eine tiefere Demuth als in jenen Augenblicken, wo er von der Güte Gottes zu den Menschen ganz entzückt ausrief: Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest? u. s. w. Psalm. 8. Zur Erweckung der Demuth dienet also vorzüglich

a die Betrachtung der zeitlichen Gutthaten, die wir von der freygebigen Hand des Schöpfers unaufhörlich empfangen, und mit Undank genießen. Diese Gutthaten sind unschätzbar 1. an sich, weil wir sie keineswegs verdienen, und weil wir ohne dieselben im Augenblicke aufhören würden, zu seyn. 2. In Ansehung Gottes, der sie ertheilt, und ein unendliches Wesen ist. 3. In Absicht auf ihren Zweck, der uns zur ewigen Glückseligkeit gereicht.

b Die Betrachtung der Gnaden, die wir unverdient von Gott empfangen, und die geradezu dahin zielen, uns von den Wegen des Verderbens, die wir stets zu betreten geneigt sind, auf die Wege des Heils zu führen.

c Die Betrachtung jener Seligkeit, zu welcher wir erschaffen sind, wozu wir unaufhörlich den Trieb in unsern Herzen

empfinden, und die alle unsere Begriffe und Vorstellungen unendlich übersteiget.

Durch den Anblick dieser großen Gutthaten wird das Herz des Menschen, das empfindet, auf's Innigste gerührt; es wird gleichsam zu Schanden gemacht, und dadurch zu einer tiefen Demuth gestimmt.

Diese seligen Gefühle der Demuth können aber erst alsdann ihre Vollkommenheit erreichen, wenn der Mensch einen Rückblick auf sich selbst wirft, und mit einem aufrichtigen Herzen betrachtet,

a daß er an sich ein geringfügiges Wesen ist, welches aus eigenen Kräften nicht das Geringste zu thun vermag, was wahrhaft gut und verdienstvoll wäre; daß wir durchaus nichts können, als durch denjenigen, der uns stärket, der uns nicht nur die Kräfte ertheilt, den Willen des Guten, welcher in uns erwachet, auszuführen, sondern selbst diesen Willen in uns erweckt.

b Daß er von Natur einen untilgbaren Hang zum Bösen in sich trägt, und stets geneigt ist zu thun, was den göttlichen Gesetzen zuwider ist, und was er bey ruhigen Leidenschaften selbst misbilliget. Ob es gleich von ihm nicht abhängt diesen Hang zu empfinden oder nicht, so ist er doch ein Beweis seiner Hinfälligkeit, und folglich ein Grund zur Demuth.

c Daß er — ohngeachtet Gott ihm unaufhörlich die nothwendigen Gnaden ertheilt, den unseligen Hang, welchen er mit sich auf die Welt gebracht hat, zu überwinden, — diese Gnaden verachtet, und seinen bösen Trieben folget.

Zweiter Entwurf.
Worin die Tugend der Demuth besteht.

In allen Menschenherzen liegt eine geheime Begierde nach Ehre. Ein jeder suchet sich über den andern zu erheben, und darum maßet er sich oft Vorzüge und Eigenschaften an, die er nicht besitzt, um sein Streben nach Hochachtung so wohl

vor den Menschen als vor sich selbst gleichsam zu rechtfertigen. Diesem unordentlichen Streben entgegenzuarbeiten, und die Verirrungen, welche es veranlaßt, zu verhüten: dies ist der eigentliche Gegenstand jener Tugend, welche man Demuth nennt. Die Demuth besteht also

1 in einer festen Ueberzeugung, daß man wirklich geringer sey, als man sich selbst zu seyn dünkt, und

2 daß man sich auf's Thätigste bemühe, dieser Ueberzeugung gemäß zu handeln.

Die Erfahrung biethet uns tägliche Gelegenheiten dar uns zu überzeugen, wie sehr die Eigenliebe die Menschen blendet, unter denen wir wohnen; die überspannten Begriffe, welche dieselbe bey ihnen in Absicht auf ihre vermeinten Vorzüge und guten Eigenschaften erweckt, sehen wir deutlich ein, so wie wir den Ursprung mancher Verirrungen kennen, zu welchen die Menschen ohne ihr Wissen verleitet werden, weil sie die verborgenen Einwirkungen der Eigenliebe auf sich selbst nicht bemerken. Wendet nun ein Jeder diesen Lehrsatz der Erfahrung auf sich an, so wird er gewahr werden

a daß die in ihm wohnende Eigenliebe ihn in Absicht auf die Vorzüge und guten Eigenschaften blendet, die er zu besitzen glaubet. Alles, was sich auf ihn bezieht, zeigt sie ihm in einem vortheilhaften Lichte, und bringt ihn dadurch auf den verführenden Gedanken, als ob er wirklich so schätzenswerth wäre, wie er sichs zu seyn dünkt. — Eben so wird er

b an seinem Betragen so Manches Tadelhafte entdecken, das er an sich noch nicht ahndete, und worüber er immerhin ganz sorglos war. Man darf über sich selbst, sorgfältig nachdenken, um den vielfältigen und ganz wunderbaren Kunstgriffen auf die Spur zu kommen, deren sich die Eigenliebe bedienet, so wohl um unsere Fehler und Schwächen uns selbst zu verhehlen, als um jene zu mildern und zu beschönigen, die uns unwillkührlich ins Auge fallen.

c Die Erfahrung lehret gleichermaßen, daß die Eigenliebe jeden Menschen in Absicht auf seine eigenen Kräfte blendet und ihn zu überzeugen suchet, er wäre stark genug gewissen Versuchungen zu widerstehen, und sich in Gefahren, die er voraussieht, aufrecht zu erhalten.

Ist der Christ von diesen schädlichen Wirkungen der Eigenliebe auf sich selbst, vollkommen überzeugt, so wird ihm von selbst die Wahrheit einleuchten, daß er wirklich von einem geringern Werthe ist, als er glaubte, und diese Ueberzeugung ist Demuth.

Diese Tugend bleibt aber so lange unvollkommen, als daß Bewußtseyn seiner eigenen Geringfügigkeit, die Erkenntniß seines Nichs nicht in Erfüllung geht, daß heißt, so lange der Christ nicht seiner Ueberzeugung gemäß handelt. Er soll daher

a sich fleißig vor Ehrgeitz hüten, weil nichts mehr, als Streben nach Ehre und Menschenlob die Gefühle der Demuth erstickt. Der Ehrsüchtige kann unmöglich demüthig seyn, da er nur darum nach Ehre geizet, weil er sich besser als andere zu seyn glaubt. In der Beurtheilung seiner selbst ist er partheyisch; er kennt sich also selbst nicht, was und wie er ist: wie kann er also demüthig seyn? —

b Die Verachtung, welche seine Nebenmenschen gegen ihn äußern, sie mag verdient oder unverdient seyn, soll ihn nicht kränken; er soll sich vielmehr über dieselbe hinwegzusetzen suchen, und bedenken, daß, wenn er auch um der Ursache willen, wegen welcher man ihn verachtet, nicht verachtet zu werden verdient, er doch vielleicht Vieles an sich hat, wodurch er sich eine verdiente Verachtung zuziehen würde, wenn den Menschen, unter welchen er wohnt, alle seine Schwächen und Fehler bekannt wären.

c Als Christ ist er ein Anhänger seines Meisters, der, ob er gleich die Fülle aller Vollkommenheit war, sich selbst unter alle Menschen herabließ, und die Demuth liebte. Aus Liebe zu diesem seinem Erlöser soll er also mit Ge-

bald alle Verachtung leiden und sich glücklich schätzen, wenn er ihm darinn ähnlich seyn kann.

Dritter Entwurf.
Ueber dieselbe Materie.

Wenn es kein Laster giebt, wie der weise Syrach behauptet, wovon der Hochmuth nicht der Ursprung ist, so giebt es gleichermaßen keine Tugend, welche, wie der heilige Bernardus uns versichert, sich nicht auf die Demuth gründet, und man kann kein wahrer Christ seyn, ohne demüthig zu seyn; den Heiden, die es in ihren Forschungen über die Pflichten der Menschen sehr weit gebracht haben, war sogar der Nahme der Demuth unbekannt, und doch müßen ihre Anhänger, die Philosophen unserer Zeit, welche übrigens die Lehre Jesu wenig achten, die Demuth des Christenthums als eine hohe Vollkommenheit bewundern. Um uns mit der Kenntniß dieser Tugend ganz vertraut zu machen, wollen wir untersuchen

1 was wahre Demuth sey, und wie weit sie sich erstrecke, und dann

2 wollen wir erklären, was falsche Demuth sey; und ihre Kunstgriffe entschleiern.

Es läßt sich leicht denken, daß die Demuth, weil sie die Grundlage aller übrigen Tugenden ist, von einem sehr großen Umfange seyn müsse, und daß man sie eben so wohl den Anfang als die Vollendung der Vollkommenheit nennen könne. Der heilige Bonaventura hat daher in dieser Tugend drey verschiedene Stufen erkannt.

a Die erste Stufe, sagt er, besteht darinn, daß man vor Gott seine Nichtigkeit nicht nur erkenne, und sich von dieser Erkenntniß vollkommen zu überzeugen suche, sondern daß man bey dieser Betrachtung gerne verweile, um alle Versuchung zu verhüten, sich selbst etwas Gutes zuzueignen, und deßwegen nach Menschenlob zu streben.

b Die zweyte Stufe, daß man nach dem Beyspiele des Apos

stels sich um die Urtheile der Menschen wenig bekümmere, mit gleicher Gemüthsstimmung Lob und Tadel empfange, jede Verachtung und Zurücksetzung, wären sie auch noch so unbillig, mit Geduld ertrage, und sich zu jeder Zeit mit dem Gedanken tröste, daß derjenige, der uns richtet, der Herr selbst ist. 1. Kor. 4, 4.

c Die dritte Stufe, daß man nach dem Beyspiele des Welterlösers in der Erniedrigung und Verachtung sogar ein inneres Vergnügen finde, weil die Demuth nur diejenigen, welche sie herzlich lieben, zur Vollkommenheit führet, und ihrem Meister ganz ähnlich machet; und weil auch nur die Demüthigen fähig sind, mit den Geheimnissen Gottes auf's Innigste vetraut zu werden.

So sehr die falsche Demuth, wenn wir sie an unserm Nebenmenschen erblicken, uns in die Augen fällt, so wenig werden wir sie an uns selbst gewahr, weil der nähmliche heimliche Stolz, der uns unsere Gebrechen und Schwächen verbirgt, uns beredet, das für Tugend zu halten, was oft nur ein verfeinertes Laster ist. Die Kunstgriffe der Eigenliebe in dieser Absicht sind vorzüglich folgende:

a Von der Tugend der Demuth zeigt sie uns gleichsam nur eine Seite. Da auf dieser Erde kein Sterblicher ganz fehlerfrey ist, so läßt sie uns gleichwohl einige unserer Schwächen blicken; sie giebt es auch zu, daß wir uns bey dem Anblicke dieser Schwächen demüthigen, und an andern in dieser Hinsicht Vorzüge über uns erkennen. Im übrigen aber glaubt sie sich alsdann um so mehr berechtigt, auf ihren Forderungen zu bestehen. Wer sieht es aber nicht von selbst ein, daß derjenige auf die Tugend der Demuth keinen Anspruch machen könne, welcher zum Theil demüthig, zum Theil stolz ist.

b Viele glauben, sie üben die Tugend der Demuth aus, wenn sie sich aus Bescheidenheit Lob und Ehre verbitten; wenn sie sich in gewissen Stücken selbst tadeln, und einige ihrer

Fehler ans Licht ziehen. Aber nicht auf der Zunge, sondern im Herzen hat die Demuth ihren Wohnsitz; sie besteht in innern und ungeheuchelten Gefühlen, und liebet die Verborgenheit. Man prüfe die Bescheidenheit, welche sich alles Lob verbittet und sich selbst tadelt, und man wird finden, daß sie meistens nur ein verfeinerter Stolz ist.

c Andere scheinen die Ehren und alle Gelegenheiten zu fliehen, in welchen man sich hervorthun und Lob einärndten kann; sie führen ein stilles und verborgenes Leben, und halten sich ferne vom Umgange mit der großten Welt. Man dringe aber bis auf die ersten Ursachen ihres Betragens, und man wird finden, daß nicht sie die Ehren fliehen, sondern die Ehren fliehen sie. Zu ihrem größten Herzenleid haben sie erfahren, wie wenig man sie achte, und darum haben sie sich zurückgezogen. Ihre vermeinte Demuth ist daher im Grunde nur ein beleidigter Stolz.

Vierter Entwurf.

Ueber die Beweggründe, welche jeden Christen zur Demuth stimmen sollen.

Der Mensch mag Andere betrachten, oder auf sich selbst sehen, so findet er allenthalben Beweggründe, welche ganz dazu geeignet sind, sein Herz zur Demuth zu stimmen. Zwar ist der Mensch unter allen erschaffenen Wesen, die ihn umringen, das erste; er ist in der That mit erhabenen Fähigkeiten ausgestattet und allein im Stande, seinen Schöpfer zu erkennen und ihn zu verehren. Wie sehr wird aber der Glanz dieser edeln Eigenschaften verdunkelt, wenn der Mensch betrachtet, wie wenig er sich seiner hohen Vorzüge über die übrigen Geschöpfe würdig zu machen suchet! Alle übrigen Geschöpfe bleiben unveränderlich bey ihrer Bestimmung, und sie erreichen auf eine gewisse Art den Zweck ihrer Schöpfung. Wie gering ist dagegen die Anzahl der Menschen, von welchen sich das Gleiche behaupten läßt! Unaufhörlich empfinden wir in uns einen geheimen Trieb, uns

von dem Ziele unserer Bestimmung zu entfernen; nicht wie der Schöpfer will, wollen wir, sondern wie das Gesetz der Sünde will, welches in unsern Gliedern wohnet. Röm. 7, 23. Wie erniedrigend ist diese Bemerkung für den Menschen, der sich selbst durchforscht, und die Ursachen betrachtet, die ihn zur Demuth nöthigen. — Laßt uns die vorzüglichsten dieser Ursachen aufsuchen: die einen haben

1 die Jahre, welche er schon durchlebt hat, zum Gegenstande, und

2 die andern beziehen sich auf die Zukunft.

Kaum ist der Mensch zu reifern Jahren herangewachsen, so empfindet er die ersten Triebe der unseligen Leidenschaften, wovon er die Keime in seinem Herzen mit auf die Welt gebracht hat. Vielfältig geschieht es nun, daß er seinen Beruf, als Mensch und Christ, auf die Seite setzt und sich von dem allgemeinen Weltstrome hinreißen läßt. Bleibt er nach einer gewissen Zeit auf der Bahn des Lasters stille stehen, und sieht er auf die Jahre, welche er durchlebte zurück, so entdeckt er

a eine große Zahl Sünden, die er theils aus Schwachheit, theils aus Leichtsinn und theils aus Bosheit begangen hat. Das Bild seines Schöpfers sieht er an sich ganz entstellt; die Begierden und Neigungen seines Herzens sehnen sich nach sündhaften Vergnügungen; er liegt in den Fesseln böser Gewohnheiten, welche schon feste Wurzeln gefaßt haben, und er empfindet einen äußerst schwachen Willen das Gute zu thun.

b Dagegen sieht er, wie wenig Gutes er ausgeübt hat, und wie sehr der Werth desselben durch den Einfluß verschiedener Leidenschaften, der Eigenliebe, der Ehrsucht, oder eines verborgenen Eigennutzes, herabgesetzt wurde. Er sieht, daß er vor dem Angesicht Gottes, der ihn einst nach seinen Werken richten wird, wenige oder gar keine Verdienste hat. — Ist dieser Anblick für den Menschen, der über seinen vergangenen Lebenswandel nachdenkt, nicht äußerst demüthigend?

Wirft nun der Sünder, nachdem er sich über den Zustand seines Gewissens zu Rede gestellt hat, einen Blick in die Zukunft, so trüben sich seine Aussichten nicht weniger, und bieten ihm tausend Ursachen dar, sich vor Gott zu demüthigen.

a Er sieht sich in einem Zustande der Verlassenheit, unfähig aus eigenen Kräften das Geringste zu thun, daß ihm zur Seligkeit behilflich wäre. Er weiß, daß er ohne den Beystand Gottes nichts ist, und daß er, wie der Heiland selbst ihn versichert, einem vom Weinstocke abgerissenen Zweige gleicht. Mit welchem Rechte darf er aber diesen unentbehrlichen Beystand hoffen, wenn nicht die göttliche Barmherzigkeit sich seiner erbarmet, und ihm ohngeachtet seiner Verbrechen eine hilfreiche Hand darreichet?

b Sey es auch, daß Gott, dessen Güte keine Gränzen hat, ihn wieder in Freundschaft aufgenommen, und mit seiner Gnade beschenkt hat, wer ist ihm Bürge, daß er, vielleicht nach einer kurzen Zeit nicht wieder die Gnade Gottes verlieren und in den vorigen Zustand zurückfallen wird? Nur wer im Guten ausharret, wird selig werden.

Der Mensch hat also immer Ursache sich vor Gott zu demüthigen, hätte er auch den besten Willen, seinen Pflichten getreu zu bleiben, weil er auch bey dem Besitze der göttlichen Gnade ein schwacher Mensch bleibt.

Fünfter Entwurf.
Ueber die Wirkungen der Demuth.

Wenn die Demuth, wie es Niemand bezweifeln kann, die Grundlage aller Tugenden ist, so stehet sie auch mit allen in Verbindung. Ihr Einfluß ist unbegränzt, und sie erstreckt sich gleichsam auf den ganzen Menschen. Wer sich also bemühet, die Tugend der Demuth auszuüben, der öffnet sich dadurch den Weg zu allen übrigen Tugenden, und in diesem Sinne ist sie der Anfang und die Vollendung der Vollkommenheit. Laßt uns daher diese heilsame Wirkungen der Demuth aufzählen, und

wir werden finden, daß sie in den Herzen der Menschen den wahren Geist des Christenthums erregt, und festhält.

1 Im Glücke, wenn es uns nach Wunsch geht.

2 Im Unglücke, wenn wir unter dem Drucke der Mühseligkeiten dieses Lebens leiden.

Worinn der wahre Geist der Lehre des neuen Bundes eigentlich bestehe, hat Jesus gleich in seiner ersten Rede dem Volke und den Jüngern, welche ihn umgaben, erklärt: dieser Geist ist die Verläugnung seiner selbst. Die Selbstverläugnung ist aber im Grunde nichts anders als eine tiefe Demuth in allen seinen Gedanken und Absichten, und bey allen Vorfällen des menschlichen Lebens.

a Besitzt der fromme Christ große Reichthümer, und übt er dabey die Tugend der Demuth aus, so erkennt er, daß sie vergänglich sind, daß sie sein Herz nicht ersättigen können, und daß er sie von Gott empfangen hat, nicht um die unordentlichen Begierden seines Herzens damit zu befriedigen, oder um sich dadurch über seine Nebenmenschen zu erheben, sondern um sie nach den Absichten der Vorsehung zu gebrauchen, und seinen Ueberfluß unter die Armen auszutheilen. Er dünkt sich also nicht besser als andere, darum weil er reicher, als sie ist.

b Steht er in hohem Ansehen, so sieht er nicht mit Verachtung auf seine Mitmenschen herab, sondern er ist stets der Wahrheit eingedenk, daß der Mensch auch auf den höchsten Ehrenstufen immer ein Mensch bleibt, denselben Gebrechen und Schwachheiten unterworfen, wie der geringste, und daß der Glanz, der ihn umgiebt, im Grunde nur eitler Schein ist.

c Ist er im Besitze der Gnade Gottes, und genießt er den innern Trost, welcher der süßeste Lohn der Tugend ist, so ist er deßwegen nicht stolz. Er vergißt es niemahls, daß die Gnade Gottes kein Eigenthum ist, und daß auf Trost und Frohsinn, trübe Stunden folgen können. Seine Schwach-

heit verliert er also niemahls aus den Augen, und nach dem Beyspiele des Weltapostels rühmet er sich auch nur seiner Schwachheit wegen. 2. Kor. 12, 5.

So wie der wahre Christ im Glücke, wenn ihm nach Menschenbegriffen alles nach Wunsch geht, nicht aufgeblasen wird, sondern sich im Bewußtseyn seines eigenen Nichts vor Gott erniediget, eben so weiß er auch im Unglücke sich in den Willen Gottes zu fügen, und mit Demuth unterwirft er sich allen Führungen der göttlichen Vorsehung, weil er mit dem Propheten überzeugt ist, daß es ihm gut und nützlich sey, wenn er durch widrige Vorfälle gedemüthiget wird.

a Die Armuth betrachtet der demüthige Christ nicht als einen Zustand der Verlassenheit, sondern als einen von Gott selbst verordneten Stand, in welchem der Christ seinem Erlöser am ähnlichsten seyn kann. Anstatt sein Herz mit eiteln Begierden nach Reichthümern zu unterhalten, suchet er dasselbe mit demüthigen Gesinnungen zu befriedigen.

b Wird er von den Menschen, unter welchen er lebt, verachtet, überall zurückgesetzt, und für einen Geringfügigen gehalten, der keine Rücksicht verdient; so verfällt er nicht in Kleinmuth, sondern er blicket auf seinen Erlöser, den seine Feinde durch Verleumdungen aller Art zu demüthigen suchten, und er bemühet sich in dem Zustande der Erniedrigung, in welchen die Menschenbosheit ihn gesetzt hat, ein gewißes Wohlgefallen zum Heil seiner Seele zu finden.

c Wird er von Versuchungen gequält, und hat er mit seiner Sinnlichkeit einen harten Kampf auszustehen, so erkennt er in der Demuth seines Herzens, wie schwach und hilfsbedürftig der Mensch ist, und von seiner Geringfügigkeit auf's Innigste überzeugt, bittet er Gott demüthigst um Beystand und Unterstützung.

Es ist daher keine Lage für den Menschen denkbar, in welcher er mit dem wahren Geiste des Christenthums vollkommener vertraut würde, als wenn er sein Herz zur Demuth zu stimmen weiß.

Sechster Entwurf.
Ueber dieselbe Materie.

Gleichwie derjenige, welcher eine Gutthat empfangen hat, sich seinen Gutthäter am meisten geneigt machet, wenn er mit einem aufrichtigen Herzen die Gutthat erkennt. Eben so kann auch der Mensch, der in Ansehung Gottes kaum ein Stäubchen der Erde ist, sich ihn sehr geneigt machen, wenn er demüthigst bekennt, das Gott alles, und er nichts ist. Wir lesen daher in verschiedenen Stellen der heiligen Schrift, daß Gott die Demuth seiner Diener immer belohnt hat; indem er mit einer ganz sonderbaren Vorliebe

1 das Gebeth der Demüthigen erhörte, und

2 ihnen Gnaden im Ueberfluße ertheilte.

Der Prophet David versichert uns, daß Gott zu jeder Zeit auf die Bitten der Demüthigen sieh, und ihr Gebeth nicht verachtet, Psalm. 101, 18. Eben darinn erkennt man die Weisheit Gottes, denn

a das Gebeth des Demüthigen ist weit reiner und aufrichtiger als das Gebeth des Stolzen. Wer mit Demuth bethet der ist so wohl von seiner Unwürdigkeit als von seiner Hilfsbedürftigkeit überzeugt, und diese Erkenntniß seiner Hilfsbedürftigkeit ist der Grund seiner Bitten. Wie sollte also Gott nicht äußerst geneigt seyn, solche Bitten zu erhören, er, der die Herzen durchforschet, und die geheimsten Gedanken der Menschen weiß? Einen Beweiß hievon giebt uns Jesus in dem Gleichnisse, in welchem er erzählet, wie der Pharisäer, und wie der Zöllner bethete, und welches der Erfolg des Gebeths eines Jeden war.

b Der Demüthige ist auch mehr in den Willen Gottes ergeben als der Stolze. Es steht zwar geschrieben, begehret, und ihr werdet erhalten. Aber dies setzet voraus, daß unsere Bitten bescheiden seyen, und daß sie nur das Heil unserer Seele zum Zwecke haben. Dies kann aber nur bey dem Demüthigen der Fall seyn, weil der Demü-

thige seinen eigenen Willen immer dem göttlichen unterordnet, und überzeugt ist, daß Gott seine Bitten erhören kann auf eine Art, welche ihm unbekannt ist.

c Auch aus dem Grunde ist Gott sehr geneigt, die Bitten der Demüthigen mit einer gewissen Vorzugsliebe zu erhören, weil die Demüthigen seinem Sohne am meisten ähnlich sind, und darum gehören auch ihre Bitten zu jenen, welche im Namen Jesu an ihn gestellt werden.

Wenn aber Gott am meisten geneigt ist, das Gebeth der Demüthigen zu erhören, so folget ganz natürlich daraus, daß er ihnen auch seine Gnaden recht gerne mittheilet,

a weil das Herz dessen, der sich demüthiget, am meisten fähig ist, die Gnade zu empfangen: denn gleichwie der Saame der in eine wohlbearbeitete Erde geworfen wird, schnell aufkeimet, und Früchte bringt, eben so wird die Gnade in dem Herzen des demüthigen Christen gleich wirksam, und bringt hundertfältige Früchte.

b Wer die Demuth liebet, der verachtet alles, was die Welt liebet: er ist also am meisten fähig die Gnaden nach Werth und Würde zu schätzen, und eben durch diese Hochschätzung der Gnaden wird er derselben, so viel an ihm liegt immer würdiger.

c Wer ein gewisses Wohlgefallen an der Erniedrigung hat, wird auch mit den Geheimnissen bekannt, die Gnaden Gottes zu kennen und sie in allen Gelegenheiten zu benützen. Der Demüthige ist deßwegen am wenigsten der Gefahr ausgesetzt, sich durch seinen eigenen Geist anstatt durch den Geist Gottes leiten zu lassen.

Siebenter Entwurf.

Ueber das Laster, welches der Demuth entgegengesetzt ist.

Es ist dem Menschen ein gewisser Trieb angebohren, durch welchen er alles aufsuchet, was ihn über seine Nebenmenschen zu erheben vermag. Deßwegen ist er auch sehr geneigt, sich ge-

wisse Vorzüge und gute Eigenschaften zuzueignen, welche er nicht besitzt; was er allenfalls Löbliches an sich hat, sieht er gern in einem übertriebenen Lichte, da er hingegen seine Fehler von seinen Augen ganz zu entfernen, oder sich wohl gar zu überreden suchet, daß er fehlerfrey sey. Wie sehr dergleichen Gesinnungen dem Geiste des Christenthums zuwider sind, ist leicht begreiflich; und arbeitet der Mensch ihnen nicht mit allem Eifer entgegen, indem er sich selbst erniedriget und sein Herz zur Demuth stimmt, so fassen sie immer tiefere Wurzeln in demselben, und setzen das Heil seiner Seele allen gefahren aus, welche der Hochmuth mit sich bringt. — Laßt uns also erklären,

1 welch ein häßliches Laster der Hochmuth ist, und dann

2 die Folgen zeigen, welche er nach sich zu ziehen pflegt.

Um sich einen vollständigen Begriff von dem Laster des Hochmuths zu machen, müssen wir denselben unter einem dreyfachen Gesichtspunkte betrachten, und untersuchen, was der Hochmuth ist in Ansehung Gottes, in Ansehung des Nächsten und dann desjenigen selbst, der mit diesem Laster behaftet ist.

a In Ansehung Gottes ist der Hochmuth eine Empörung gegen seine Majestät, indem der Hochmüthige die Abhängigkeit miskennt, in welcher er steht. Er dünkt sich ein selbstständiges Wesen zu seyn, als hätte er die edeln Eigenschaften seiner Seele, und alles, was er ist, nicht von Gott seinem Schöpfer empfangen. Im Genusse seines Selbstgefühls suchet er nur sich selbst, anstatt die Ehre Gottes.

b In Ansehung des Nebenmenschen ist der Hochmuth eine ungerechte Anmaßung, wodurch man diesen für geringer schätzet als er wirklich ist, seine guten Eigenschaften miskennt, ihn durch Aeußerungen der Verachtung, durch Verleumdungen oder andere dergleichen Mittel herabzusetzen suchet, um sich dadurch über ihn zu erheben.

c In Ansehung des Hochmüthigen selbst ist der Hochmuth ein schändlicher Selbstbetrug, indem er nur den Verblendungen

seiner Eigenliebe Gehör giebt, anstatt daß er sich selbst prüft, seine Gebrechen und Fehler zu entdecken, und sich selbst zu kennen sucht, wie er wirklich ist.

Es läßt sich leicht denken, daß die Folgen eines so häßlichen Lasters, wie der Hochmuth ist, äußerst bedenklich seyn müssen.

a Da der Hochmüthige stets bemüht ist, sich einen übertriebenen Werth zuzueignen, und da er sich seine Fehler immer zu verhehlen suchet, so ist es ihm unmöglich sich selbst zu kennen.

b Kennt aber der Hochmüthige sich selbst nicht, so ist er auch unfähig, eine wahre Buße zu thun, weil die Buße eine genaue Selbstkenntniß, eine aufrichtige Prüfung seines Gewissens voraussetzet.

c Und ist der Hochmüthige der Buße unfähig, so schwebt er in einer beständigen Gefahr, in eine gänzliche Blindheit des Geistes, in eine unheilbare Verhärtung des Herzens zu verfallen, weil die Buße das einzige Bewahrungsmittel gegen diese ist.

Stellen aus der heiligen Schrift.

5. B. Mos. 26, 7. Judith 9, 16. Sprüchw. 11, 2. Ps. 33, 19. Paral. 12, 7. Syr. 3, 20. und 10, 9. 15. Ferner Hauptst. 13, 24. und 35, 21. Ps. 101, 18. 17, 28. 50, 19. 118, 67. 71. Hiob. 22, 29. Jes. 66, 2. Matth. 18, 3. und 4. Hauptst. 11, 25. 29. Cap. 20, 26. 27. Luk. 1, 48. Cap. 14, 8. Philip. 2, 3. und 6—8. Röm. 11, 18—26. Jak. 4, 10. 1. Petr. 5, 5 u. 6. Luk. 14, 11.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Die Demuth soll in hohen Ehren stehen, weil die Tugend der Demuth die höchste Ehre ist. Augustin Serm. 125.

Ich weiß, welcher Gründe es bedarf, den Hochmüthigen zu

beweisen, welch eine große Tugend die Demuth sey. Augustin L. 1. de Civit. Dei.

In der Erniedrigung der Demuth wird die Tugend der Liebe vervollkommnet. Derf. L. 4. de Trinitate.

Die wahre und ganze Weisheit der christlichen Lehre besteht in einer aufrichtigen und freywilligen Demuth. Derf. Serm. 8. de Epiph.

Sehet, Brüder, welch ein großes Wunder. Gott ist uns endlich groß. Erhebest du dich, so flieht er von dir; erniedrigest du dich aber, so steigt er zu dir herab. Derf. Serm. 2. de Ascens.

Gott hat sich erniedriget, damit der Stolz des Menschengeschlechts es nicht unter seiner Würde hielte, seinen Tritten zu folgen. Derf. in Pf. 33.

Fragst du mich, was in der Religion das erste sey, so antworte ich dir, die Demuth! Fragst du dann, was das zweyte sey, so antworte ich dir wieder, die Demuth, und was das dritte, so sage ich wieder, die Demuth. Derf. Epist. 56.

Die ganze Stärke besteht in der Demuth, weil aller Hochmuth nur Schwachheit ist. Derf. in Pf. 92.

Alle Menschen sehnen sich nach Erhöhung, aber dazu ist die Demuth eine Stufe. Warum willst du deinen Fuß über dich hinaufheben? Du wirst fallen und nicht hinaufsteigen. Fange an der untersten Stufe an, und du wirst hinaufkommen. Derf. Epist. 58.

Wer ohne Demuth Tugenden sammeln will, der trägt Staub in den Wind. Gregorius Hom. 7. in Joh.

Die wahre Demuth besteht darin, daß man sich selbst geringschätze, und daß man an andern ohne Neid und Eifersucht liebe, was gut ist. Derf. Super Ezech.

Niemand ist der himmlischen Dinge fähiger, als wer im Bewußtseyn seiner Geringfügigkeit sich nicht zu erheben suchet. Ambrosius. L. de Viduit.

Willst du Beweise deiner Tugenden geben, so zeige die Demuth deines Herzens. Ambrosius a. a. O.

Die Demuth war von jeher die Grundlage der Heiligkeit, und sogar im Himmel konnte eine stolze Erhöhung nicht bestehen. Cyprianus de Nativit. Domini.

Dies ist der erste Eingang zur Religion, so wie es auch der erste Eintritt Jesu in die Welt war, daß, wer fromm leben will, demüthig von sich selbst denken soll. Ders. a. a. O.

Die Demuth ist die Mutter der Weisheit. Chrysostomus Hom. 48. in Matth.

Wer wahrhaft groß ist, der denkt oder redet nicht groß von sich selbst, sondern er hält sich für den letzten von allen. Ders. L. 2. de Conpunct. Cordis.

Willst du hohe Tugend beweisen, so denke nicht hoch glaube nicht, etwas gethan zu haben, welch eine Handlung du immer verrichtest, und dann wird dein Werk vollkommen seyn. Ders. Homil. 3. in Matth.

Wer in seinen eigenen Augen verächtlich ist, der ist Gott angenehm. Bernardus Tract. de inter. Dom. c. 28.

Die Demuth ist die Zierde der Seele. Ders. Serm. 45. in Cantic.

Die Demuth ist eine ehrenvolle Tugend, da der Hochmuth sogar sich mit derselben zu decken suchet, um nicht verächtlich zu werden. Ders. Tract. de Grad. Humil.

Demüthigungen sind der Weg zur Demuth, so wie die Geduld zum Frieden und das Studium zur Gelehrsamkeit führen. Strebest du also nach der Tugend, so verachte den Weg der Demüthigungen nicht. Ders. Super Missus est.

Wer wahrhaft demüthig ist, der suchet so viel an ihm liegt, für das, was er ist, nicht gekannt zu werden, damit er etwa nicht für das gehalten werde, was er nicht ist. Ders. a. a. O.

Wirst du gedemüthiget, so halte es für ein zuverläßiges Zeichen einer nahen Gnade. Ders. in Cantic.

Du magst dich herablassen, so viel du immer willst, so

wirst du nicht demüthiger werden als Christus selbst. Hieronymus Epist. 6.

Viele streben nach dem Schatten, aber wenige nach der Wahrheit der Demuth. Ders. in quadam Epist.

Der häßlichste Hochmuth ist jener, welcher unter äußern Zeichen der Demuth verborgen liegt. Denn ich weiß nicht, wie es geschieht, daß eben jene Laster die abscheulichsten sind, welche sich mit einem Scheine der Tugend überdecken. Ders. Serm. de Nativ.

Liebe die Verborgenheit, und wünsche für nichts geachtet zu werden. Thom. von Kempen von der Nachfolgung Christi.

Dir schadet es nicht, wenn du dich unter alle herabsetzest, aber es schadet dir sehr, wenn du dich nur einem einzigen voransetzest. Ders. Ebendaselbst.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter dem Worte Demuth verstehen soll.

Die Demuth ist jene Tugend, wodurch der Christ den Trieb nach Lob und Ehre, den jeder Mensch mit sich auf die Welt bringt, erstickt, und sich zu überzeugen suchet, daß er nach der Lehre des Apostels nichts hat, dessen er sich rühmen darf, weil wir alles, was wir etwa Gutes besitzen, von Gott, welcher der Urheber alles Guten ist, empfangen haben. Diese Tugend bewirkt also bey dem Christen, der sie ausübet, die Kenntniß seiner Nichtigkeit; sie erinnert ihn stets an seine Schwachheit, und stellet ihm das beständige Bedürfniß der göttlichen Gnade vor die Augen.

Die Demuth kann unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden.

Die Demuth kann als Tugend des Naturgesetzes und als Tugend des Christenthums betrachtet werden. Als Tugend des Naturgesetzes besteht sie in der Erkenntniß der Abhängigkeit des Geschöpfes von seinem Schöpfer. Nicht nur an allen Wesen,

welche den Menschen umgeben, sondern auch an sich selbst, und zwar vorzüglich an sich erkennt er unläugbare Spuren einer allmächtigen Hand, die ihn gebildet hat. Der wunderbare Bau seines Körpers, die zweckmäßige Gestaltung seiner Glieder, die Verbindung dieser Glieder mit der Seele, welche sie regiert; die verschiedenen Fähigkeiten und Kräfte jenes einfachen und unbegreiflichen Geistes, der Verstand, der Wille, die Vernunft und noch tausend ähnliche Wunder der Schöpfung überzeugen ihn von der Größe dessen, der durch seine eigene Kraft alles gemacht hat, was ist, und durch welchen alles, was lebt, den Geist des Lebens erhält. Er erkennt, daß er durch Gott Alles ist, was er ist, und daß er durch sich selbst Nichts ist. In dem Bewußtseyn dieses Erkenntnißes erniedrigt sich der Mensch; er fühlt einerseits, daß sein ganzes Wesen vor Gott nichts ist, und andererseits erstaunt er über die Allmacht dessen, der alles erschaffen hat. Von dieser Betrachtung ganz begeistert, ruft er mit dem Propheten aus: Gott! wer ist dir gleich? Ps. 70, 19. — Dieß ist die Demuth als Tugend des Naturgesetzes. —

Weit erhabener ist die Demuth als Tugend des Christenthums. Der Mensch, ob er gleich über alle Geschöpfe der Natur den Vorrang einer höhern Vollkommenheit hat, ist doch unter allen das einzige, welches gleichsam unvollendet ist. Durch Selbstbildung muß er erst werden, was er nach den Planen der Vorsehung seyn soll. Gott schuf ihn daher nur mit Fähigkeiten. Weil aber der Mensch durch sich selbst nicht wissen kann, wie er sich seine Fähigkeiten zu Nutzen machen soll, und weil ihm überdieß die dazu erforderlichen Kräfte mangeln, so gab ihm Gott die Religion, welche ihn über alle Pflichten aufklärt; und um seine Schwachheit zu unterstützen, gab er ihm seine göttliche Gnade. Durch einen zweckmäßigen Gebrauch derselben wird er in den Stand gesetzt, alle Pflichten und Lehren der Religion genau zu erfüllen, und dadurch zur Vollkommenheit zu gelangen, welche die höchste Bestimmung des Christen ist.

Wenn sich also auch der Mensch durch seine eigene Thätigkeit zur Vollkommenheit bilden will, so kann er doch in dieser Hinsicht nichts thun ohne Gott. Von ihm ist er mit den gehörigen Fähigkeiten ausgerüstet worden; durch seine Religion wird er über das Wesen der Vollkommenheit, nach welcher er streben soll, aufgeklärt, und durch seine Gnaden wird seine Selbstthätigkeit wirksam. Der Mensch empfängt alles von Gott, um zu werden, was er seyn soll, und er bedient sich bloß der Mittel, die Gott angeordnet hat, wozu er aber ebenfalls durch eigene Gnaden von Gott aufgemuntert, und dabey unterstützt werden muß. Brächte er es also in der Ausübung höherer Tugenden und in der Annäherung zur Vollkommenheit noch so weit, so hätte er doch nicht die geringste Ursache, sich deßhalb zu rühmen, weil er, was er kann, nur durch denjenigen vermag, der ihn stärkt, wie der Apostel sagt. Das Erkenntniß dieser eigenen Geringfügigkeit in Hinsicht auf Selbstbildung und Ausübung der Tugend ist die **Demuth als Tugend des Christenthums.**

Die Demuth ist die Grundlage aller Tugenden.

Wenn der Hochmuth, wie der weise Syrach sagt, der Anfang aller Sünden ist, so ist die Demuth die Grundlage aller Tugenden. So lange der Christ in der Einfalt seines Herzens nicht erkennt, daß der Mensch alles Gute, daß er besitzt, von Gott empfangen hat; daß weder Reichthümer noch Ehrenstellen, weder Macht noch Ansehen solche Dinge sind, die seinen Werth um etwas erhöhen; daß sogar Wissenschaften und Kenntnisse, die man nur mit vieler Mühe und mit anhaltendem Fleiße erworben hat, für den, der sie besitzt, keine Ursache sind, sich andern vorzuziehen, so lange ist ihm auch der Geist des Christenthums in seiner vollkommenen Reinheit unbekannt, und er ist zu keinen andern Tugenden fähig, als zu denen, welche die Heiden und die Pharisäer ausgeübt haben, und die, wenn man sie genau betrachtet, nur ein bemäntelter Stolz sind. Wer Gott als den einzigen Urheber alles Guten erkennt, ist überzeugt,

daß das Gute, welches er vollbringt, die Talente, womit sein Verstand ausgerüstet ist, und alles, was die Menschen an ihm beneiden, er nur Gott zu verdanken hat; er weiß, daß man ohne Gott nie etwas thun kann, daß an sich rühmlich oder zum Heil der Seele nützlich ist, wie es Jesus den Aposteln im Gleichnisse vom Weinstocke bewiesen hat, und daß folglich hienieden nichts ist, weswegen der Mensch sich erheben darf. Ist er reich, so weiß er, daß über die Glücksgüter der Erde einst strenge Rechenschaft von ihm wird gefordert werden, wenn er sie nicht nach den Absichten Gottes wird gebraucht und angewendet haben. Bekleidet er hohe Stellen, so hat er stets die damit verknüpften Pflichten vor Augen, und anstatt sich Glück zu wünschen, weil er höher als andere steht, bedauert er sich vielmehr, daß er eine größere Verantwortlichkeit, als sie, habe. Stehen unter seinen Befehlen viele Untergebene, so ist er nur besorgt, daß er allen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und seine Macht zu ihrem Besten gebrauche. Besitzt er viele Wissenschaften, hat er ein ausgezeichnetes Talent, eine sonderbare Geschicklichkeit, so schreibt er alles demjenigen zu, der ihm die erste Anlage und dazu die Mittel gegeben hat, seine Fähigkeiten auszubilden. Die Vorzüge, die er an sich erkennt, oder die andere von ihm rühmen, mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, er erblickt immer den ersten Urheber darin, und wendet seine Augen niemahls von seinem Nichts ab. Wenn ihn auch die Menschen deswegen erheben, wenn sie ihm mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen begegnen, so läßt er sich durch diesen Flitterschein nicht blenden; er danket Gott für die Fähigkeiten, die er ihm vorzugsweise ertheilt hat, und bittet ihn um Demuth. Niemahls vergißt er die Lehre, welche Jesus den Pharisäern im Gleichnisse vom Gastmahle gegeben hat, wo er zu ihnen sagte, sie sollen immer den letzten Platz nehmen, damit sie nicht mit Schande zurückgewiesen werden; er bemühet sich, sein Herz so zu stimmen, daß es mehr nach Erniedrigung als nach Erhöhung strebe, weil er weiß, daß ein jeder, der sich selbst erhöhet, wird erniedrigt, und daß hingegen

der, welcher sich erniedriget, wird erhöhet werden. Luk. 14, 11.

Wer wahrhaft demüthig ist.

Aus dem Begriffe, den man sich von der christlichen Demuth machen soll, erhellet, daß nur diejenigen, welche sich in allem, was der sinnlichen Natur schmeichelt, und die Leidenschaften reitzt, überwinden, diese edle Tugend in ihrer Reinheit besitzen, und daß sie zugleich die erste und die letzte Stufe der Vollkommenheit ist: die erste, weil ohne Demuth keine vollkommene Tugend seyn kann; die letzte, weil die Demuth als das Ziel und Ende aller übrigen Tugenden angesehen werden muß. Diese Tugend hat einen so anziehenden Glanz, daß selbst die Feinde christlicher Tugenden für ihre Reitze Gefühl haben, und den Selbstruhm, der ihr geradezu entgegengesetzt ist, nicht blos für ein moralisches Laster, sondern auch noch als eine gesellschaftliche Untugend betrachten. Wer so unbescheiden ist, und die Vorzüge, die er sich heimlich zuerkennt, selbst an Tag legt, und dadurch die Ehre erbettelt, die er zu verdienen glaubt, zieht sich vor aller Welt Verachtung und Schande zu, und er wird sogar von den Weltkindern als ein Mann ohne Lebensart verschrieen, da hingegen jedermann die Bescheidenheit dessen lobt, der seine Verdienste weniger, als alle andere, zu kennen scheint.

Verhältniß der Demuth zu den übrigen Tugenden, — bey widrigen Vorfällen. —

Die Tugend der Demuth steht mit allen übrigen Tugenden, wozu uns die Religion Jesu verpflichtet, in einer so engen Verbindung, daß sie als die Seele derselben betrachtet werden muß, und im allgemeinen läßt sich behaupten, daß wo keine Demuth ist, auch keine wahre Tugend seyn kann. — Jesus befiehlt allen seinen Anhängern, die Trübsalen, Verfolgungen und Widerwärtigkeiten dieses hinfälligen Lebens mit Geduld zu ertragen, und erklärt ihnen ohne Zurückhaltung, daß der Weg des Kreuzes der einzige ist, der zum Himmel führet. Er

macht es ihnen zur Pflicht, die Reichthümer zu verachten, und ihr Herz von allem Irdischen abzulösen; er fordert von ihnen, daß sie mit ihren Leidenschaften in Kampf treten und ihren Hang zum Bösen überwinden. — Betrachten wir nun den Christen, der nach dem Geiste der Lehre Jesu leidet. Alle möglichen Widerwärtigkeiten, die seine Tage trüben, sind in seinen Augen Fügungen einer weisen und gutthätigen Vorsehung, die ihm dadurch eine Gelegenheit darbiethet, seine Sünden abzubüssen, und sich als einen Jünger Christi zu zeigen; er erkennt, daß alles, was ihm Widriges widerfährt, seinen Verbrechen noch nicht angemessen ist, und daß er unendlich mehr verdient hat; er dankt Gott, daß durch die Gnade des Kreuztodes Jesu seine Leiden die Kraft haben, die Sünden auszulöschen; er erkennt also, daß er nur Gott allein die Tilgung seiner Sünden zu danken hat, und vertieft in Betrachtungen über sein eigenes Unvermögen erniedriget er sich bis in sein Nichts hinab. Er leidet also mit Demuth.

Beym Anblicke der Reichthümer. —

Auf eine ähnliche Art verhält sich der demüthige Christ in Ansehung der Reichthümer, und der Ehrenstellen. Er ist überzeugt, daß die Vorsehung den Reichen, der die Güter der Erde im Ueberflusse besitzt, gleichsam nur zu ihrem Verwalter bestellte, um auf die Bedürfnisse der Armen Acht zu haben, und sie zu befriedigen. Er weiß wie leicht Reichthümer und Ehrenstellen den Menschen aufblasen, und in ihm Gedanken erzeugen, die den Verhältnissen, in welchen er mit Gott steht, ganz zuwider sind. Er erkennt, wie leicht sich der Mensch verführen läßt, und wie schwach er in dieser Hinsicht ist. Nachdenkend über diese Schwachheit bemüht er sich sein Herz von dem Hange nach irdischen Dingen zu befreyen. Nicht wie diejenigen, die der Reichthümer beraubt sind, läßt er sich von dem eiteln Vorhaben, sie wohl anzuwenden, blenden, sondern in einem beständigen Mistrauen gegen sich selbst erniedriget er sich vor Gott. Er verachtet also die Reichthümer, und die Ehrenstellen aus Demuth.

Beym Kampfe mit den Leidenschaften. —

Im Kampfe mit seinen übrigen Leidenschaften ist er sich seiner Schwachheit immer bewußt; niemahls verliert er seine beständige Hilfsbedürftigkeit aus den Augen, niemahls verläßt er sich auf sich selbst, weil er aus Erfahrung weiß, daß der Mensch mit dem beßten Willen, nicht zu sündigen, ehe er sich's versieht, in die Sünde verfällt, wenn er sich auf sich selbst verläßt. Es ist daher keine Tugend, die er nicht mit Erinnerung an seine Schwachheit ausübt. Dieser Gedanke verläßt ihn niemahls; auch bey den höchsten Tugenden denkt er immer an seine Schwachheit, und eignet sich nicht den geringsten Werth deßwegen zu. Die Demuth ist daher die Seele aller seiner Handlungen; sie ist das Hauptgepräge, woran man den ächten Geist des Christenthums erkennt, und wo sie nicht ist, kann auch keine wahre und die Seligkeit bewirkende Tugend seyn.

Die Demuth ist dem Geiste des Christenthums besonders eigen.

Unter den verschiedenen Tugenden, welche der göttliche Heiland zu unserer Bekehrung ausgeübt, zeichnet sich vorzüglich die Demuth aus. Vom ersten Augenblicke seiner Erscheinung auf dieser Welt bis zu seinem Hinscheiden trugen alle Züge seines Lebens das Gepräge dieser edeln Tugend an sich; der Herr, sagt Tertulian, gieng in Demuth und Erniedrigung einher: Seine Menschwerdung in dem Schooß eines seiner Geschöpfe, seine Geburt in einem Stalle, sein Tod am Kreuze sind Wunder einer Demüthigung, die der Menschenverstand niemahls wird fassen können. Es scheint sogar, daß die göttliche Weisheit besonders dahin zielte, die Erlösung mit der tiefesten Demuth zu vereinbaren. Denn läßt sich ein höherer Grad von Demuth und Erniedrigung denken, als daß Gott, in der Person seines Sohnes sich bis zur Gestalt eines Knechts herabläßt, und im Aeußern den Menschen ganz ähnlich wird? daß er als ein Kind unter der Leitung seiner Aeltern bis ins dreyßigste Jahr in der Werkstätte eines Zimmermanns arbeitet? daß er nach dem Antritte

seines Lehramtes, seinen Feinden, die ihn verhöhnten, verleumdeten, verfolgten, und endlich ans Kreuz hefteten, sich gleichsam Preis gab? Wenn aber der Heiland unser Herr und Lehrer, mit einer so ausgezeichneten Vorzugsliebe die Tugend der Demuth ausgeübt hat, läßt sichs da wohl anders denken, als daß diese Tugend dem Geiste des Christenthums ganz besonders eigen seyn müsse? Wird wohl Jesus, der uns seinen Lebenswandel als einen Spiegel darstellen wollte, in welchem Jedermann absehen konnte, wie auch er wandeln müße, solche Wunder der Demuth verrichtet haben, wenn sein Wille nicht gewesen wäre, daß auch wir uns befleißen sollen, in allem demüthig zu seyn? Er sagte ja zu uns allen: Lernet von mir, ich bin sanftmüthig, und von Herzen demüthig. Matth. 11, 29.

Die Demuth ist zur Seligkeit nothwendig.

Wenn der Apostel sagt, daß, wer sich Gott nähern will, glauben müsse, so lehret er uns dadurch, daß ohne Glaube Niemand zur Seligkeit gelangen kann; denn derjenige, der nicht glaubet, wie Jesus selbst sagt, wird verdammt werden. Aber nach der Erklärung des heiligen Thomas, kann der Glaube in einem Herzen nicht Platz finden, und sich in demselben nicht festhalten, wenn es nicht durch die Demuth dazu vorbereitet wird. Unserer Vernunft stellt der Glaube so viele Geheimnisse dar, die sie nicht fassen kann, und wovon sie manche für Thorheiten zu halten, geneigt ist, daß, wenn sie nicht nach dem Ausdrucke des Apostels unterjocht wird, sie der Gnade des Glaubens niemahls fähig seyn kann. Die Demuth allein vermag es, unsere stolze Vernunft, welche unaufhörlich bemüht ist, zu durchforschen, was ihre Faßungskraft übersteigt, in den gehörigen Schranken zu erhalten, ihr ihre Schwachheit und oftmaligen Verirrungen zu zeigen, und ihr es begreiflich zu machen, daß auch das wahr und weise seyn könne, was sie nicht begreift, und was ihren beschränkten Ansichten eine Thorheit zu seyn

scheint. Die Demuth ist aber das erste Erforderniß zum Glauben, und in diesem Sinne ist sie zur Seligkeit unumgänglich nothwendig.

Beyspiele der Heiligen, welche die Tugend der Demuth in einem hohen Grade ausgeübt haben. — Demuth der allerseligsten Jungfrau Maria.

Läßt sich wohl eine höhere Tugend denken, als die Demuth, welche die allerseligste Jungfrau ausgeübt hat? Sie, die erste unter allen Geschöpfen, mit ganz besondern Gnaden beschenkt, mit ausnehmenden Vorzügen ausgerüstet, schon bey ihrer Empfängniß geheiliget, und von den Mackeln der Erbsünde gereinigt; sie, die Mutter des Welterlösers, war die demüthigste aller Menschen. In einer strengen Verborgenheit und ferne von allem Getümmel der Welt brachte sie ihre Tage zu. Ob sie gleich den Heiland selbst zur Welt gebohren hatte, so war sie dieser hohen Ehre wegen nicht stolz, sondern litt so gar deßwegen manche Verfolgungen und Verleumdungen der Juden mit einer unerschütterlichen Geduld. Sie unterwarf sich dem harten Gesetze der Reinigung und hörte die schreckenvollen Weissagungen des Greises Simeon mit Demuth an. Diese erhabenen Gesinnungen der Demuth behielt sie in ihrem Herzen bis zu ihrem letzten Athemzuge.

Demuth Johannes des Täufers.

Die Demuth war eben auch die Tugend, wodurch der Vorläufer Jesu, Johannes sich auszeichnete. Er, der schon im Mutterleibe geheiligt worden war, hatte sich in eine Wüste zurückgezogen, wo er ferne von allen Menschen und ihrem lasterhaften Umgange in der Verborgenheit lebte. Als die Tage gekommen waren, wo er sein Lehramt antreten sollte, erhob er seine Stimme in der Wüste, machte die ganze Gegend und selbst die Hauptstadt auf sich aufmerksam. Stromweise gieng das Volk zu ihm hinaus, ihn zu hören und zu bewundern. Der große Rath schickte so gar Abgesandte zu ihm mit dem Auftrage, ihn zu fragen, wer er wäre, ob er Christus oder Elias sey. Alles dies

bin ich nicht, antwortete der demüthige Prophet; ich bin nur eine Stimme, die in der Wüste ruft; aber nach mir wird ein anderer kommen, dem ich nicht würdig bin die Schuhriemen aufzulösen. Konnte Johannes sich mehr erniedrigen, um denen, welche zu ihm gesandt waren, geringere Begriffe von sich beyzubringen?

Demuth der Apostel Petrus und Paulus.

Vor der dreymahl wiederholten Verläugnung seines Meisters hatte der Apostel Petrus zwar ein gewisses Vertrauen auf seine eigene Kräfte gesetzt, welches mit der Demuth, die er im Schiffe beym Fischfange an den Tag legte, als er Jesu zu Füßen fiel und sagte: Herr! gehe von mir; ich bin ein sündiger Mensch, nicht übereinstimmte. Nachher aber blieb er den demüthigen Gesinnungen seines Herzens vollkommen getreu: er suchte in allem die Ehre seines Meisters, und ob er gleich der erste aller Apostel, das sichtbare Oberhaupt der Kirche auf dieser Erde, der Stellvertreter Jesu, war, so maßte er sich doch deshalb keine Vorzüge zu, sondern je höher seine Würde war, desto größer war seine Demuth, und sein Herz geitzte nach keiner andern Ehre, als die Lehre, die er predigte, eben so wie sein Meister, mit seinem Blute am Kreuze zu besiegeln. — Auf eine nicht weniger deutliche Art bewies der Weltapostel Paulus bey jeder Gelegenheit, daß er sich für den geringsten aller Apostel hielt, obgleich Gott ihn zu einem Gefäße der Auserwählung gemacht und ihn vorzüglich bestimmt hatte, seinen Nahmen allen Völkern der Erde zu verkündigen, und seine Lehre den Königen und Weltweisen zu predigen, um ihre Weißheit zu Schanden zu machen. Dieser und anderer Apostel erhabene Beyspiele der Demuth ahmten alle Heilige nach, und setzten ihre größte Ehre in die Erniedrigung.

Ohne Demuth kann es keine Tugend geben.

Vergebens würde man von den Tugenden, welche man ausübet, irgend ein Verdienst in den Augen Gottes hoffen, wenn man nicht vor allem sich bemühete, sein Herz in einer bestän-

digen Demuth zu erhalten, und seine Tugenden blos Gott zuzuschreiben. Was sind die Abtödtungen des Fleisches, wenn nicht auch zugleich der Geist abgetödtet und gedemüthiget wird? Welchen Nutzen dürfen wir von unserm Almosen hoffen, wenn wir uns desselben rühmen, und dabey Menschenlob erbetteln? Welche Früchte wird unser Gebeth bringen, wenn wir unsere Arme nicht mit einem innigen Bewußtseyn unserer Schwachheit bey dem Anblicke unserer zahlreichen Sünden zu Gott erheben? Das Gebeth des Pharisäers wurde verachtet, weil es Selbstsucht und Stolz ausdrückte, und jenes des Zöllners wurde nur darum vorgezogen, weil es aus einem demüthigen Herzen kam. Der Hochmuth ist für die Tugenden, was das Gift für die Speisen ist. So wie diese dem Leibe den Tod bringen, wenn sie mit Gift vermengt sind, eben so tödten jene Tugenden die Seele, welche mit hochmüthigen Gesinnungen ausgeübt werden. Was ist eine tugendhafte Handlung anders, als das Bestreben mit der Gnade Gottes etwas Löbliches zu thun, mit der festen Ueberzeugung, daß man es ohne die Gnade Gottes nicht zu Stande bringen könne? Wie kann aber diese Ueberzeugung, welche eine wahre Demuth, das ist, eine Erkenntniß seiner Nichtigkeit, ist, sich mit dem Stolze vereinbaren, der alles auf sich zurückbringt, alles sich selbst zueignet, und deßwegen Lob und Ehre suchet? Es kann also ohne Demuth keine wahre Tugend geben.

Die Demuth ist die höchste Stufe aller Tugenden.

Um uns zu überzeugen, daß die Demuth die höchste Stufe aller Tugenden ist, dürfen wir nur auf den Heiland hinsehen. In allen Tugenden, wovon er uns die Beyspiele vor die Augen legte, leuchtete immer die Demuth in unverkennbaren Zügen hervor, und so oft er seinen Jüngern sein Beyspiel zum Muster darstellte, war seine Hauptabsicht, sie die Demuth zu lehren. „Wenn die Welt euch hasset, sagte er zu ihnen, „so wisset daß die Welt mich zuerst gehaßt hat; der Jünger ist

„nicht besser als sein Meister. Wenn ich, euer Herr und Mei„ster, euch die Füße gewaschen habe, so sollet auch ihr einander „die Füße waschen.“ Aber auch die Vernunft lehret uns, daß die Demuth die höchste Stufe der Tugend ist. Je mehr der Mensch sich erniedriget und sich in das Bewußtseyn seines Nichts vertieft, desto mehr werden bey ihm Verstand und Herz von dem Einflusse der Leidenschaften befreyt. Er ist alsdann am meisten fähig zu erkennen, was wahr; und zu empfinden, was dauerhaft gut ist: die Welt sieht er, wie sie wirklich ist; er unterscheidet den wahren Glanz von dem Flitterscheine, und wird jene erhabenen Lehrsätze der Tugend gewahr, welche ihn so weit über ihn selbst erheben. Ich danke dir Vater, Herr des Himmels und der Erde, sagte daher der Heiland in einem Gebethe; daß du dieß den Weisen und Klugen der Erde verborgen und es dagegen den Kleinen (den Demüthigen) geoffenbaret hast. Matth. 11, 25.

In welchem Sinne der Mensch sich als den geringsten aller Menschen ansehen kann.

Die Demuth soll nach der Lehre des heiligen Augustin sich auf die Wahrheit gründen. Es ist also nicht nothwendig, daß wir uns Fehler andichten, womit wir nicht behaftet sind, oder daß wir uns schwerer Verbrechen schuldig zu seyn glauben, die wir niemahls begangen haben. Wir dürfen uns nur mit einem aufrichtigen Herzen zu Rede stellen, und uns genau ausforschen, alle unsere Gedanken, alle Neigungen, alle heimliche Absichten prüfen, werden wir nicht Stoff genug finden, uns zu demüthigen? Und wenn wir nebenbey die vielen Gnaden in Betrachtung ziehen, welche wir unserer Erziehung, unserer Lage, unserer Entfernung von großen Gefahren, von dem Umgange mit den Gottlosen und tausend dergleichen Glücksfälle zu verdanken haben, und dann zu Gemüthe nehmen, wie gleichgültig wir uns bisher bey allen diesen Gnaden verhielten, da andere, die zwar weit gottloser als wir sind, sie vielleicht mit Eifer und Dank benutzt hätten, wenn sie ihnen zu Theil geworden wären;

ist dieser Gedanke nicht für einen jeden aus uns eine hinreichende Ursache, sich für den geringsten Menschen zu halten? Wüßten wir, sagt der heilige Bernardus, unsern Werth oder Unwerth selbst so richtig abzuwägen, wie er vor dem Richterstuhle Gottes dereinst abgewogen werden wird, so wäre es uns leicht, auf jene Stuffe herabzusteigen, auf welcher wir in der That stehen. Aber da dieß uns verborgen ist, und wir indeß nur so viel wissen, daß der Mensch überhaupt geneigt ist, sich besser zu glauben, als er ist, so gehen wir den sichersten Weg, wenn wir nach dem Beyspiele des Apostel Paulus uns immer für den geringsten halten, und denken, daß tausend andere, die jetzt große Verbrecher sind, mit den vielfältigen Gnaden, welche wir empfangen haben, vielleicht mit einem weit größern Eifer als wir mitgewirkt haben würden, wenn Gott sie ihnen gegeben hätte.

Beweggründe zur Demuth. — Der Mensch ist nur Staub.

Wie kann der Mensch Gedanken von Stolz und Hochmuth hegen, wenn er sich selbst betrachtet; betrachtet wo er herkömmt, was er ist, und was er bald werden wird? In seiner Geburt ist er ein schwaches, ein gebrechliches Geschöpf, daß unter allen belebten Wesen am meisten fremder Hilfe bedarf, das ohne diese Hilfe bey der ersten Erscheinung auf der Welt wieder dahin fallen würde. In reifern Jahren, in der Blüthe seines Alters ist er das Spiel seiner eiteln Wünsche und Begierden; er macht Anschläge, bauet Luftschlösser, und läuft unermüdet, bis in sein Alter, einem eiteln Bilde von Glückseligkeit nach, welches immer vor ihm fliehet. Mitten in seinem Laufe fällt er dahin, und die Leiche liegt im Sarge. Was ist er jetzt, dieser Leib, das Meisterstück des Schöpfers, der Wohnsitz, einer unsterblichen Seele: was ist er? — ein Gegenstand des Abscheues, des Entsetzens. Kalt und starr liegt er da. Der feuerige Blick ist erloschen; die Haut, woran so manches lüsterne Auge sich mit Wollust weidete, ist jetzt die Nahrung der Würmer geworden. Mark und Gebeine schwinden zu Staub und Moder, und schon ist er wieder, was er ursprünglich war — Leim und Erde. —

Seine Gebrechen und Unvollkommenheiten. —

Betrachtet man den Menschen, in so ferne er ein vernünftiges und zu einer ewigen Glückseligkeit bestimmtes Geschöpf ist: welch ein demüthigender Anblick! Von Natur empfindet er einen heftigen Hang zum Bösen; alle Neigungen, alle Triebe seines Herzens drängen ihn zur Sünde; er erkennt, daß er sie unterdrücken soll, und er wünschte es zu thun. Aber seine Wünsche sind vorübergehend, sein Wille zum Guten ist zu schwach, er seufzet tiefgebeugt unter dem Drucke seiner eigenen Schwachheit. Soll er etwas Gutes thun; etwas, das er für löblich erkennt, und das ihn zum Heil seiner Seele führen würde, so muß es ihm die Gnade Gottes gleichsam abnöthigen. Und was sind diese Werke, welche er mit der Gnade Gottes verrichtet, und ohne welche er ganz kraftlos ist? — unvollkommene Werke, denen wegen der unreinen Absichten, womit sie gewöhnlich verrichtet werden, oft nur wenig oder gar kein Werth mehr übrig bleibt. Beynahe immer suchet er nur sich selbst; anstatt daß er die Ehre Gottes und das Heil seiner Seele zu suchen sich bestrebte, und bey aller seiner Unbeständigkeit im Guten messet er sich noch einen übertriebenen Werth zu.

Seine Ungewißheit in Absicht auf die Beharrlichkeit im Guten. —

Der Mensch, wäre er auch noch so fest im Guten, kann niemahls wissen, ob er ausharren, und sich am Ende nicht unter die Zahl jener Menschen setzen werde, von welchen geschrieben steht, daß es für sie besser wäre, wenn sie des Tages Licht niemahls erblickt hätten. Nicht nur für die Zukunft muß er immer in Sorgen seyn, sondern das Gegenwärtige sogar setzet ihn in einen beständigen Kummer und Schrecken. Glaubt er Tugenden ausgeübt zu haben, so weiß er nicht, ob es wahre Tugenden sind, und ob bey Ausübung derselben nicht gewisse Nebenabsichten miteingeschlichen sind, die ihnen allen Werth benommen haben. Sogar wenn er sich demüthiget, ist er niemahls vollkommen versichert, ob ihn nicht

ein heimlicher Stolz leite, und ob es ihm nicht eben so sehr darum zu thun sey, von den Menschen geachtet zu werden, als die Freundschaft Gottes zu verdienen. Wenn also der Mensch auch bey seinen guten Werken niemahls ohne Furcht und Sorgen seyn darf, und wenn er, wie der Apostel sagt, niemahls weiß, ob er des Hasses oder der Liebe würdig ist, kann er sich irgend einer Sache rühmen, und darf er es sich nur einen einzigen Augenblick erlauben, sich zu schmeicheln, sich nicht zu erniedrigen?

Die Demuth wird überhaupt selten ausgeübt.

Unter allen Tugenden des Christenthums giebt es vielleicht keine, gegen welche man so gleichgültig ist, wie gegen die Demuth, weil man beynahe allgemein der Meinung ist; zu dieser Tugend werde weiter nichts erfordert, als daß man von einem übertriebenen und beleidigenden Hochmuth befreyt sey. Unter den frömmsten Christen giebt es je zuweilen einige, welche sich in diesen Punkten nicht genugsam in Acht nehmen, und sich nicht oft genug prüfen, ob wohl ihre Gedanken und Werke das Gepräge einer reinen Demuth an sich tragen. Wenn sie auch noch so eifrig sind, alle Pflichten der Religion zu erfüllen, so fällt es ihnen doch oft nicht ein, sich zu Rede zu stellen, ob sie dabey immer nur Gott und niemahls sich selbst suchen. Diese Frage ist freilich schwer zu beantworten, weil die Eigenliebe, welche der Demuth so sehr zuwider ist, niemahls geschickter zu seyn scheint, den Menschen zu blenden, als wenn er sich selbst prüft, ob er Demuth ausübt oder nicht. Will man aber in dieser schweren Untersuchung der Wahrheit auf die Spur kommen, so darf man nur die Gesinnungen und Handlungen Anderer betrachten, weil bey dieser Untersuchung keine Leidenschaft unsere Augen benebelt. An seinem Nebenmenschen bemerkt man oft beym ersten Blicke, was man an sich selbst nur mit der größten Mühe würde entdeckt haben. Dann wende man auf sich an, was man wahr genommen hat, und auf diese Art wird man den Verführungen der Eigenliebe am zuverläßigsten entge-

hen. Man trete also in eine Gesellschaft, wo mehrere Menschen beysammen sind. Nicht selten fällt das Gespräch auf den einen oder den andern, der gegenwärtig ist. Man rede von ihm mit Ehre und Lob; man mache seine guten Werke bekannt; man rühme seine uneigennützigen Absichten; man erhebe seine Talente, seine Kenntnisse, seine Fehigkeiten. — Wie verhält er sich dabey? Sieht man nicht deutlich an seinem ganzen Benehmen, daß er alle Lobsprüche für baare Münze annimmt? Liest man nicht auf seinem Gesichte, daß er, bey sich selbst, von der Wahrheit dessen, was gesagt wird, ganz überzeugt ist? Und wenn er sich auch alles Lob verbittet, wenn er auch aus Bescheidenheit erröthet, hält er deßwegen das nicht für baare Wahrheit, was ihm zur Ehre gereicht? Zweifelt er einen Augenblick daran, als ob die Vorzüge, die man an ihm rühmt, nicht Grund hätten, oder daß die Lobeserhebungen nur geheuchelte Lippensprache seyn möchten? — Wie kann aber bey solchen Gesinnungen eine wahre Demuth nach dem Geiste des Christenthums bestehen? Soll er nicht alles dies für Eitelkeit und Lüge halten, und sich in seinem Herzen vor Gott erniedrigen? — Nun denke sich ein jeder in eine solche Lage zurück, wo man in seiner Gegenwart von ihm mit Lob sprach; er frage sein Herz, was es empfand, und er wird gewiß finden, daß auch er sich den Vorwurf machen muß, den der Prophet David den Menschen seiner Zeit machte: **warum liebet ihr die Eitelkeit so sehr, und warum suchet ihr die Lüge? Ps. 4.**

Auch bey Verrichtung guter Werke wird die Demuth selten ausgeübt.

Man beobachte den Menschen in dem Augenblicke, wo er lobenswürdig handelt, und man gebe Acht, auf die Art, wie die lobenswürdige Handlung geschieht. Unterstützt er den Armen in seinem Elende, und reicht er ihm ein oft nur unbedeutendes Almosen dar, so geschieht es gewöhnlich auf eine Art, wodurch dem Dürftigen, der ein zartes Gefühl hat, die Gutthat sauer

wird. Entweder macht er ihm Vorwürfe über seinen Zustand, oder er behandelt ihn mit einem beleidigenden Stolze. Erweist er seinem Bruder eine Dienstgefälligkeit; ist er ihm zur Beförderung seines Glückes, zur Verbesser"ng seiner Geschäfte, zur Tilgung der Folgen eines erlittenen Schadens behilflich, so läßt er ihm die Gutthat fühlen, und giebt ihm deutlich zu erkennen, daß er Ansprüche auf seine Dankbarkeit macht. Rettet er die Ehre eines abwesenden Freundes gegen die ungerechten Angriffe eines Verleumders, macht er diesen öffentlich zu Schanden durch die Darstellung der Sache, wie sie ist, und belegt er seine Behauptungen mit Beweise, die er aus dem nahen Umgange mit seinem Freunde schöpfte, so rühmt er sich mit dieser Heldenthat, und macht sich bey seinem Freunde groß. — Wie lassen sich aber solche Gesinnungen mit der Demuth zusammenreimen? Eben so suchet man überhaupt nur sich selbst in den Verrichtungen seines Amtes und in der Erfüllung seiner Standespflichten. Der Große, der einen Unterdrückten beschützt; der Richter, welcher einem Falschverklagten Gerechtigkeit ertheilt, und ihn lossprícht; der Vorgesetzte, welcher seinem Amte mit Thätigkeit vorsteht, und die dazu erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten besitzt: alle diese wollen deßwegen von ihren Mitmenschen und Untergebenen geehrt und gelobt werden, als hätten sie mehr als blos ihre Pflicht gethan. Auch in der Erfüllung seiner Religionspflichten, in seinen Gebethen und Andachtsübungen sucht man oft, viel mehr sich selbst, als das Heil seiner Seele. Entweder strebt man nach dem Rufe einer großen Frömmigkeit, oder man bethet, wie der Pharisäer, mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit; man ist mit sich zufrieden, und stolz auf seine Andachtsübungen, anstatt daß man, wie der Zöllner demüthig bekennt, ein Sünder zu seyn, welcher durch alle seine guten Werke und Gebethe, wären sie noch so zahlreich, Gott nicht genug thun könnte, wenn ihnen durch die Verdienste des Kreuztodes Jesu nicht eine überschwängliche Kraft beygelegt würde. Auch wenn man unter dem Drucke harter Verfolgungen, krän-

kender Demüthigungen, schmerzlicher Krankheiten leidet, betrachtet man seine Lage selten mit den Augen der Demuth. Man klagt, man jammert, man weint, man sehnet sich nach menschlichem Troste, man will seine Widerwärtigkeit nicht als eine Fügung Gottes erkennen, man verfällt in Kleinmuth, anstatt mit inniger Herzensrührung und aufgemuntertem Geiste wie der Prophet zu sprechen: **Herr! es ist gut, daß du mich gedemüthiget hast.**

Grund des Hochmuths.

Ein jeder Mensch bringt einen Trieb mit auf die Welt, sich über andere zu erheben, und in ihren Augen einen Werth zu haben. Schon in den ersten Jugendjahren äußert sich dieser Trieb, und Kinder sind oft schon frühzeitig mit den Mitteln bekannt, welche den Stolz kützeln. Es ist kein Mensch, wenn er auch noch so unbedeutend wäre, der sich nicht einen gewissen Werth beylegt, und deshalb glaubt, daß er auch Ansprüche auf die Achtung seiner Mitmenschen habe. Wenn er schon von Niemand bemerkt wird, weil er sich in einer Menge anderer verlieret, die eben so viel als er, oder vielleicht noch mehr von jenen Eigenschaften besitzen, welche Stolz und Eigenliebe nähren, so fühlt er sich selbst um so viel mehr, und begnügt sich indessen mit dem Bewußtseyn, daß sein Verdienst miskannt wird, bis eine Gelegenheit sich darbiethet, wo er es selbst an den Tag legen kann. Will man wissen, was die Menschen von sich selbst denken, so trachte man nur ihre schwache Seite zu erkennen; alsdann wird man bald erfahren, was die Eigenliebe eines jeden im Herzen verschlossen hält. Man wird sich oft wundern, wie Menschen denen man ihrer Unbedeutsamkeit wegen weder Eigenliebe noch Ehrsucht, nicht einmahl Selbstgefühl, zutraute, geschickt sind, an sich etwas ausfindig zu machen, worauf sie stolz sind. Wer sich durch Reichthum und Ehrenstellen, durch Macht und Ansehen, durch Scharfsinn und Kenntnisse, durch Talent und Geschicklichkeit, durch glänzende Aussichten und Verbindungen mit Großen nicht her-

vorthun kann, und sich deshalb in den großen Haufen zurückziehen muß, wird sich eigene Fähigkeiten in seinem Gewerbe, in der Beförderung seines Geschäftes, in der Ausübung seiner Kunst zuerkennen, und wenn er auch im Rufe einer gänzlichen Unfähigkeit steht, so wird er sich doch niemahls selbst unter die Klasse der Mittelmäßigen herabsetzen. Hiervon giebt uns die Erfahrung täglich Beweise, und wer auf sich selbst unpartheyisch Acht haben, und sich in gewissen Lagen betrachten will, wird schon so viel wahrnehmen, daß ihm über diese allgemeine Schwachheit der Menschen kein Zweifel mehr übrig bleiben kann.

Was eigentlich Hochmuth sey.

Der bethende Pharisäer ist das lebhafteste Bild eines stolzen und hochmüthigen Mannes. Der Hochmüthige erhebt sich selbst, er schreibt sich Vorzüge zu, die er gar nicht hat, und die er wirklich hat, denen legt er einen ungebührlichen, übertriebenen Werth bey; er stellt sich auf schwindelnde Höhen, oder tritt auf die Schultern anderer: um desto leichter über sie hinweg, und auf seinen Mitmenschen verachtungsvoll herabsehen zu können. So vertrauten die Pharisäer als Gerechte auf sich selbst, und verachteten andere; dieß ist die kurze und treffende Schilderung ihres Hochmuths. Wer sieht aber nicht, daß ein solcher Stolz und Hochmuth ein schändliches und sehr schädliches Laster sey: schändlich und schädlich, weil ein stolzer Mensch, der andere verachtet, und sich besser als andere dünkt, zeigt, daß es ihm am Kopf und Herzen fehlet; hätte er Vernunft, so würde er es einsehen, daß jener Vorzug, den er vor andern zu haben glaubt, etwas bloß zufälliges sey, daß er sich selbst nicht geben konnte, und das er eben so leicht wieder verlieren kann, als er es erworben hat. Auf was hätte wohl der Mensch ein Recht, stolz zu seyn? etwa auf seine Geburt? diese kann sich Niemand geben, es hieng von der göttlichen Vorsehung ab, daß dieser von angesehenen, jener von niedrigen Aeltern erzeugt wurde. Darf man hochmüthig seyn auf Ehre, Reichthum und Würde? — wie zergäng-

lich sind diese nicht! ein unglücklicher Augenblick: und der Liebling des Glückes fällt von dem Gipfel seiner Höhe in den Staub des Elendes herab! — oder ist etwa deine Frömmigkeit und Tugend die Ursache deines Stolzes? ist denn nicht auch dieses blos ein Geschenk der göttlichen Gnade? Was hast du, das du nicht empfangen hast, wenn du es aber empfangen hast, was rühmest du dich, als ob du es nicht empfangen hättest? kannst du nicht bald, und eben so schändlich fallen als Lucifer, David und Petrus? wie unvernünftig ist daher jeder Stolz, die Quelle, davon mag seyn, welche sie wolle! — Und neben seiner Unvernunft verräth der Hochmüthige auch noch ein böses Herz; denn woran erkennt man ein gutes Herz besser als an der Liebe des Nächsten? wie kann aber der Prahler sagen, er liebe seinen Nächsten, da er ihn verachtet, auf Niedrige mit Geringschätzung herabschaut, seine Untergebenen, oder die Armen mit kurzen Worten und im erhabenen, bittern Tone abweißt, und das Gute, daß andere thun, entweder als unbedeutend ansieht, oder noch durch schiefe Auslegungen verkleinert. Von einem so bösartigen Herzen waren die Pharisäer, die um die Alleinherrschaft der Frömmigkeit zu behaupten, nicht nur den bessern Menschen, wie Jesus und seine Jünger waren, sondern auch dem übrigen Volke Kenntnisse und Tugenden absprachen, oder sie doch in den dunkelsten Schatten durch ihre Verleumdungen zu setzen suchten.

Folgen des Hochmuths.

Da der Hochmuth eigentlich darin besteht, daß man sich selbst hochschätze, die andern aber verachte, so ist natürlich, daß dieses Laster mit einer Gegenverachtung gestraft werde. Wie sollte Gott nicht über den Stolzen zürnen, da dieser ihm die Ehre raubt, und das seinen Kräften, seinen Einsichten, seiner Betriebsamkeit, seinen Verdiensten zueignet, was bloß von Gottes Hand und Güte kömmt? sollte er den Undankbaren nicht verachten, der mit den geschenkten Gaben sich hochmüthig brüstet, und die Hand des einzigen Gebers vergißt? muß der Hoch-

müthige von dem Allgewaltigen nicht jene Züchtigung befürchten, womit er den Uebermuth eines Holofernes, eines Antiochus, und der jüdischen Synagoge gebändiget hat? wissen wir heut zu Tage nicht Beyspiele genug, wie die Stolzen von Gott verlassen, und in eine eben so lasterhafte als schändliche Tiefe herabgesunken sind; denn so wie die Hoffart der Anfang aller Sünden ist, so ist sie auch der Ursprung der Verachtung nicht nur bey Gott, sondern auch bey den Menschen; denn wer wird jenen lieben, von dem man nur geringschätzend behandelt wird, oder von dem man weiß, daß er seinem Ehrgeize alles aufzuopfern bereit ist?

Der Hochmuth ist die Quelle aller Laster.

Wenn die Demuth die Grundlage aller wahren Tugenden ist, weil keine Tugend ohne Demuth sich denken läßt, so erhellet wohl, daß der Hochmuth, wie Salomon sagt, die Quelle aller Laster seyn müsse. Wer sich selbst einen übertriebenen Werth zueignet, sucht auch in allen seinen Gedanken und Handlungen nur sich selbst; er betrachtet sich als den letzten Zweck, und nur alsdann ist er zufrieden, wenn er sich schmeicheln kann, daß er seinen Werth wieder um einen Grad erhöhet hat. Geschehen von ihm in dieser Absicht tugendhafte Handlungen, so haben sie nur den äußern Schein der Tugend, wofür er von Gott keinen Lohn zu hoffen hat. Sie sind ihm vielmehr zum Verderben, wie den Pharisäern, weil er sich derselben nur als eines Deckmantels seiner Laster bedienet. Der Hochmüthige bekümmert sich also wenig um die Mittel, wenn er nur zur Befriedigung seines heimlichen Triebes gelangt, und wenn das Laster ihm den Weg dazu öffnet, so trägt er auch kein Bedenken Schandthaten aller Art auszuüben. Da er immer nur niederträchtig denkt und so denken muß, so ist es ihm gleichgültig, auf welche Art er seinen Zweck erreichet; er schämt sich daher nicht, Lob und Ehre zu erbetteln, und sich ganz nach der Denkart und nach den Grundsätzen derjenigen zu richten, nach deren Hochachtung er strebt.

Wie ist ein solcher Mensch eines ächten Tugendgefühls fähig? Wie ist er im Stande reine Tugend auszuüben, da er den eigentlichen Zweck der Tugend nicht erkennt, und alles auf sich selbst zurückzubringen suchet? Als der Apostel Paulus die Eigenschaften eines Bischofs bestimmte, befahl er, man sollte keinen Neugetauften zu dieser Würde erheben, damit er nicht stolz sich erhebe, und das Gericht des Lästerers über ihn ergehe. 1. Tim. 3, 6. Der Hochmüthige steht also unter der Gewalt aller Versuchungen, und wird er denselben nicht unterliegen?

Der Hochmuth ist ein Hinderniß zur Selbsterkenntniß.

Selbsterkenntniß ist die erste Bedingung zur Wiederaussöhnung mit Gott, wenn man ihn durch die Sünde beleidiget hat. Gott fordert von dem Sünder, daß er seine Verbrechen genau erkenne, und sich für so schuldig halte, als er wirklich ist. In der Bitterkeit seines Herzens soll er seine durchlebten Tage betrachten; ohne Schonung soll er die Binde von den Augen reißen, welche die Eigenliebe darüberzieht, und ohne Furcht, alle seine Laster zu entdecken, soll er die verborgensten Falten seines Herzens durchforschen, damit er im Beichtstuhle sich so anklagen könne, wie er vor Gott schuldig ist. Wie kann aber der Hochmüthige zu einer wahren Selbsterkenntniß gelangen, da er stets bemüht ist, sich selbst zu trügen? Unter allen Leidenschaften scheut keine die aufrichtigen Selbstprüfungen mehr als der Hochmuth, weil er wohl weiß, daß er durch dieselben gedemüthiget wird; Niemand fürchtet sich mehr sein Gewissen zu prüfen, als der Hochmüthige, weil er durch sich selbst am meisten zu Schanden gemacht würde. Er meidet absichtlich alles, was ihm die Augen über seine Verblendungen öffnen könnte, weil er getäuscht seyn will, indem seine ganze Glückseligkeit in Täuschungen besteht. Wie der Gottlose, wovon der Prophet redet, will er die Wahrheit nicht erkennen, damit er dadurch nicht genöthigt werde, Gutes zu thun. Wie aber eine solche Gemüthsstimmung

geradezu zur Blindheit und zur Herzensverhärtung führen muß, ist leicht begreiflich. Die innern Regungen zum Guten, welche Gott zuweilen in seinem Herzen erweckt, um ihn zur Besinnung zu bringen, verachtet er, alle heilsamen Gedanken schlägt er aus, weil sie sich mit den Begierden seines Herzens nicht vertragen; die Beyspiele der Tügend, welche er von Zeit zu Zeit vor Augen hat, machen auf ihn keinen Eindruck; er wirft nur einen flüchtigen Blick auf alles, was ihn zur Nachahmung reitzen könnte, und sobald er aufhört zu sehen, denkt er auch nicht mehr daran. Jene öffentliche Unterweisungen, wo das Wort Gottes vorgetragen und die Pflichten auseinander gesetzt werden, meidet er; oder wenn er ihnen auch zuweilen beywohnt, so ist er schon zum voraus gegen alles eingenommen, was gesagt wird, und auf diese Art stellt er jedem heilsamen Eindrucke unübersteigbare Hinterniſſe entgegen. Von solchen Menschen zieht Gott seine Gnade zurück, und überläßt sie ihrem verdorbenen Sinne, denn Gott widersetzt sich den Uebermüthigen, schreibt Petrus in seinem ersten Briefe, den Demüthigen aber ist er gnädig. 5, 5.

Gewöhnlicher Kunstgriff der Hochmüthigen.

So selten die Demuth überhaupt von den Menschen ausgeübt wird, so wird sie von ihnen doch sehr geehrt und hochgeschätzt. Aus dieser Ursache hat der Hochmuth den Kunstgriff ausgedacht, sich das liebliche Gewand der Demuth umzuhängen, und sich hinter dessen angenehmen Glanz zu verbergen, um dadurch den Eingang zur Ehre und Hochachtung der Menschen zu finden, ohne sich dem Verdachte auszusetzen, als wäre dies sein eigentlicher Zweck. Wer kennt nicht solche Menschen, welche um ihre Ehrsucht zu ersättigen, von den Fehlern sprechen, welche sie begangen haben und sich dadurch selbst herabzusetzen scheinen? Hier redet einer von der Unbesonnenheit, mit welcher er Gutthaten ertheilt hat; bey dieser Gelegenheit erzählt er umständlich, was er gethan hat, und sein Zweck ist blos, daß

man wisse, wie freygebig er ist. Dort spricht ein anderer von einem Fehltritte, den er bey einer Unternehmung von großer Wichtigkeit, bey der Ausführung einer selbst gemachten Entdeckung, bey der Vollziehung eines glänzenden Auftrags begangen hat, aber seine eigentliche Absicht ist nicht, durch die Offenbarung seines Fehlers sich zu erniedrigen, sondern die Sache selbst bekannt zu machen. Will man sich seines Reichthums und der Güter, die man besitzt, oder der Geschäfte, die man macht, oder der Einkünfte, welche man genießt, rühmen, so redet man von großem Verlurst, von Unglücksfällen, oder einem bedeutenden Schaden, den man erlitten hat. Wünscht man, daß die Verbindungen, in welchen man mit großen steht, bekannt werden, und daß man dadurch das Ansehen gewinne, welches damit verknüpft ist, so leidet man das Gespräch auf Gegenstände, wodurch sie entdeckt werden, ohne daß man die heimliche Absicht dabey zu verrathen scheint.

Diebstahl.

Diese Materie begreift nicht nur den eigentlichen Diebstahl in sich, wodurch man seinem Nebenmenschen heimlich oder mit Gewalt das Seinige wegnimmt oder raubt, sondern hieher gehören auch alle Arten von Betrügereyen, von Uebervortheilungen, und Verträgen, wodurch man einen Eingriff in das Eigenthum seines Nächsten thut. Ueberhaupt gehört hieher jeder Schade, den man seinem Nächsten zufügt, auf welche Art es immer sey, und jeder Verlurst, den man ihm veranlaßt.

Eben so gehört auch zu dieser Materie, die Pflicht das gestohlene, das mit Unrecht erworbene Gut, so wie den Schaden, woran man Ursache ist, wieder zu ersetzen.

Erster Entwurf.

Ueber den Diebstahl und den Betrug überhaupt.

So sehr der Mensch geneigt ist zu glauben, daß die Güter der Erde, die von dem allgütigen Schöpfer herstammen, für

alle Menschen ohne Ausnahme erschaffen worden sind, und zum willkührlichen Gebrauche eines jeden seyn sollen, der derselben bedürftig ist, oder sie zu genießen wünscht, so sieht doch ein jeder von selbst ein, daß ein gewisses Eigenthumsrecht nothwendig sey, und daß es Niemand erlaubt seyn könne, durch einen Diebstahl oder durch irgend einen Betrug einen Eingriff in das Eigenthum eines andern zu machen. Die rohesten Völker der Erde haben diese Wahrheit zu allen Zeiten erkannt, und sogar jene unter ihnen, die ganz vom Raube leben, bekennen in ihrem Herzen daß sie gegen die Unglücklichen, welche sie ausplündern eine Ungerechtigkeit begehen, und bestehen darauf, daß das Eigenthumsrecht, welches sie, im Falle es Fremde betrifft, täglich beeinträchtigen, unter ihnen beobachtet und unverletzt gehalten werde. Um daher zu beweisen, welch ein häßliches Laster der Diebstahl ist, wollen wir

1 den Diebstahl und jeden Betrug, der einem Diebstahle ähnlich ist, an sich betrachten, und dann

2 die schädlichen Folgen aufsuchen, welche er nach sich zu ziehen pflegt.

Ein einziger Blick auf die Menschen, welche vereinigt mit einander leben, und die gegenseitig ihrer Hilfe bedürfen, überzeugt uns von der Nothwendigkeit der menschlichen Gesellschaft so wie der Ordnungsgesetze, worauf sie gegründet ist, und die nur Gott zum Urheber haben. Der Diebstahl, den diese Gesetze misbilligen, ist also

a ein in den Augen Gottes häßliches Laster. Er streitet offenbar mit den Grundsätzen jener Gerechtigkeit, welche eine Vollkommenheit Gottes ist, und mit jenen von Recht und Unrecht, welche der Schöpfer in jedes Menschenherz eingegraben hat, und welche das erste und vorzüglichste Band der menschlichen Gesellschaft sind. Eben so ist er

b in den Augen der Menschen ein verabscheuungswerthes Laster, weil er das Band der Liebe zerreißt, welches alle Menschen zusammenknüpfen soll. Der Dieb ist ein Feind aller

derjenigen, welche etwas besitzen; er ist ein Neider ihres Wohlstandes, und ein Stöhrer ihrer häuslichen Ruhe.

c An sich betrachtet ist der Dieb und der Betrieger ein Auswurf der Menschheit; er trägt ein böses Herz in seinem Busen, das weder der heiligen Religionsgefühle noch jener der Menschenliebe, und des Mitleids fähig ist.

Betrachten wir die Folgen, welche der Diebstahl nach sich zu ziehen pflegt, so zeigt sich uns dieses Laster unter einem nicht weniger häßlichen Gesichtspunkte. Die erste Folge eines Diebstahls, wovon der Thäter bekannt geworden ist, ist

a der Verlurst seiner Ehre und seines guten Nahmens. Es giebt kaum ein Laster, welches die Menschen für so ehrlos halten, als den Diebstahl; Jedermann sieht mit Verachtung auf einen Dieb; er verliert alles Zutrauen, und man hütet sich vor ihm, wie vor einem verborgenen Feinde, der still herumschleicht und jede Gelegenheit ausspähet, seinen Nebenmenschen unter Schrecken und Furcht auszuplündern. Eine andere eben so bedenkliche Folge ist

b die Schwierigkeit des Ersatzes. Gewöhnlich sind die Diebe auch Verschwender, und in kurzer Zeit sind die Früchte ihres Raubes dahin; oder wenn sie keine Verschwender sind, so sind sie dem Geitze äußerst ergeben, so daß die Pflicht des Ersatzes für sie in einem gewissen Verstande eben so unmöglich ist als für den, der das gestohlene Gut nicht mehr besitzt. — Die dritte Folge ist

c eine gewisse Herzensverhärtung, wodurch sie aller Gefühle von Religion und Gerechtigkeit unfähig werden. In diesem Zustande leben sie gewöhnlich fort, bis sie ihre Tage selten durch einen natürlichen Tod, meistens auf dem Blutgerüste endigen.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Ursachen, welche den Diebstahl und den Betrug gewöhnlich veranlassen.

So sehr der Mensch an sich geldgierig ist, weil das Geld

das vorzüglichste Mittel ist, nicht nur den Bedürfnissen des Lebens abzuhelfen, sondern auch die jedem angebohrne Lust nach Vergnügungen, nach Pracht und Bequemlichkeit zu befriedigen, so würde er sich doch nicht so leicht zum Diebstahle und zum Betruge entschließen, wenn er nicht durch gewisse Umstände dazu verleitet würde. Die vorzüglichsten dieser Umstände rühren entweder von der Erziehung oder von den bösen Gelegenheiten her, in welchen der Mensch sich befindet, und vor deren schädlichem Einfluß er sich nicht in Acht nimmt. — Wir wollen nun die vorzüglichsten dieser Umstände oder Ursachen aufsuchen, und ausführlich erklären,

1 welche von einer vernachläßigten Erziehung herrühren und dann

2 jene andere entwickeln, welche die bösen Gelegenheiten veranlassen, worinn der Mensch sich befinden kann.

Wenn man schon die bösen Neigungen der Kinder, und die Verbrechen, welche gleich bey heranreifenden Jahren dadurch veranlaßt werden, nicht allemahl den Aeltern zuschreiben darf, so läßt sich doch im Allgemeinen behaupten, daß die Hinläßigkeit der Aeltern die erste Quelle der Verbrechen der Jugend ist. Die Pflichten der Aeltern in Absicht auf das Eigenthumsrecht eines jeden Menschen sind:

a daß sie ihren Kindern frühzeitig Achtung für Recht, und Abscheu vor Unrecht einflößen, und ihnen mit Nachdruck erklären, mit welcher Gewissenhaftigkeit ein jeder dem andern das Seinige zu geben verbunden ist, was er rechtmäßig fordern darf, und ihm zu lassen, was er rechtmäßig besitzt.

b daß sie diese Lehren ihren Kindern an ihrem eigenen Beyspiele zeigen, indem sie in ihren Geschäften mit ihren Nebenmenschen niemahls List oder Betrug gebrauchen, sich niemahls etwas zueignen, wozu sie nicht ein offenbares und unstreitiges Recht haben, um bey ihren Kindern nicht den geringsten Verdacht über ihre Rechtschaffenheit zu erwecken.

c daß sie ein wachsames Auge über ihre Kinder haben, ihre Handlungen genau prüfen, und fleißig nachforschen, wo-

her sie alles haben, was sie in ihren Händen sehen. Und werden sie den geringsten Diebstahl oder Betrug gewahr, so ist es ihre Pflicht, die Kinder unverzüglich zu strafen, und für den Ersatz des Schadens zu sorgen.

Wie wenig manche Aeltern diese Pflichten erfüllen, und wie leichtsinnig sie sich überhaupt in dieser Hinsicht gegen ihre Kinder zeigen, beweißt die Erfahrung. Kein Wunder also, wenn es so viele Diebe und Betrieger giebt, und man sich in Ansehung der Ersatzpflicht so gleichgültig zeigt.

Es ist allgemein bekannt, wie mächtig der Einfluß ist den die bösen Gelegenheiten bey dem Menschen veranlassen, der sie nicht meidet. Wer sich nicht mit den Berufsarbeiten seines Standes beschäftigt, und sich nicht in den Kreis seines Hauswesens einschränkt, um dieses mit Klugheit zu leiten und zu besorgen, sondern den Umgang arbeitloser Menschen liebt, der gewöhnt sich allmählig

a an den Müssiggang: er faßt einen Eckel an der Arbeit und an jeder Beschäftigung, welche irgend eine Anstrengung erfordert. — Durch den Müssiggang wird dann sehr oft auch veranlaßt

b die Spielsucht. Wer aus Unlust zur Arbeit sich dem Müssiggang ergiebt, verursachet sich selbst Langeweile. Für den Müssiggänger, der nicht arbeiten will, ist das Spiel das einzige Mittel, sie zu vertreiben. — Die nächste Wirkung des Müssiggangs und des Spiels ist nun

c die Zerrüttung des Vermögens. Vernunft und Erfahrung beweisen uns zur Genüge, daß nichts mehr als diese zwey Uebel den Sturz des Hauswesens befördern.

Daß aber Diebstahl und Betrug eine ganz natürliche und selten ausbleibende Folge eines durch Müssiggang und Spiel zerrütteten Vermögens ist, ist wohl sehr begreiflich.

Dritter Entwurf.

Worauf die Pflicht, das ungerecht erworbene Gut zu ersetzen, sich gründet.

Wenn es ein Verbrechen ist, seinem Nebenmenschen durch einen Diebstahl, einen Betrug oder auf sonst eine Art einen Schaden zuzufügen, so ergiebt sich von selbst, daß dieses Verbrechen nicht nachgelassen wird, wie der heil. Augustin sagt, bis man das gestohlene Gut demjenigen zurück erstattet, der den Schaden erlitten hat. Um nun die Pflicht das gestohlene, oder auf irgend eine ungerechte Art erworbene Gut dem Eigenthümer wieder zurück zu geben, in ihrem Umfange darzustellen, wollen wir untersuchen,

1 worauf die Pflicht den Schaden zu ersetzen, sich gründet, und dann

2 wie diese Pflicht erfüllt werden soll.

Obwohl der Mensch durch seine Vernunft leicht erkennt, daß, wenn es ihm nicht erlaubt seyn kann, sich irgend etwas zuzueignen, wozu er kein Eigenthumsrecht hat, er verpflichtet ist, wofern er gegen dieses Verboth gehandelt hat, den daraus erfolgten Schaden zu vergüten, so hielt es Gott doch für nothwendig, dem Israelitischen Volke diese Pflicht durch ein besonderes Geboth zu verkündigen. Die Ersatzpflicht gründet sich also

a auf einen ausdrücklichen Befehl Gottes. Exod. 22. Diese Pflicht leidet keine Ausnahme. Dem Achab half es nichts, daß er sich vor dem Herrn demüthigte, und sich mit dem Bußsacke bedeckte. Weil er dem Naboth den mit Unrecht weggenommenen Weingarten nicht zurückgeben wollte, erhielt er von Gott keine Verzeihung. — Diese Pflicht gründet sich

b auf die Gerechtigkeit, kraft welcher jedem das Seinige gegeben werden muß, folglich ist man vor allem schuldig, das zurückzustellen, was man sich ungerechter Weise zugeeignet hat. — Die Pflicht der Wiedererstattung erheischt

c die Ordnung in der menschlichen Gesellschaft. Wäre der

Dieb oder der Betrieger, dem es gelungen ist, durch List oder auf sonst eine verborgene Art sich etwas zuzueignen, was seinem Bruder gehört, nicht verbunden, es demselben wieder zu ersetzen, so könnte die Gesellschaft nicht bestehen, weil die Sicherheit des Eigenthums eine der festesten Stützen der Gesellschaft ist.

Nun entsteht die Frage, wie das gestohlene oder auf eine ungerechte Art erworbene Gut ersetzt werden soll. Nichts ist billiger als daß es

a ohne Verzug dem Eigenthümer zurückgestellt werde, denn von dem Augenblicke an, wo ein Eingriff in sein Eigenthum geschehen ist, leidet er einen Schaden, indem er genöthiget wird zu entbehren, was sein ist, und was er vielleicht nothwendig gebraucht. Hieraus erfolgt, wie ungerecht jene Diebe und Betrieger handeln, welche den Ersatz des zugefügten Schadens bis nach ihrem Tode verschieben. — Aus gleichen Gründen soll der Schaden

b gänzlich und ohne Abzug erstattet werden. Die auf den Diebstahl oder den Betrug erfolgte Zerrüttung der Vermögensumstände giebt dem Diebe oder dem Betrieger kein Recht, den Eigenthümer zu einem Abzuge zu nöthigen, oder ihm einen Nachlaß abzudringen, wenn ihm über den nothwendigsten Bedarf noch so viel übrig bleibt, daß er den Schaden ganz ersetzen kann. Eine gleiche Pflicht ruhet auch auf dem Schuldner gegen seine Gläubiger, sollte er auch genöthigt werden sich unter seinen Stand herabzusetzen. Und wenn er auch mit ihnen um einen Abzug übereingekommen ist, so bleibt dennoch die Pflicht ganz zu bezahlen, wenn er wieder zu Kräften kömmt, weil die Uebereinkunft nicht freywillig war. — Der Schade soll

c dem Eigenthümer selbst, der den Schaden erlitten hat, ersetzt werden. Der Dieb oder Betrieger irrt also sehr, der glaubt seiner Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn er das, was er ungerecht besitzt, unter die Armen aus-

theilt oder zu sonst einer milden Stiftung verwendet. Dies kann nur in dem einzigen Falle gelten, wo der Eigenthümer, oder dessen Erben auf keine Art ausfindig gemacht werden können.

Vierter Entwurf.

Ueber die Verzögerung das gestohlene oder ungerecht erworbene Gut zu ersetzen.

Die Pflicht das gestohlene oder ungerecht erworbene Gut dem Eigenthümer wieder zurückzustellen, erkennet jeder leicht durch seine eigenen Gefühle; er darf sich nur in die Stelle des Beraubten denken. Aber was die Zeit betrifft, in welcher diese Pflicht erfüllt werden soll, so behaupten viele, welche in diesem Falle sind, es könne hierüber keine Bestimmung herrschen, wenn man nur den Willen habe zu ersetzen; und dafern sich im Leben keine fügliche Gelegenheit zum Ersatze darbiethet, so könne man ihn wohl auch bis zum Tode verschieben. Diesen Menschen wollen wir aber beweisen,

1 daß man durch die Verzögerung der Ersatzpflicht gegen den Eigenthümer eine Ungerechtigkeit begeht, und

2 daß man das Heil seiner Seele einer großen Gefahr aussetzet.

Von dem Augenblicke an wo man es erkennet, daß man seinem Nebenmenschen einen Schaden zugefügt hat, auf welche Art es immer sey, ist man verbunden an die Mittel zu denken, den Schaden zu ersetzen, und diese Mittel auch sogleich in Vollziehung zu bringen, denn

a durch die Verzögerung des Ersatzes wird die dem Eigenthümer zugefügte Unbild erneuert, und man begeht dadurch gleichsam einen immerwährenden Diebstahl. Der bloße Wille zu ersetzen entschuldigt hier nicht, weil der Eigenthümer für den Willen keinen Bürgen hat, und weil die Sache eigentlich nicht mit einem bloßen Willen, sondern nur mit dem Ersatze des Schadens abgethan werden kann.

b Durch die Verzögerung des Ersatzes leidet der Eigenthümer einen Schaden, weil er etwas entbehren muß, das sein ist, und das er vielleicht nothwendig brauchet. Und

ε wäre es auch, daß er es nicht nothwendig brauchte, so ist er doch außer Stand, es auf eine andere Art zu benützen, wodurch er vielleicht seinen Wohlstand befördern könnte. Kurz dem Eigenthümer wird durch die Zurückhaltung seines Eigenthums die Freyheit benommen, damit nach Willkühr zu schalten und zu walten, und dies ist eine Ungerechtigkeit.

So wie die Verzögerung der Ersatzpflicht gegen denjenigen, der den Schaden erlitten hat, eine Ungerechtigkeit ist, eben so ist sie für denjenigen, welcher den Schaden zugefügt hat, gefährlich. Denn

α je länger man die Ersatzpflicht verschiebt, desto mehr verlieren die Gründe, worauf sie beruht, in den Augen dessen, der ersetzen soll, von ihrer Kraft. Die Erfahrung lehret es, daß im ersten Augenblicke, wo man sein Unrecht erkennt, man auch die Pflicht zu ersetzen, am deutlichsten erkennt, und man ist auch am meisten zur Erfüllung derselben bereit. Verschiebt man aber dieselbe, so vergißt man allmählig diese Pflicht, und zuletzt glaubt man wohl gar von ihr befreyt zu seyn.

β Je länger man die Ersatzpflicht verschiebt, desto mehr erschweret man sich die Mittel, zu ersetzen. Aus einem allgemeinen Vorurtheil glaubt man durch einen langen Besitz einer Sache ein Eigenthümsrecht zu erhalten, wenn man sie schon ungerecht erworben hat. Man richtet deßwegen sein Hauswesen darnach ein, so daß man das ungerecht erworbene Gut beynahe nicht mehr entbehren kann, wodurch man sich die Zurückerstattung sehr erschweret.

γ Je länger man die Ersatzpflicht verschiebt, desto mehr setzet man sich der Gefahr aus, sie nicht mehr erfüllen zu können, entweder weil das Hauswesen immer mehr rückwärts geht, oder weil man unvermuthet dahin sterben kann. Daß man in beyden Fällen seine Hinläßigkeit zu verantworten habe, ist leicht begreiflich, und wie wenig man sich

in dieser Hinsicht auf die Gewissenhaftigkeit der Erben verlassen kann, lehret die Erfahrung.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Ausflüchte und Entschuldigungen, womit man die Ersatzpflicht gewöhnlich von sich zu schieben suchet.

Der Mensch ist überhaupt niemahls geschickter, die Erfüllung einer Pflicht von sich zu schieben, und sich selbst zu überreden, daß er von derselben frey ist, als wenn er sich eine Sache entziehen soll, welche er gern als sein Eigenthum betrachtete, besonders wenn er schon eine lange Zeit im Besitze dieser auf eine ungerechte Art erworbenen Sache ist. Es ist äußerst wichtig, die Diebe und Betrieger über die Ausflüchte und Entschuldigungen, wodurch sie sich zum Nachtheil ihres Seelenheiles selbst irre zu führen suchen, zu belehren, und ihnen ihr grundloses Vorgeben anschaulich darzustellen. Wir wollen die vorzüglichsten dieser Ausflüchte anführen und widerlegen.

a Ich kann nichts mehr ersetzen, spricht ein Betrieger, weil ich das entwendete oder das ungerecht erworbene Gut nicht mehr besitze, und kaum meinen nothwendigsten Hausbedarf bestreiten kann. — Wenn dies wahr ist, so bist du freylich von der Pflicht, zu ersetzen, befreyt. Aber siehst du nicht vielleicht für unmöglich an, was dir blos schwer fällt? Könntest du dich nicht durch Einschränkungen oder mehr Thätigkeit in den Stand setzen, deiner Pflicht genüge zu leisten?

b Ich will meine Schande nicht selbst offenbaren spricht ein anderer; ich würde dadurch meine Ehre und meinen guten Nahmen verlieren. — Giebt es dann keine Mittel, den Schaden zu vergüten ohne deine Ehre der Gefahr auszusetzen? Du kannst ja durch einen vertrauten Freund, von dessen Verschwiegenheit du versichert bist, oder durch deinen Gewissensrath thun, was du dich selbst zu thun schämest.

c Ich bin selbst auch von andern betrogen worden.

— Sey es; berechtiget dich aber dies einen Dritten zu betriegen? Ist dann derjenige, den du betrogen, Schuld an dem Schaden, den du erlitten hast, und wie kömmt er dazu, daß er jetzt deinen Schaden, der ihn durchaus nichts angeht, büßen soll?

d Ich kann das ungerechte Gut jetzt nicht mehr wohl entbehren; wollte ich mich dessen entblößen, so müßte ich mich unter meinen Stand herabsetzen: Kann man dieß von mir fordern? — Warum nicht? Du hast ja denjenigen, den du betrogen oder bestohlen hast, vielleicht auch unter seinen Stand herabgesetzt; und wenn dies auch nicht wäre, wer sagt dir, daß du auf Unkosten eines andern dich in deinem Stande zu erhalten das Recht hast? Entweder ist dein Vermögen durch deine eigene Schuld vermindert worden, in diesem Falle ist es billig, daß du deine Hinläßigkeit büßest; ist es aber nicht deine Schuld, so ist es ja auch keine Schande sich zu einem Stande herabzulassen, in welchem so viele andere ehrliche Leute sich befinden.

e Ich will eine gute Gelegenheit abwarten, und dann werde ich schon Ersatz leisten. — Nein du wirst nicht ersetzen. Wer die Ersatzpflicht verschiebt und eine günstige Gelegenheit abwarten will, der ersetzet gewiß nicht. Dieß beweißt die Erfahrung alle Tage. Eine Pflicht, welche man ungern erfüllet, wird durch die Verzögerung immer schwerer, und zuletzt wird sie vergessen.

f Ich will nach meinem Tode ersetzen, und es meinen Erben hinterlassen, daß sie denjenigen zufrieden stellen, dem ich einen Schaden zugefügt habe. — Wer berechtigt dich zu solch einer Verzögerung? — Und ist auch derjenige, dem du geschadet hast, damit zufrieden; Wer ist dir denn Bürge, daß deine Erben deinen Willen erfüllen werden? Und kannst du nicht unverhofft dahin sterben, ohne ihnen deinen Willen erklärt zu haben?

Stellen aus der heiligen Schrift.

2. B. Mos. 20, 15. Hauptst. 22, 5. 12. Spr. 11, 24. Ebendaselbst 29, 24. Ferner 28, 24 und 22. Syr. 34, 21. 24. Tob. 2, 21. Jes. 33. 1. Cap. 1, 15. Ezech. 33, 14 und 1. Zachar. 5, 3. und 4. Haba. 2, 6. Matth. 22, 21. Luk. 19, 8. 1. Cor. 6, 8. 9.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Wenn man das fremde Eigenthum, worüber man sich versündigt hat, nicht zurückgiebt, da man es doch kann, so thut man keine wahre, sondern nur eine scheinbare Buße; denn bey einer wahren Buße wird die Sünde nicht nachgelassen, wenn das Gestohlene nicht zurückgegeben wird. Augustin Epist. 5. 4. ad Macedon.

Mit Recht sagt man zu einem Anwald: gieb zurück, was du empfangen hast, wenn du gegen die Wahrheit geredet, der Ungerechtigkeit geholfen, den Richter betrogen, die gerechte Sache unterdrückt und durch Unwahrheit gesiegt hast. Ders. a. a. O.

Hast du dem Eigenthümer, was du gefunden hast, nicht zurückgegeben, so hast du es ihm gestohlen. Ders. de Verbis Apostoli.

Der ungerechte Gewinn füllet die Geldkasten an, und bringt das Verderben in die Seele. Für ein Kleid, das man stiehlt, verliert man den Glauben, und für das Geld, welches man erwirbt, die Gerechtigkeit. Ders. a. a. O.

Du redest von den Dieben, welche die schlechteste Art der Menschen sind, und denen das Arzneymittel der Buße nichts hilft. Ders. Epist. ad Macedon.

Unter dem Worte Diebstahl versteht man eine ungerechte Beeinträchtigung des fremden Eigenthums. Ders. Lib. Quaest. in Exod. q. 71.

Diese Beute ist ein Fallstrick für dich: nimmst du sie, so wirst du gefangen. Ders. in Ps. 61.

Es ist ein Gesetz, welches in die Herzen der Menschen eingegraben ist, und welches die Ungerechtigkeit niemahls zu tilgen vermag: denn welcher Dieb duldet einen andern Dieb? Augustin. Lib. 2. Confess. Cap. 4.

Ist derjenige, welcher einem Reichen etwas wegnimmt, grausamer, als jener, der sich mit Wucher beladet. Diese und dergleichen Dinge besitzt man mit Unrecht, und mein Wunsch ist, daß man sie zurückgebe. Ders. Epist. ad Macedon.

Wer ungerechtes Gut erbet, ob ers gleich nicht selbst gestohlen hat, hat fremdes Eigenthum; ein anderer hat es zwar genommen, aber du besitzest es; er hat es geraubt, und du genießest es. Chrysostomus Hom. 14. in Cap. 5. 1. ad Corinth.

Man soll es nicht für ein Almosen halten, wenn man den Armen giebt, was man auf eine ungerechte Art erworben hat. Denn wer sich ungerechtes Gut zuzieht mit der Absicht es wohl anzuwenden, der beladet vielmehr sein Gewissen als er es entlediget. Gregorius Lib. 7. Epist. 112.

Wenn Gott diejenigen, die von ihrem Eigenthum dem Nothleidenden nichts geben, so sehr strafet, welche Strafe wartet also derer, welche noch fremdes Eigenthum rauben? Ders. super illa Matthaei verba: Esurivi et non dedistis etc.

Wer in seinen Begierden kein Maaß kennt, der kennt auch im Betruge keine Gränzen. Ambrosius Lib. de Abel.

Ist es schon ein Raub, wenn man den Armen nichts giebt; so soll man sich doch schämen, ihnen etwas zu nehmen. Cassian Lib. 5. Epist.

Was hilft es dir, die Nachlassung deiner Sünden zu erhalten, wenn du deinem Nebenmenschen den zugefügten Schaden nicht ersetzest. Du bleibst alsdann einer doppelten Sünde schuldig, weil du nähmlich auf eine ungerechte Art dein Vermögen vermehrt hast, und weil du diese ungerecht erworbene Güter behältst. Gregorius Nazian. Orat. 40.

Es ist für die Seele gleichermaßen gefährlich zu stehlen und ungerechtes Gut zu behalten. Decisio Alexandri III. in append. Concilii Lateran. III.

Ausgearbeitete Stellen.

Was ist Diebstahl im allgemeinen Sinne des Worts?

Wer Andern ohne ihre Einwilligung oder nur mit ihrer gezwungenen Genehmigung gewaltsam einen Theil ihrer Güter nimmt, machet sich eines groben Eingriffs in ihr Eigenthumsrecht schuldig. Diese Art von Ungerechtigkeit geschieht in einem Staate, wo die Gesetze in Absicht auf die Sicherheit des Eigenthums vollzogen werden, nicht so häufig wie die, womit man Andere durch List und Betrug um ihr Eigenthum bringt. Diese Art von Ungerechtigkeit ist weit feiner, setzt aber einen höhern Grad von Verdorbenheit voraus. Zu diesen groben Eingriffen in fremdes Eigenthum rechnen wir jede gewaltsame oder heimliche Beraubung und Erpressung, die im gemeinen Leben durch den entehrenden Nahmen des Diebstahls bezeichnet wird, so wie die Verheimlichung oder Zurückbehaltung des gestohlenen Guts. Mag der Gewinn einer solchen Ungerechtigkeit auch noch so unbedeutend seyn; mag der Beraubte immerhin seinen Verlust leicht verschmerzen können, oder ihn nicht einmahl empfinden, so bleiben doch diese gewaltsamen Eingriffe in fremdes Eigenthum schändliche Sünden, welche Gott verabscheuet, weil die Absichten des Diebs immer höchst niederträchtig, und meistens äußerst grausam sind, „denn der Dieb, sagt der Heiland selbst, kommt nur um „zu stehlen, um zu morden und um zu verwüsten. Joh. 10, 10."

Verschiedene Arten des Eingriffs in fremdes Eigenthum, welche wahre Diebstähle sind.

Es giebt gewisse feinere Arten der Ungerechtigkeit gegen fremdes Eigenthum, die wir nicht allein aus dem Benehmen des treulosen Haushalters in der Erzählung Jesu kennen lernen, sondern auch täglich in den Verbindungen mit unsern Nebenmenschen entdecken können. Ach, wie mancher verschwendet das Vermögen der Wittwen und Waisen, und sucht dann durch betrügerische Ränke die verdiente Ahndung seines Verbrechens von

sich abzuwenden! Wie mancher ehrlose Vater opfert die Güter seiner Kinder, die er zu ihrer Erziehung und zur Gründung ihres irdischen Wohls verwenden sollte, seiner Schwelgerey und Spielsucht auf! — Und wie mannigfaltig sind die Arten des Betruges, durch die man im Handel und Wandel den Nächsten zu hintergehen pflegt! Gebe Gott, daß keinen unter uns sein Gewissen hierüber anklage und ihn verdamme, wenn ich an die vorzüglichsten Gattungen dieser Treulosigkeit erinnere: an die gewissenlosen Unterschleife, durch die man gegen den geleisteten Eid dem Staate dasjenige entzieht, was man ihm zu geben schuldig ist; an den unchristlichen Wucher, der den Bedrängten zur Verzweiflung bringt; an die Vorenthaltung und Schmählerung des verdienten Lohns, worüber der Unterdrückte nur im Stillen seufzen darf; an jenes überhandnehmende leichtsinnige Schuldenmachen, das den redlichen Mitbürger um sein sauer verdientes Brod bringt; an die ungerechten Prozesse, durch die man für sich und Andere Elend und Verderben stiftet; an die feinen Betrügereien im Handel, die man oft sogar für recht und erlaubt hält, und an die willkührlichen unverhältnißmäßigen Forderungen für geleistete Dienste, gelieferte Arbeiten, und für genossene Bewirthung. Alle diese Gattungen der Eingriffe in fremdes Eigenthum werden wir so oft gewahr, daß es dem gewissenhaften Christen willkommen seyn muß, wenn er daran erinnert wird, was nach den Grundsätzen der Lehre Jesu von diesen Ungerechtigkeiten eigentlich zu halten sey, damit er den Versuchungen zu einem ähnlichen treulosen Verfahren desto muthiger entgegentreten und sie siegreich überwinden könne.

Verschiedene Arten des Betrugs im Handel und Wandel.

Man werfe einen etwas tiefern Blick in Handel und Wandel, in Käufe und Verträge, in die verschiedenen Arbeiten des Handwerkers und des Künstlers: wie Vieles wird man entdecken, das sich mit den Vorschriften einer strengen Gerechtigkeit nicht verträgt, welche

doch die Seele aller unserer Geschäfte seyn soll! — Ich weiß zwar, daß die heimlichen Kunstgriffe, wodurch man sich im Handel und Wandel gewisse Vortheile auf Unkosten dessen mit welchem man in Geschäften ist, verschafft so ziemlich allgemein üblich sind, und daß überhaupt nur die zarteren Gewissen, darüber Bedenklichkeiten haben. — Unsere Vorfahren, sagt man gewöhnlich haben alle diese Kunstgriffe auch schon gebraucht; und ist dieser allgemeine Gebrauch nicht ein Beweis, daß die Menschen sich gleichermaßen stillschweigend darüber mit einander verstanden haben, und daß dieses im Grunde eben so viel ist, als wäre man förmlich darüber übereingekommen. Dadurch werden also die darunter verborgenen Ungerechtigkeiten gewissermaßen gegenseitig aufgehoben. — Allein, wenn es auch so wäre, würde man dann wohl so heimlich dabey zu Werke gehen? Würde man sich so oft durch Lügen helfen? — Wozu einem Andern etwas verbergen, das er schon weiß? Wozu seinen Fragen ausweichen, oder sie mit lügenhaften Ausflüchten abwenden, wenn alles das, worüber er fragt, ihm schon bekannt ist? Was sollen die erdichteten Entschuldigungen, die Verlegenheit, und die Schamröthe, wenn der Kunstgriff entdeckt wird? — Ist nicht alsdann Ersatz oder Schadloshaltung das Wenigste, was gefordert werden kann? Würde alles dieses geschehen, wenn man beyderseits nicht gänzlich überzeugt wäre, daß ein wahrer Betrug zum Grunde liegt? Und sage mir, du, der du nur den förmlichen Diebstahl und öffentliche Schadenzufügungen als eigentliche Verletzungen der Gerechtigkeit ansehen willst, und behauptest, daß nur sie die Pflicht des Ersatzes zur Folge haben: warum hütest du dich so sehr, daß die Kunstgriffe, die du im Handel und Wandel gebrauchest; die kleinen Vortheile, die du in Käufen und Verträgen, in Rechnungen und Verwaltungsgeschäften dir zu Nutzen machest, nicht in das Auge desjenigen fallen, der dabey verlieret? Warum bemühest du dich so fleißig, in den Arbeiten deines Gewerbes oder deiner Kunst, die Fehler und Mängel zu decken? Sind alle diese Schleichwege nicht ein wah-

rer Beweis, daß du dich über eine zartere Gewissenhaftigkeit schon hinweggesetzt hast, und daß du die Prüfung einer strengen Gerechtigkeit nicht aushalten würdest?

Worauf das Verboth des Diebstahls sich gründet.

Wenn schon der Schöpfer die Güter der Erde zum Gebrauche der Menschen erschaffen hat, wenn schon Niemand ein Recht zum Besitze und Genusse derselben mit sich auf die Welt bringt, so war doch sein Wille nicht, daß sie in gleichem Maaße jedem einzelnen Menschen zu Theil werden. Die weise Vorsehung hat hierin eine ganz andere Anordnung getroffen, als man aus dem, nach rohen Menschenbegriffen abgefaßten Menschenrechte herleiden möchte, und als so Mancher im Wahne eines zügellosen Gleichheitsgeistes wünschen dürfte. — Es lag in ihren Planen, daß der Besitz der irdischen Glücksgüter theils dem Zufalle des Erbrechtes unterworfen werde, theils die Belohnung des Talents, des Fleißes und der Arbeitsamkeit seyn sollte. Und wenn wir die Absichten durchforschen, die darunter verborgen liegen, so entdecken wir eine Weisheit, die wir nicht genug bewundern können. In den Händen des Reichen sollen die Glücksgüter ein Mittel seyn, sich durch den rechtmäßigen Gebrauch derselben Verdienste für den Himmel zu erwerben, und den Armen soll die Entbehrung der Güter dieser Erde dahin führen, dieselben zu verachten und durch eine freywillige Ergebung in den göttlichen Willen sich Reichthümer für die Zukunft zu sammeln. Diese Ergebung ist nicht leicht; denn unser Herz sehnet sich nach dem Besitze irdischer Reichthümer, weil mit dem Genusse derselben die Befriedigung so manches Herzenswunsches verbunden ist. Dafür ist aber auch der Reiche vielen Sorgen und Gefahren ausgesetzt, welche die Reichthümer mit sich bringen, deren der Arme überhoben ist. Wer daher die Sache mit einem christlichen Auge betrachtet, entdecket unter der scheinbaren Ungleichheit in dem Punkte der irdischen Glücksgüter, eine wunderbare Gleichheit, in Hinsicht auf die Folgen, die nach den weisen

Absichten des Schöpfers daraus entstehen sollen. Wenn es also der Wille Gottes ist, daß derjenige, der viel hat, es nach seinen heiligen Absichten anwende und gebrauche, und daß derjenige, dem Wenig zu Theil geworden ist, sich damit begnüge; so erhellet, daß es eine Verletzung des göttlichen Willens ist, wenn Jemand mit Gewalt oder durch List einen Eingriff in den Antheil eines Andern machet, und sich eines Eigenthums bemächtigt, wozu er kein Recht hat, und daß also auch der Vorwand, die Güter der Erde seyen für alle Menschen erschaffen, nur im äußersten Nothfalle entschuldigt.

Das Verboth des Diebstahls ist in alle Menschenherzen eingegraben.

Gott hat das Verboth das Eigenthum seines Nebenmenschen nicht zu beeinträchtigen in die Herzen aller Menschen so tief eingegraben, daß wir keines Lehrers bedürfen, der uns erst beweisen sollte, daß Niemand mit einer frechen Hand nach fremdem Eigenthume greifen darf. Dieser Grundsatz wird allgemein anerkannt, und keiner hat es noch gewagt, ihn in Zweifel zu ziehen. Der Gottlose sogar, welcher sonst alle übrige Gebothe verhöhnt, kann ihn nicht leugnen; daher die Heiden und rohesten Völker die Sicherheit des Eigenthums von jeher für die erste Grundlage der menschlichen Gesellschaft gehalten haben, weil sie wohl einsahen, daß bey der Zulassung des Diebstahls weder Ruhe noch Ordnung möglich wären. Die Gerechtigkeit erfordert also, daß ein jeder sein Eigenthum und die Güter, welche er sich durch seinen Kunstfleiß erworben hat, oder welche ihm durch rechtmäßige Erbschaften zugefallen sind, friedlich genieße. Um diese Lehre den Menschen faßlich zu machen, hat Gott ihnen sogar verbothen, ungerechte Begierden nach fremdem Eigenthum in ihrem Herzen zu unterhalten.

Pflicht das gestohlene Gut zurückzugeben, und den daraus erfolgten Schaden zu ersetzen.

Gleichwie es keines Beweises bedarf, um die Menschen zu

überzeugen, daß es nicht erlaubt ist, einen Eingriff in fremdes Eigenthum zu machen, eben so ist es auch nicht nothwendig die Pflicht der Wiedererstattung darzuthun. Beyde Pflichten leuchten der Vernunft von selbst ein. Jedermann erkennt nicht nur, sondern fühlt sogar die Wahrheit des Lehrsatzes: Thue einem andern nicht, was du nicht willst, daß dir geschehe. Wo ist aber der Mensch, der nicht auch verlangt, daß man ihm den Schaden ersetze, den er erlitten hat? Und verlangt er wohl von Jemand anderm den Ersatz dieses Schadens als von demjenigen selbst, der ihn verursachet hat? Nichts kann daher weniger bestritten werden, als die Pflicht, das gestohlene oder ungerecht erworbene Gut dem Eigenthümer wieder zurückzustellen.

Die Wiedererstattung ist zur Seligkeit nothwendig.

Wenn keine wahre Buße Statt haben kann, wie der heilige Augustin behauptet, ohne daß man jedes fremde Eigenthum seinem Herrn zurückgebe, so erhellet, daß die Zurückgabe zur Seligkeit unumgänglich nothwendig sey. Der Schmerz, den der Sünder empfinden soll, Gott beleidigt zu haben, so wie der Vorsatz dieselbe Sünde nicht mehr zu begehen, begreift nothwendiger Weise den Willen in sich, das Uebel nach Kräften wieder gut zu machen, das man veranlaßt oder selbst gethan hat; wie ließe sich sonst eine wahre Reue denken? Der Christ, der den zugefügten Schaden nicht ersetzet, bleibt demnach so lange mit der Last seiner Sünde beladen, als er die Erfüllung der pflichtmäßigen Wiedererstattung verzögert, im Falle sie in seiner Gewalt liegt. Will er also wahre Buße thun, so muß er von dem Augenblicke an, wo er sich bekehren will, bereit seyn, die Sünde zu verlassen, und allen Pflichten, welche sie nach sich zieht, Genüge zu leisten. Er muß also in demselben Augenblicke schon Anstalten treffen, um den Schaden so bald als möglich zu ersetzen. Ohne dies sind alle seine Bußwerke nur eitler Schein. Wenn aber die Buße ein zur Seligkeit unumgängliches Mittel

ist, so erfolget, daß wer das gestohlene oder unrecht erworbene Gut nicht ersetzet, auch zur Seligkeit nicht gelangen kann.

Wer nicht ersetzet, und es doch thun könnte, ist in einem beständigen Zustande der Sünde.

Wer über das Betragen dessen, der ungerechtes Gut besitzt, und es nicht zurückgiebt, nachdenkt, muß es deutlich einsehen, daß der ungerechte Besitzer in einem beständigen Zustande der Sünde ist; die Sünde wird gleichsam ununterbrochen fortgesetzt, und sie erneuert sich in jedem Augenblicke, wo er an sein ungerechtes Gut denkt, und dadurch auf seine Pflicht aufmerksam gemacht wird. Eben so wie ein Mensch, der seinen Arm eine Zeit ausgestreckt hielte, um ein fremdes Gut zu nehmen, daß er aber nicht erreichen kann, während der ganzen Zeit sündigte, wo er den Arm ausgestreckt hielte, und den Willen zu stehlen hätte, eben so dauert die Sünde des ungerechten Besitzers immerfort, so lange er nicht zurückgiebt. Die freywillige Unterlassung der Ersatzpflicht, die man erkennt, ist eine besondere Sünde, welche von jener, die man durch die Zueignung des fremden Eigenthums begangen hat, ganz verschieden ist, und sie ist um so größer, als die Erfüllung dieser Pflicht eine längere Zeit verschoben wird, und als der aus diesem Aufschub für den rechtmäßigen Eigenthümer entstehende Schade um so größer ist.

Die Unmöglichkeit allein entschuldigt von der Ersatzpflicht.

Da natürlicher Weise Niemand Etwas thun kann, das ihm gänzlich unmöglich ist, so ist auch klar, daß wer ganz ausser Stand ist wieder zu ersetzen, von aller Ersatzpflicht befreyt sey. Doch dauert diese Freyheit nur so lange als die Unmöglichkeit dauert. Denn wenn derjenige, der ungerechtes Gut besessen, es verschwendet, und sich dadurch in eine wahre Unmöglichkeit des Ersatzes gesetzt hatte, sich nachher durch seinen Kunstfleiß oder durch glückliche Zufälle dasselbe wieder erschwingt, und zu Vermögen kömmt, so wacht die Pflicht, den alten Schaden

zu ersetzen, wieder auf; und es ist gleich viel, ob er das neue Vermögen blos einem unverhofften Glücksfalle oder seinem Fleiße zu verdanken hat: seine alte Pflicht bleibt so lange er lebt; sollte auch derjenige, der an ihn zu fordern hatte, schon längst alle Hoffnung aufgegeben haben, irgend etwas zu bekommen, oder sollte er auch in der Zeit seines Sturzes mit ihm übereingekommen seyn, sich mit einem gewissen Theil zu begnügen. Denn da der Eigenthümer sich nicht freywillig zum Vertrage verstanden hat, sondern blos aus der Ursache, um nicht alles zu verlieren, so bleibt ihm immer sein ganzes Recht; und dem Besitzer des ungerechten Guts bleibt also auch die ganze Pflicht.

Was man keine wahre Unmöglichkeit zu ersetzen nennen kann.

Wer ein gestohlenes oder mit Unrecht erworbenes Gut wieder zurückgeben soll, der suchet gewöhnlich sich zu überreden, daß er sich in einer wahren Unmöglichkeit befinde, den Schaden zu ersetzen. Wer dasjenige, was er zurückgeben soll, selbst gebrauchet, und es nicht wohl entbehren kann, ohne sich Gewalt anzuthun; wer dadurch genöthigt wird, sein Hauswesen einzuschränken, etwas von seinen Gütern zu veräußern, seine Prachtlust zu mäßigen, seinen Aufwand zu mindern, den Spieltisch zu meiden, oder sein Gewerb mit mehr Thätigkeit zu betreiben, und seiner Bequemlichkeit so Manches zu versagen: der glaubt in der Unmöglichkeit zu seyn, die Ersatzpflicht zu erfüllen. Wie sehr doch die Menschen geschickt sind, sich selbst zu betriegen, wenn ihr Eigennutz sie dazu auffordert! Als wenn der Dieb oder der Betrieger das Recht hätte, auf Unkosten dessen den er bestohlen oder betrogen hat, seiner Bequemlichkeit zu pflegen! Hat er dem rechtmäßigen Eigenthümer durch den Schaden, den er ihm zugefügt hat, nicht Gewalt angethan? Warum sollte er jetzt sich nicht auch Gewalt anthun, um ihm den Schaden wieder zu vergüten? Wenn der Betrieger nicht verpflichtet wäre, sich einzuschränken, so dürfte ja ein jeder, dessen Hauswesen rückwärts geht, es durch Diebstahl oder Betrug aufrecht erhalten;

denn das Verboth des Diebstahls ist eben so wichtig, als das Geboth des Ersatzes. Wie mancher Betrieger oder Schuldner, der sich mit einer eingebildeten Unmöglichkeit zu ersetzen oder zu bezahlen tröstet, setzet also dadurch das Heil seiner Seele in die größte Gefahr! Die Unmöglichkeit, die anfänglich nur eingebildet war, kann zuletzt wahr werden; sollte er alsdann seine Hinläßigkeit und seinen Leichtsinn nicht zu verantworten haben?

Einen ungerechten Eingriff in fremdes Eigenthum betrachtet man mit ganz andern Augen an sich selbst als an seinen Nebenmenschen.

Der heilige Chrysostomus sagt in einer Rede über die ungerechten Eingriffe in fremdes Eigenthum, sehr treffend, das die Ungerechtigkeit zu jenen Verbrechen gehört, welche die Menschen an sich selbst am wenigsten misbilligen, an andern aber mit der größten Strenge ahnden. Wer hierinn nicht ein ganz besonderes zartes Gewissen hat, der wird mit dieser Leidenschaft leicht gemein, und weiß sich dieselbe unter allerley angenehmen und täuschenden Farben darzustellen. Betrachtet er sie aber an andern, so beträgt er sich ganz anders; er sieht sie unter ihrer häßlichsten Gestalt, und wäre sie auch in gewissen Fällen ganz unbedeutend, so scheint ihm doch keine Strafe hart genug zu seyn, die sie verdiente. Daher sind wir überhaupt so wachsam, um nicht bestohlen oder betrogen zu werden, und dagegen so hinläßig, uns selbst zu Rede zu stellen, ob wir etwa Niemand Unrecht thun. Wie wichtig ist es also für jeden Menschen sein Benehmen immer genau und ohne Partheylichkeit zu prüfen, um sich zu versichern, ob er in dieser Hinsicht ganz rein sey!

Die Pflicht der Wiedererstattung wird selten beobachtet.

Wenn es eine Unmöglichkeit ist, daß derjenige, der sich auf welche Art es immer sey, ein fremdes Gut zugeeignet hat, zur Seligkeit gelange, wenn er es nicht ersetzet, falls es in seiner Gewalt liegt, so ist es beynahe eben so unmöglich, daß er das Gut wirklich ersetze, besonders wenn er schon eine gewisse Zeit

im Besitze des fremden Gutes ist, und sich gewöhnt hat, es als ein wahres Eigenthum zu betrachten. Diese Art von Unmöglichkeit gründet sich auf die großen Hindernisse, welche die Leidenschaften der Erfüllung der Ersatzpflicht entgegenstellen, und welche man gewöhnlich ohne ein Wunder der Gnade nicht übersteigt. Man ziehe nur die Erfahrung zu Rathe, und man wird bemerken, daß die Schadenvergütungen zu den größten Seltenheiten gehören. Es bedarf in der That keiner geringen Tugend, um sich selbst ein Gut wieder abzuzwingen, welches man sich zugeeignet hat. Einen Beweis finden wir in einem allgemeinen Vorurtheil in dieser Hinsicht: Wer ersetzet, glaubt dem Eigenthümer, dem er doch nur das Seinige zurückgiebt, eine wahre Gnade zu ertheilen; nichts scheint ihm billiger zu seyn, als daß dieser sich zu einem nicht unbedeutenden Nachlasse verstehe, und will er etwa nichts davon hören, so findet jener dieses höchst ungerecht, oder er glaubt sich dadurch berechtigt genug, von seinem Vorhaben wieder abzustehen, und den Ersatz auf eine andere Zeit zu verschieben. Eben deshalb ist derjenige selbst, der den Schaden erlitten hat, überhaupt sehr geneigt mit sich handeln zu lassen, und er bequemet sich leicht zu einem Abzuge. Ist dieß nicht ein deutlicher Beweis, daß nichts seltner als die Erfüllung der Ersatzpflicht ist?

Es ist gefährlich die Ersatzpflicht zu verschieben.

Es giebt Menschen, welche, ob sie gleich nicht daran zweifeln, daß sie schuldig sind, ungerecht erworbenes Gut zu ersetzen, dessen ungeachtet die Erfüllung ihrer Pflicht immerfort verschieben, wenn sie auch schon den Tod ihnen gleichsam entgegenkommen sehen. Gleichen diese Menschen nicht jenen Sündern, welche ihre Buße bis auf das Sterbebett hinausschieben? So wie diese sich niemahls zur Bekehrung bereit finden, eben so will es jenen niemahls bequem seyn, zu ersetzen, was ihnen nicht gehört. Aber auch das Ende der Verzögerung ist beyderseits gleich. Ohne ein besonderes Wunder der Gnade ist die bis zum Tode hinaus-

geschobene Buße ein eitles Blendwerk, das für den Sünder ohne Wirkung bleibt, und eben so kommt eine immer verschobene Ersatzpflicht niemahls zur Erfüllung; mit jedem Tage wird sie schwerer, die Hindernisse vermehren sich, der Tod rückt allmählig heran; man stirbt, und — man soll noch ersetzen. Vergebens beruft man sich auf ein Testament, in welchem man einem jeden das Seinige zurückstellt. Als wenn zur Erfüllung der Ersatzpflicht die Zeit bestimmt wäre, wo man das ungerechte Gut ohnehin nicht mehr benützen kann. Und weiß man denn nicht aus Erfahrung, welchen Ausgang solche Testamente gewöhnlich haben. Die Erben, denen es mehr um das Geld als um das Seelenheil des Verstorbenen zu thun ist, wissen schon Mittel zu finden, daß dergleichen Testamente nicht befolgt werden dürfen. Wie thöricht handeln daher jene Menschen, welche immer verschieben, und ihren Erben ein Geschäft überlassen, wovon ihr ewiges Loos abhängt!

Es giebt zwar Fälle, in welchen die Verzögerung erlaubt ist.

Ist der Mensch, der ungerechtes Gut besitzt durch unverschuldete Unglücksfälle, oder auch durch seine Hinläßigkeit, durch seinen Aufwand und dergleichen Ursachen in eine Lage gerathen, daß ihm nur noch der nothwendigste Bedarf übrig bleibt, und daß, wenn er ersetzen müßte, er dadurch in eine gänzliche Armuth versetzt würde, so ist es einleuchtend, daß dieser die Erfüllung der Ersatzpflicht auf bessere Zeiten hinausschieben darf, weil Niemand verbunden ist, sich das Nothwendigste zu entziehen. Aber in seinem Herzen muß er immer den wahren und aufrichtigen Willen behalten, seiner Pflicht Genüge zu leisten, so bald er wieder zu Kräften kommen wird, und nebenbey muß er seinen Fleiß verdoppeln, sein Hauswesen auf's Aeußerste einschränken, alle Ausgaben, welche der nothwendigste Bedarf nicht erheischt, verhüten, und immer überzeugt seyn, daß die Unmöglichkeit zu ersetzen ihn nur alsdann entschuldigt, wenn er alles angewendet hat, was an ihm lag, seine Pflicht zu erfüllen.

Gewöhnliche Ausflüchten und Entschuldigungen gegen die Ersatzpflicht.

Wer durch die Stimme seines Gewissens aufgefordert die Ungerechtigkeit erkennt, wodurch er in das Eigenthum seines Nebenmenschen einen Eingriff gethan hat, der denkt vor allem nach, ob es nicht möglich sey, diese so lästige Pflicht von sich zu wälzen, und ob nicht etwa eine Ausflucht, ein Vorwand ausfindig zu machen sey, womit er sich von der Pflicht der Wiedererstattung frey sprechen könnte. — Ich kann nicht ersetzen, spricht hier ein Betrieger, dem sein Gewissensrath die Ersatzpflicht nahe ans Herz leget; ich habe das entwendete Gut nicht mehr, und was ich verdiene, reicht kaum zu meinem Hausbedarfe hin. — Du kannst nicht ersetzen? — Wenn du die Wahrheit redest, mein Freund, so ist für dich keine Ersatzpflicht, denn Niemand ist zu thun verbunden, was er nicht thun kann. — Aber siehest du vielleicht nicht für unmöglich an, was dir bloß schwer fällt? Wäre es dir nicht möglich, deinen Hausbedarf in etwas einzuschränken? Ließen sich hie und da nicht so manche Ausgaben ersparen? Thust du nicht Vieles deinen Gelüsten zu gut, das du für Bedürfnisse hältst? — Und dann wie viele Stunden gehest du müßig, die du zur Vergütung des Schadens anwenden könntest, den du deinem Nächsten zugefügt hast? Bist du nicht zu allen möglichen Einschränkungen in deinen Ausgaben und zu einem größern Fleiß in deiner Arbeit verbunden? Hat dein Nächster, dem du geschadet hast, nicht das Recht, alles dies von dir zu fordern? Und würdest du es nicht eben auch von ihm fordern, wenn du von ihm betrogen worden wärest? Oder ist er etwa verbunden, dich gelinder zu behandeln, als du ihn behandeln würdest? — Ich kann nicht ersetzen, spricht ein anderer, weil ich meine Schande dadurch aufdecken müßte; ich würde in einen übeln Ruf kommen und dadurch meinem Geschäfte sehr schaden. — Gut. — Giebt es aber kein Mittel, den Schaden zu vergüten, ohne daß deine Ehre darunter leide? Hast du nicht einen guten Freund, dem du dein Anliegen

anvertrauen kannst, und der an deiner Stelle mit Verschwiegenheit deines Nahmens die Ersatzpflicht abtragen könnte? Oder in Ermanglung desselben würde dein Gewissensrath, dem du deine Schande ohnehin aufdecken mußt, und für den die Verschwiegenheit die allerstrengste Pflicht ist, nicht gern für dich thun, was du ohne Gefahr für deine Ehre nicht selbst thun kannst? — Ich werde schon ersetzen, spricht ein Dritter; ich will nur eine günstige Gelegenheit erwarten. — Du wirst schon ersetzen? — Nein, mein Freund, wer die Ersatzpflicht lange verschiebt, der erfüllet sie gewiß nie. Dies lehret uns die Erfahrung, und es liegt in der Natur des Menschen. Je länger man die Ausübung einer Pflicht verschiebet, desto schwerer wird sie uns, weil die Gründe, die uns zur Erfüllung derselben bewogen haben, mit jedem Tag gleichsam schwächer werden, und zuletzt wird man über dieselben ganz gleichgültig. Thue es also bald, wenn du es thun willst, sonst wirst du es gewiß niemahls thun, solltest du auch noch so lange leben.

Gewöhnlichster Vorwand.

Der gewöhnlichste Vorwand, wodurch man sich von der Pflicht des Ersatzes zu befreyen suchet, ist: man könne das Gut seinen Kindern nicht entziehen. Wie! sagen solche Menschen, ich soll meine Kinder darben lassen, was ich zurückgeben soll, das brauche ich zu ihrer standesmäßigen Ausstattung und Versorgung; wäre ich nicht ein Dieb an meinen eigenen Kindern, wenn ich es aus den Händen gäbe? — Wie unsinnig! — Wer sagt dir dann, daß du deine Kinder auf Unkosten eines andern standesmäßig versorgen darfst? Welch ein Recht haben deine Kinder mit fremdem Eigenthum versorgt zu werden? — Du würdest ein Dieb an deinen eigenen Kindern seyn, sagest du? — Du stiehlst ihnen ja nichts, sondern du stiehlst einem andern, um es ihnen zu geben. Doch ja! — Ein Dieb an deinen Kindern bist du vielleicht, weil du dein eigenes Vermögen, womit du sie versorgen solltest, durch deine Hinläßigkeit, deinen Aufwand,

deinen Müßiggang, im Wirthshause oder beym Spieltische verschleudert hast. — Meine Kinder, wendest du mir ferner ein, können ja mit der Zeit, wenn ihre Vermögensumstände sich einmahl werden gebessert haben, das zurückgeben, was ich ungerecht besitze, und indessen nur zu ihrer Versorgung verwende. Es ist ja eigentlich nur ein Darlehn, welches ich ihnen anvertraue mit dem Auftrage, es mit der Zeit seinem Herrn zurückzustellen. — Wer berechtiget dich aber, mit fremdem Eigenthum so nach Willkühr zu verfügen? Ist der rechtmäßige Eigenthümer damit zufrieden? Hast du ihn um seine Einwilligung befragt? Und wirst du ihn für die Zeit, während welcher er warten muß, schadlos halten? — Dann frage ich dich, wer ist dir Bürge, daß deine Kinder den Auftrag einst erfüllen, und was du ihnen nur lehnest, zurückgeben werden? Werden sie gewissenhafter seyn als du? Im Gegentheil weit weniger als du werden sie sich darum bekümmern, daß deine Ungerechtigkeiten vergütet werden. Was die Kinder von den Aeltern empfangen, das betrachten sie als ihr Eigenthum, und es kümmert sie wenig, woher es kömmt, ob es rechtmäßig oder unrechtmäßig erworben ist. Dann muß man von den Kindern eben das sagen, was in Hinsicht auf die Verzögerung der Wiedererstattung von Eltern gesagt worden ist; je mehr die Erfüllung der Pflicht verschoben wird, desto schwerer wird sie, und destoweniger wird sie erfüllt. Dadurch, daß sie auf sie übergegangen ist, ist sie gleichsam in die zweyte Hand gekommen. Wie kann man also hoffen, daß sie jemahls zur Vollbringung gelangen wird?

Wie man die Gewissensbeängstigungen zu ersticken suchet.

Wer in Absicht auf den Besitz und die ungerechte Zurückbehaltung des fremden Guts noch eines Gefühls von Gerechtigkeit fähig ist, der kann sich die Pflicht, das fremde Eigenthum zurückzugeben, nicht bergen. Daß er also von Gewissensbeängstigungen gequält werde, ist ganz natürlich. Aber anstatt nach ihren heilsamen Trieben zu handeln, und sich der Last zu entles

gen, welche ihn drückt, so sucht er vielmehr sie zu ersticken, und sich selbst irre zu führen; er wendet alles an, um es dahin zu bringen, daß er ohne Unruhe besitze, was er ohne Verbrechen nicht behalten kann. Er hütet sich also, jene Personen zu Rathe zu ziehen, welche ihn beunruhigen und durch ihre Kenntnisse entscheiden könnten, ob er rechtmäßiger Besitzer, oder ob er zum Ersatze verpflichtet sey. Oder wenn er, um die unaufhörlichen Vorwürfe seines Gewissens zum Stillschweigen zu bringen, sich auch entschließt, seinen Gewissensrath um eine Entscheidung zu bitten, so stellt er ihm die Sache unter einem solchen Gesichtspunkte dar, daß die Entscheidung ganz nach dem Wunsche seiner Habsucht ausfallen muß. Mit diesem erschlichenen Grunde von Rechtlichkeit suchet er sich alsdann zu beruhigen, und so wie ein Vorwurf des Gewissens in ihm aufwachet, beruhiget er sich mit dem Gedanken, daß die Sache entschieden sey.

Andere glauben die Pflicht der Wiedererstattung mit Almosen oder milden Stiftungen erfüllen zu können.

So sehr der Sünder, welcher fremdes Gut besitzt, sich bemühet, die Vorwürfe seines Gewissens zu ersticken, so lebt er doch in einer beständigen Unruhe; seine Ungerechtigkeit schwebt ihm stets vor den Augen, und um sich von diesem widrigen Anblicke zu befreyen, entschließt er sich einen Theil seines fremden Guts aufzuopfern, um es unter die Armen auszutheilen, oder zu einer milden Stiftung zu verwenden, als wollte er sich von der Pflicht, das Ganze zu ersetzen, damit loskaufen. Welch ein thörichter Einfall! — Willst du Almosen geben, so gieb von deinem Vermögen und nicht von fremdem; was kann dir deine Menschenliebe helfen, wenn sie die Frucht der Ungerechtigkeit ist? Sind dann die zwey Tugenden, die Liebe und die Gerechtigkeit, nicht mit einander verschwistert, und kann eine ohne die andere bestehen? Verkehrest du nicht die Ordnung der Dinge, wenn du einem etwas ohne Recht wegnimmst, um es einem andern zu geben, da du es vor allen jenem wiedergeben

solltest, dem du es genommen hast? „Weißt du nicht, sagt der „heilige Chrysostomus; daß du den Armen und Waisen Thrä„nen aus den Augen pressest, wenn du das Gut, welches du „ihnen durch Betrug, List oder Gewaltthätigkeiten entzogen „hast, unter die Armen austheilest; du gleichest dem Judas, „der dem Tempel das Geld gab, welches der Preis des Bluts „Jesu war, und darum ist dein Almosen mehr ein teuflisches „als ein christliches Werk." „Der Arme, sagt in gleichem Falle „der heil. Augustin, dem du ein Almosen darreichest, ist freu„dig, und bethet zu Gott für dich. Jener aber, dem du ge„nommen hast, was du dem Armen hingiebst, weinet und for„dert die Rache des Himmels über dich auf. Welchen von bey„den wird Gott wohl erhören? Wenn du, fährt der heil. Vater „fort, einerseits Jesum speisest, indem du den Armen speisest, so „wisse, daß du andrerseits Jesum plünderst, indem du dem Ar„men nimmst, was du einem andern giebst. Wenn ein Dieb, „der dich bestohlen hat, und mit welchem du vor dem Rich„ter rechtest, um dein Eigenthum wieder zu erhalten, die Hälf„te davon dem Richter heimlich gäbe, damit du leer abgewiesen „würdest, wäre in deinen Augen der Richter, der sich mit dei„nem Gut bestechen liesse, nicht ein größerer Dieb, als jener, „der dich bestohlen hat? Urtheile nun zwischen dir und dem Rich„ter, und siehe, ob du nicht eine ähnliche Ungerechtigkeit begehest." Willst du also, daß dein Almosen ein gottgefälliges Werk sey, so gieb es von deinem Vermögen. Stelle daher zuerst einem jeden das Seinige zurück, und übe zuvor die Werke der Gerechtigkeit aus, bevor du ein Werk der Liebe verrichtest.

Pflichten derer, welchen das Eigenthum der Waisen und Mündel anvertraut ist.

Wer ein fremdes Gut zu verwalten hat, mit dem Auftrage und der Verbindlichkeit den größtmöglichsten Nutzen zum Besten des Eigenthümers daraus zu ziehen, soll wissen, daß es ihm nicht erlaubt sey, sich von dem daraus entstehenden Nutzen

etwas zuzueignen, und dabey sich gewisser Kunstgriffe zu bedienen, welche um so gesetzwidriger sind, als sie von demjenigen, zu dessen Schaden sie gereichen, weniger entdeckt und verhütet werden können. Und je größer das Zutrauen ist, welches man in die Rechtschaffenheit derer gesetzt hat, die dergleichen Güter verwalten, desto sträflicher ist auch der Misbrauch, den sie davon machen; eben so wie es eine größere Sünde ist, einen Schwachen und Wehrlosen zu unterdrücken als einen andern, der Waffen zu seiner Vertheidigung in Händen hat. Hierüber haben sich vorzüglich diejenigen zu Rede zu stellen, denen das Eigenthum der Mündel und Waisen anvertraut ist, damit sie es zum Besten der verunglückten Kinder zu benützen suchen. Diese haben besonders eine strenge Rechenschaft von ihrer Wirthschaft zu geben, theils weil sie von einem wachsamen Auge weniger zu fürchten haben, theils weil man zu ihnen ein besonderes Zutrauen hat. Nicht nur alle Ränke und Betrügereyen, die den Kindern zum Schaden sind, sondern sogar alle Versäumungen und Hinläßigkeiten, wodurch ihr Nutzen nicht befördert wird, haben sie zu verantworten, und zu ersetzen, wenn sie gerecht seyn und rechtschaffen handeln wollen. — Schon im alten Bunde wurden verschiedene Gesetze zum Vortheile der Waisen bekannt gemacht, in der Absicht, sie gegen Unterdrückung und Betrug zu schützen, und damit ihnen dadurch der Schade wenigstens zum Theil ersetzt werde, den sie durch den Verlust ihrer Aeltern erlitten haben. „Wenn du auf deinem Acker die Früchte wirst geärndet haben, und hast eine Garbe zurückgelassen, so kehre nicht zurück, um sie nachzuholen, sondern lasse sie den Fremdling, den Waisen oder die Wittwe wegtragen, damit der Herr dein Gott dich in den Werken deiner Hände segne." (Exod. 24, 19.) Ein ähnliches Gesetz wurde in Ansehung der übrigen Feldfrüchte gemacht. „Betrete den Acker der Waisen nicht, sagt Salomon, denn ihr nächster Freund ist mächtig, und er wird das Urtheil gegen dich sprechen." (Syr. 23, 10.) Aehnliche Strafen kündigen die Propheten allen denjenigen an, welche die Waisen betrüben, und ihnen Unrecht thun.

Dienst Gottes.

Den Dienst Gottes betrachten wir hier blos unter dem Gesichtspunkte, in wiefern der Mensch als ein Geschöpf, das von seinem Schöpfer abhängt, ihn anzubethen und zu verehren verpflichtet ist. Die Eigenschaften des Dienstes, welchen der Mensch Gott erweist; der Nutzen, den er für das Heil seiner Seele daraus zieht und die Unverträglichkeit dieses Dienstes mit dem Weltdienste: dies sind die Materien, welche zu dieser Abhandlung gehören. Was die Andacht, die Frömmigkeit, den Eifer anbelangt, welchen man bey dem Dienste Gottes haben soll; diese Punkte werden wir in einer eigenen Abhandlung an seinem Orte unter dem Titel Frömmigkeit entwickeln.

Erster Entwurf.

Ueber den Dienst Gottes überhaupt.

Wenn schon der Mensch aus einem angebohrenen Triebe sich unaufhörlich nach Freyheit sehnet, so erreicht er doch nur äußerst selten dieses Ziel seiner Wünsche; weil er sie gewöhnlich suchet, wo sie nicht ist, und sie dort nicht vermuthet, wo er sie wirklich finden könnte. Nach seinen Begriffen bestände die Freyheit darin, daß er die Begierden seiner Sinnlichkeit ungestört befriedigen könnte, und durch kein Gesetz Gottes in seinem Streben nach Genuß und Vergnügen eingeschränkt würde. Daß er aber in diesem Falle ein wahrer Sclave seiner Leidenschaften seyn würde, weil sie ihm nur ein eitles Vergnügen, das er jedesmahl theuer büßen muß, und niemahls eine wahre Zufriedenheit gewähren, lehret ihn die Vernunft und die Erfahrung. Die wahre Freyheit, jene, nach welcher sein Herz sich eigentlich sehnet, besteht in dem Dienste Gottes, weil der wahre Diener Gottes, die Freyheit der Kinder Gottes erlangt, und weil eben diese Freyheit die einzige ist, welche dem Herzen wahre Zufriedenheit bringt, und der Würde des Menschen angemessen ist.

Laßt uns nun diese Wahrheit, welche in den Ohren der Welt-

kinder ganz sonderbar klingt, näher entwickeln, und ihnen beweisen,

1 daß, weil Gott der Allerhöchste, der Herr aller Herren ist, der Mensch, der ihm dienet, zur höchsten Würde erhoben wird, und

2 daß, weil Gott ein unendlich gutes Wesen, der beste aller Herren ist, der Dienst Gottes einen süßen Trost und unzählige Annehmlichkeiten mit sich bringt.

Aus dem bloßen Begriffe, welchen wir uns von Gott als dem höchsten Wesen machen, von welchem alle übrigen abhängen, und unter dessen Gewalt die ganze Natur steht, erfolget, daß sich nichts Größeres, nichts Mächtigeres als Gott denken läßt, und daß alle unsere Vorstellungen von ihm, so weitaussehend sie auch seyn mögen, immer noch unendlich weit unter der Wahrheit bleiben.

a Wenn aber von der Größe des Herrn immer etwas auf seine Diener zurückfällt, und der Charakter dieser um so ehrenvoller ist, als der Herr größer ist, so erfolget, daß wir es als eine sehr hohe Ehre ansehen sollen, Diener Gottes zu seyn. Dieser Grundsatz wird selbst von der Welt anerkannt, und zur Anwendung gebracht.

b Gott der Herr, dem wir dienen sollen, hat sich gegen uns seine Geschöpfe, so weit herabgelassen, daß er uns von der Knechtschaft, in welcher wir schmachteten, von der Knechtschaft der Sünde befreyte, damit wir fernerhin nicht mehr für uns, sondern für den, der für uns gestorben ist, leben, wie Paulus schreibt. 2. Kor. 5. Ist mit dieser Erlösung, durch welche wir nur für Gott leben, nur ihm allein dienen, nicht die höchste Würde verknüpft?

c Wird ein Diener von seinem Herrn wie ein Freund gehalten, so nähert sich der Diener dadurch noch mehr der Größe seines Herrn, und er steigt auf die höchste Ehrenstufe, worauf er, ein Geschöpf, sich erheben kann. Von nun an will ich euch nicht mehr Diener nennen, sondern

ich heiße euch jetzt meine Freunde, sagt Jesus selbst zu den Aposteln, Joh. 15, 15.

Bey dem gemeinen Diener ist die Lage, in welcher er sich befindet, hart und bedauernswerth, weil die Abhängigkeit, in welcher er steht, von der Art ist, daß er auch bey dem beßten Herrn doch durch manche kränkende Demüthigungen betrübt wird. Die Abhängigkeit, in welcher der Diener Gottes von seinem Herrn steht, ist von einer ganz andern Art, und bringt ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor.

a Gott ist ein guter Herr. Bey den Befehlen, welche er uns ertheilt, sieht er immer auf unsere Schwachheit, und wenn wir unter der Last unserer gebrechlichen Natur kraftlos erliegen, so begnügt er sich mit unserm guten Willen, und reichet uns mittelst seiner Gnaden seine hilfreiche Hand dar, um uns wieder aufzurichten und zu stärken.

b Gott ist ein guter Herr. Bey den vielfältigen Trübsalen und Widerwärtigkeiten, welche von dem menschlichen Leben unzertrennlich sind, gießt er in unser Herz einen süßen Trost, wenn mir mit kindlichem Vertrauen unsere Zuflucht zu ihm nehmen, und er muntert uns mit der Versicherung auf, daß alles, was uns hier auf dieser Erde quälet, nur von kurzer Dauer ist.

c Gott ist ein guter Herr. Für die geringen und unbedeutenden Tugendwerke, welche wir auf dieser Erde verrichten; für den Eifer, mit welchem wir ihm dienen und die Gnaden benützen, die er uns in dieser Hinsicht ertheilt, giebt er uns in der andern Welt einen Lohn, der unser Verdienst unendlich übertrifft, und der in einer ewigdaurenden Glückseligkeit besteht.

Zweyter Entwurf.
Ueber dieselbe Materie.

Bey dem ersten Blicke, den man auf die Lehre Jesu wirft, scheint es, daß, um ein Diener Jesu zu seyn, viel Muth und

Entschlossenheit erfordert werde, indem eben diese Lehre allen Leidenschaften des Menschen und allen Begierden der Sinnlichkeit einen offenbaren Krieg erklärt. Betrachtet man aber näher, wie wenig und unbedeutend alles das ist, was ein Diener Gottes zu thun verbunden ist, und wie freygebig und liebreich Gott sich gegen alle diejenigen erzeigt, welche ihm mit einem reinen Herzen dienen, so verwundern wir uns nicht mehr, das er alle Menschen durch den Mund seines Propheten Isaias einladet, sie sollen zu ihm kommen, die durstet, auch die ohne Geld sind, sollen kommen, kaufen und essen; sie sollen kommen und kaufen ohne Geld und ohne Zahlung Wein und Milch; 55, 1. Und daß der Prophet David ganz entzückt über diese sonderbare Güte des Herrn, dem wir dienen, ausgerufen hat: Um nichts wirst du sie selig machen. Ps. 55, 8. — Damit wir also aufgemuntert werden dem Herrn mit Freude zu dienen, wollen wir betrachten,

1 wie gering und unbedeutend das ist, was ein Diener Gottes seinem Herrn leistet, und dann

2 wie schätzbar und gnadenvoll das ist, was der Herr gegen diejenigen thut, die ihm dienen.

Wenn wir annehmen, wie es uns der Glaube lehret, und wie wir es täglich an unserer schwachen Natur gewahr werden, daß der Mensch an sich nichts als Gebrechen und Mängel hat, und für sein Seelenheil nichts zu thun im Stande ist, wenn Gott ihn mit seiner Gnade nicht unterstützt, so erfolget,

a daß alle guten Werke des Menschen von einem sehr geringen Werthe sind, weil die Gnade das Meiste thut, und der Mensch eigentlich nur das Werkzeug ist, mit dem Gott gute Werke ausübt, so daß ein jeder unter uns mit dem Apostel sagen muß: durch die Gnade Gottes bin ich das, was ich bin.

b Sehen wir dann auf die Zeit hin, während welcher wir hier auf der Erde wohnen, um dem Herrn zu dienen, so

ist das, was mir leisten, eben auch nicht sehr bedeutend; denn wäre unser Dienst auch noch so mühsam, so sollten wir dabey nicht müde werden, weil, wie der heil. Eucherius lehret: nichts von großer Bedeutung ist, was man mit der Zeit abmessen kann.

c Sehen wir endlich auf die Belohnung hin, welche aller derjenigen wartet, die dem Herrn mit Eifer dienen, so scheinet uns das, was wir, um diesen ewigen Lohn zu erhalten, thun, noch geringer, weil alles, was man auf dieser Erde thun und ausstehen kann, mit der zukünftigen Herrlichkeit in keinem Verhältnisse steht.

Damit wir aber ganz vollkommen überzeugt werden, daß alles, was auch der eifrigste Diener Gottes thut, nichts ist, in Erwägung, wie gut der Gott Israels gegen diejenigen ist, welche ihm mit einem reinen Herzen dienen, so müssen wir betrachten,

a daß Gott die Herzen derjenigen, welche der Eifer beseelt, ihm zu dienen, mit dem Feuer seiner Liebe entzündet, so daß alsdann jene Werke, welche unserer Sinnlichkeit so schwer fallen, für sie nichts Abschreckendes mehr an sich haben, weil dort keine Mühe ist, wo die Liebe glühet, wie der heilige Augustin sagt. — Wir müssen betrachten,

b daß Gott durch die häufigen Gnaden, womit er die Bemühungen derer unterstützet, welche ihm dienen, den Dienst sehr versüßet. Was kann uns in dem Kampfe mit unserer Sinnlichkeit angenehmer seyn, als die Versicherung, daß wir siegen werden, wenn mir die Waffen, welche Gott uns anbiethet, mit Muth ergreifen, und den Kampfplatz nicht verlassen, bis wir gesiegt haben. Der Apostel versichert uns ja, daß wir alles durch denjenigen vermögen, der uns stärket. Philip. 4, 13. — Wir müssen betrachten,

c daß Gott in die Herzen seiner Diener einen innern Trost gießt, wodurch alles, was sie thun und seinetwegen leiden, versüßt wird. In allen meinen Betrübnissen

sagt Paulus, genieße ich Freude im Ueberfluße. 2. Kor. 7, 4.

Dritter Entwurf.

Worauf die Pflicht Gott zu dienen, sich gründet, und worin sie besteht.

So bald Gott den Menschen zu einem vernünftigen Geschöpfe aus Erde gebildet hatte, nannte er sich seinen Herrn, und verkündigte ihm nachher durch den Mund seines Propheten, Mosis, daß er Gott seinen Herrn anbethen, und ihm allein dienen solle. Mit dem Verlaufe der Zeit wurde diese Pflicht den Menschen immer dringender eingeschärft und deutlich bestimmt, auf welche Art sie befolgt werden soll. Als Gott aufhörte durch den Mund seiner Propheten zu den Menschen zu reden, erklärte er ihnen durch seinen eigenen Sohn, wie die Menschen ihm dienen sollen. Laßt uns diese Pflicht Gott anzubethen und ihm allein zu dienen, betrachten und untersuchen,

1 worauf sie sich gründet, und

2 worinn sie besteht.

Seit dem der gefallene Mensch durch die Erlösung mit Gott wieder ausgesöhnt worden ist, ist er aus doppeltem Grunde verpflichtet, Gott seinem Herrn mit Eifer zu dienen.

a Der Mensch als ein vernünftiges Geschöpf Gottes, ist unter allen übrigen, die, wie er, des Lebens genießen allein fähig, die Hand dessen, dem er sein Daseyn zu verdanken hat, zu erkennen, und sie anzubethen. Diese Fähigkeit bringt mit sich die Pflicht es zu thun, und Gott seinem Herrn zu dienen; wozu hätte ihn sonst der Schöpfer mit der Vernunft und den edlen Seelenkräften ausgerüstet, wodurch er zu einem Ebenbilde Gottes, zu einem Abdrucke der Gottheit selbst geworden ist?

b Der Mensch verfiel von dem Zustande der Reinheit, in welchem er erschaffen worden war, unter die Gewalt der Sünde, unter welcher er hilflos schmachtete, und aller Ansprüche auf die ewige Glückseligkeit, die im Zwecke seiner

Schöpfung lag, beraubt war. Jesus hob ihn aus dem elenden Stande empor, und setzte ihn in den Besitz seiner vorigen Rechte wieder ein. Fordert nicht die Dankbarkeit, daß er Gott seinem Erretter und Erlöser mit Eifer diene?

Dem Menschen soll es aber nicht genug seyn, zu wissen, worauf seine Pflicht, Gott zu dienen sich gründe; weit wichtiger noch ist es für ihn zu wissen, wie diese Pflicht erfüllt werden soll; oder worinn sie eigentlich bestehe.

a Der Heiland lehret uns selbst, worinn die Pflicht ihm zu dienen besteht, durch die Worte, welche er zum Jünglinge sagte, der ihn gefragt hatte, was er thun sollte, um zum ewigen Leben zu gelangen. Willst du zum Leben eingehen, sagte er zu ihm, so halte meine Gebothe. Matth. 19, 17. Und auf eine ähnliche Art sagte er nachher zu seinen Jüngern: Ihr seyd meine Freunde, wenn ihr thuet, was ich euch befehle. Joh. 15, 14. Vor allem besteht also der Dienst Gottes darin, daß man alle seine Gebothe genau zu erfüllen suche.

b Weil aber nur derjenige, welcher bis zum Ende ausharret, selig werden wird, so ist es nicht genug, daß der Christ mit Eifer in den Dienst Gottes trete, sondern er muß auch fest entschlossen seyn, den Dienst Gottes nicht zu verlassen, sollte er auch durch die Anlockungen der Sünde und die Bezauberungen der Welt noch so sehr dazu gereitzt werden, um in den Dienst der Welt zu treten.

Vierter Entwurf.

Ueber die Beschaffenheit des Dienstes Gottes.

Gott als ein vollkommenes und unabhängiges Wesen bedarf der Verehrung nicht, welche die Menscher ihm erweisen; durch alle nur erdenklichen Ehrenbezeugungen können sie zu seiner Größe und Glückseligkeit nicht das Geringste beytragen. Gott bleibt unveränderlich, was er ist, das Verhalten der Menschen gegen ihn mag beschaffen seyn, wie es immer will. Wenn wir also schon bey der Verehrung, welche wir Gott erweisen, zum Zwecke

haben, ihm die Ehre zu geben, welche wir ihm als seine Geschöpfe schuldig sind, so müssen wir doch dabey immer überzeugt seyn, daß er unserer Verehrung nicht bedarf, sondern im Gegentheil, daß nur wir es nothwendig haben, ihn zu verehren. Unsere Aufmerksamkeit soll also vorzüglich dahin zielen, daß unsere Verehrung so beschaffen sey, damit Gott ein Wohlgefallen daran haben könne, und wir aus derselben den Nutzen ziehen, den wir daraus ziehen sollen. Nach diesem Grundsatze soll die Verehrung, welche wir ihm erweisen,

1 von Dankgefühlen, und

2 von einem aufrichtigen Bußgeiste beseelt seyn.

Die Verehrung, welche der Mensch Gott erweist, bleibt so lange unvollkommen, als der Mensch nicht ganz überzeugt ist, daß er in Ansehung Gottes, den er verehren will, nichts ist, und daß er ihm alles zu verdanken hat.

a Die mit der Erschaffung verknüpften Vorrechte hat der Mensch durch seine erste Sünde verloren. Durch die Erlösung ist er in diese Vorrechte wieder eingesetzt, und der Eingang in die ewige Glückseligkeit ist ihm wieder geöffnet worden. Soll also der Mensch, der Gott verehren will, diese unschätzbare Gutthat, wodurch seine Verehrung ihm nützlich und heilsam wird, nicht mit einem dankbaren Herzen erkennen, und alle seine Andachtsübungen mit diesen seligen Gefühlen zu begleiten suchen?

b Aber die Schwachheit, die Unfähigkeit zum Guten, welche ebenfalls eine Folge der Erbsünde ist, bleibt ihm. Gott unterstützt ihn darum durch häufige Gnaden, und kommt seiner Schwachheit zu Hilfe. Verdient dies nicht, daß wir diese Güte Gottes bey allen unsern Andachtsübungen erkennen, und daß wir sie mit der innigsten Dankbarkeit preisen?

c Das Gebeth gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Andachtsübungen, wodurch wir Gott verehren. Jesus verrichtete viele Dankgebethe, z. B. bey der Vermehrung der Brode, bey der Erweckung des Lazarus zum Leben, bey der

einsetzung des heil. Abendmahls; also auch wir sollen viele Dankgebethe verrichten.

Wir lesen in der Geschichte des Menschengeschlechts, daß die ersten Menschen, sobald sie die Pflicht erkannten, Gott, ihren Schöpfer, zu verehren, ihm ein Opfer darbrachten: ein Beweis daß die Opfer zur Verehrung Gottes vorzüglich geeignet sind.

a Gott hat aber nur an jenen Opfern ein wahres Wohlgefallen, welche in einem Geiste der Buße bestehen. Ein Opfer für Gott, sagt der Prophet, Psalm 50. ist ein über seine Sünden betrübtes Gemüth; ein zerknirrschtes und demüthiges Herz wirst du nicht verschmähen.

b Gott hat nur an jenen Gebethen ein Wohlgefallen, welche aus einem demüthigen Bußeifer entspringen, und wobey man vorzüglich zum Zwecke hat, durch dieselben die Gnaden der Buße zu erhalten. Er verachtete das stolze Gebeth des Pharisäers, der besser als andere zu seyn glaubte, und erhörte das Gebeth des büßenden Zöllners.

c Gott hat nur an jenen äußern Zeremonien und prachtvollen Feyerlichkeiten eine Freude, wobey man nicht blos zur Absicht hat seinen Nahmen öffentlich zu verherrlichen, sondern wobey man auch zum Zwecke hat, daß er in unsern Herzen verherrlicht werde; dazu werden aber Gesinnungen der Buße und Besserung erfordert.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Wirkungen des äußern Gottesdienstes.

Wäre auch der Mensch zur Verehrung Gottes nicht verpflichtet, so sollten doch schon die heilsamen Wirkungen, welche der äußere Gottesdienst im Hezen hervorbringt, ihn dazu bewegen. Der Nutzen, den er daraus zieht, ist unschätzbar; weil eine jede äußere Gottesverehrung dahin zielet, die Menschen zu Gott zu erheben, und sie dadurch zur Seligkeit zu führen. Damit wir diesen Nutzen schätzen lernen, wollen wir beweisen:

1 daß die äußere Verehrung Gottes die innere Andacht der Seele vermehret, und dann

2 daß sie zur Erbauung unserer Nebenmenschen dienet.

Wer sich in einer gottesdienstlichen Versammlung befindet, und den Eindruck, den der Anblick einer religiösen Feyerlichkeit natürlicher Weise veranlaßt, in sein Herz empfängt, kann nicht umhin, an Gott und an die Religion zu denken.

a Die Erinnerung an die Wahrheiten und Lehrsätze, welche er glauben soll, und an die damit verknüpften Pflichten, erneuert sich also in seinem Geiste, und die nähmliche Ehrfurcht, welche die äußern Zeremonien gegen Gott erwecken, empfindet er auch gegen die Wahrheiten, welche er glauben und erfüllen soll.

b Die Betrachtung dieser Wahrheiten führet ihn dann von selbst dahin, daß er einen Blick in sein Gewissen werfe, den Zustand desselben durchsuche, seine Gebrechen erkenne, und heilsame Entschlüsse für die Zukunft fasse.

c Das Bewußtseyn seiner Geringfügigkeit, der Schwachheit seines Willens und seiner Vorsätze erinnert ihn an seine Hilfsbedürftigkeit und folglich an die Nothwendigkeit, Gott um jene Gnaden zu bitten, wodurch seine Schwachheit unterstützt, und sein Willen befestiget werde.

Kann es eine Andacht geben, die herzlicher und Gott angenehmer ist, als wenn der Mensch, um ihn zu verehren seinen Geist mit der Kenntniß seiner Pflichten und mit der Art sie zu erfüllen beschäftigt?

Einen eben so großen Nutzen bringt der Christ, der an öffentlichen Gottesverehrungen Antheil nimmt, seinen Mitmenschen, indem er sie dadurch zum Guten erbauet.

a Wenn in einer Versammlung von Menschen, die Gott verehren, sich einige befinden, auf deren Gesichtern man den Abdruck der Andacht liest, welche in ihren Herzen glühet, so wird dadurch die Andacht der andern um so mehr entflammt. Denn nicht blos zum Bösen, sondern auch zum

Guten reißt das Beyspiel, und der Anblick einer inbrünstigen Andacht ist vermögend das kaltsinnigste Herz zu erschüttern und mit Gefühlen der Andacht zu beleben.

b Wo viele Menschen versammelt sind, die sich gegenseitig erbauen, wird dem Ueberdruß und der langen Weile nicht leicht Platz gegeben, weil einer den Eifer des andern anreget. Wie sehr aber der Mensch geneigt ist, bey seinen Andachtsübungen in Ueberdruß und lange Weile zu verfallen, wenn er durch den Anblick anderer nicht ermuntert wird, können wir alle aus eigener Erfahrung wissen.

c Auch vermag nichts mehr den erkalteten Eifer zum geheimen Gebethe, wo der Mensch ferne von allen andern Gedanken in sich selbst vertieft mit Gott spricht, wieder zu erwecken, als jene öffentlichen Andachtsübungen, wo man durch ein vereintes Gebeth an der Verehrung Gottes Antheil genommen hatte.

Sechster Entwurf.

Ueber die Unverträglichkeit des Dienstes Gottes mit dem Weltdienste.

Die Menschen, sagt der göttliche Heiland, wandeln auf zwey Wegen, wovon der eine eng, der andere aber sehr breit ist. Der enge Weg führet zur ewigen Seligkeit, jedoch nur wenige Menschen betreten denselben. Auf dem breiten Wege hingegen wandeln sehr viele, ja die größte Anzahl derselben, und stürzen sich dadurch in den ewigen Abgrund. Weil nun die Menschen auf der Welt leben, und leider! größtentheils Lehren befolgen, welche dem Christenthume entgegengesetzt sind, so nennt man den Inhalt dieser verderblichen Lehren, oder auch jene Menschen, welche nach denselben leben, die Welt. In diesem Sinne ist die Welt auf eine gewisse Art ein Herr der herrscht und dem man dienet; ein Diener Gottes und ein Diener der Welt sind daher zwey sehr verschiedene, ja ganz entgegengesetzte Diener. Wir wollen nun den Grund dieser Verschiedenheit betrachten und untersuchen

1 warum, und wie weit die Lehren des Christenthums und jene der Welt einander entgegengesetzt sind, und dann wollen wir daraus

2 den Unterschied ableiten, der zwischen den Dienern Gottes und den Dienern der Welt statt findet.

Der Unterschied, der zwischen den Lehren des Christenthums und den Grundsätzen der Welt bestehet, kann auf keine bessere Art bemerkt werden, als wenn man die Lehren beyder neben einander hält, und sie prüfet.

a Den Begierden der Sinnlichkeit setzt die Welt keine Schranken, und erlaubt deren vollkommene Befriedigung. — Das Streben nach Ehre und Lob hält sie für etwas Rühmliches. — Abtödtung und Selbstverleugnung sind für sie Aberglauben. — Eine gewisse bürgerliche Rechtschaffenheit allein, ist nach ihren Begriffen die höchste Stufe der Vollkommenheit, u. s. w.

b Die Lehren des Christenthums mäßigen die Begierden des Herzens und misbilligen jene, die blos sinnliches Vergnügen zum Zwecke haben. — Streben nach Ehren und Menschenlob ist nach ihnen eine Untugend. — Die Verleugnung seiner selbst hält das Christenthum für die höchste Stufe der Vollkommenheit. — Wahre Rechtschaffenheit ist nach ihrem Sinne die genaue Erfüllung des göttlichen Willens, die unbegränzte Liebe Gottes und des Nächsten.

Aus der Darstellung der Lehren des Christenthums und der Lehren der Welt ergiebt sich von selbst, daß man nicht zugleich ein Diener Gottes und ein Diener der Welt seyn könne; entweder sagt der Heiland, wird man den einen hassen und den andern lieben, oder jenen wird man lieben und diesen nicht dulden können. Weil sonach der Dienst Gottes nicht getheilt seyn kann, so ist es klar,

a daß auch jene, welche in allen Stücken die Lehren des Evangeliums vollziehen, und nur in einem nach den Grundsätzen der Welt handeln wollen, keine Diener Gottes ge-

nannt werden können; denn hier heißt es: wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich. Diener der Welt sind daher b jene Menschen, welche Gott geben, was sie wollen, und für ihre Sinnlichkeit behalten was sie mögen. — Welche in gottesdienstlichen Versammlungen zwar die Miene der Diener Gottes annehmen, und auch eine Art von Andacht empfinden, in der Welt aber sich auch nach dem Welttone formen. — Welche wechselweise Gott und der Welt dienen, und unveränderlich nach diesem Grundsatze leben.

Stellen aus der heiligen Schrift.

5. B. Mos. 6, 13. 10, 12. 20. Josue 24, 14. 15. Hiob 1, 8. Ps. 2, 11. 102, 20. 72, 28. 99, 2. Jerem. 2, 20. Malach. 1, 6. Matth. 25, 21. 23. Hauptst. 24, 45. 46. Cap. 25, 30. Cap. 11, 29. Cap. 6, 24. 25. Cap. 22, 21. Luk. 9, 23. Cap. 12, 37.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Der Christ, welcher Gott dienet, hat den Leib in seiner Gewalt; daher geschieht es, daß die Vernunft, welche ihrem Herrn unterthänig ist, den Leidenschaften und übrigen Lastern leicht gebiethet. Augustinus L. 19. de Civit. c. 21.

Wenn der Mensch Gott nicht dienet, so hat sein Geist den Leib, und seine Vernunft die Leidenschaften nicht unter der Gewalt. Ders. a. a. O.

Es ist ein freyer Dienst, wo nicht die Noth, sondern die Liebe dienet. Ders. in Ps. 99.

Ein jedes Geschöpf ist Gott seinem Herrn unterthänig, es mag wollen oder nicht. Laßt uns also der Ermahnung folgen, daß wir aus freyem Willen Gott dienen, weil der Gerechte ungezwungen der Sünder aber dazu gezwungen ist. Ders. L. de Agone Christiano. c. 7.

Wer herrschen will, der soll sich mit unbedingter Unterwürfigkeit an den Gebiether aller Menschen heften. Augustinus L. de Vera relig. c. 48.

Willst du, daß dein Fleisch deinem Geiste diene, so soll dein Geist zuvörderst Gott dienen; denn du mußt gehorchen, damit du herrschen kennest. Derf. in Joannem.

Es ist eine große Glückseligkeit im Hause des Herrn ein Diener zu seyn, sollten wir auch Bande tragen müßen. Derf. L. 1. de moribus Eccles. c. 12.

Durch die Unterwürffigkeit nähert sich die Seele zu Gott. Derf. a. a. O.

Du bist zugleich ein Diener und ein Freyer, ein Diener, weil du aus Nichts erschaffen worden bist; ein Freyer, weil Gott dich liebet. Unter den Befehlen Gottes zu stehen, dies ist die höchste Freyheit. Derf. a. a. O.

Es ist eine hohe Würde und ein großes Verdienst, ein Diener des Herrn zu seyn. Hieronymus in Pf. 15.

Wenn die Sonne, der Mond und die Sterne Gott dienen, warum sollte ich ihm nicht auch dienen? der Himmel dienet Gott, und die Erde, der Mensch dienet nicht! Derf. in Pf. 91.

Es giebt keine größere Würde als Gott zu dienen. Ambrosius L. de Vid.

Der Sünder trägt in sich die Herren, welche ihn beherrschen; seine Knechtschaft ist in ihm. Derf. a. a. O.

Niemand kann in einer und derselben Sache dem allmächtigen Gott dienen, und seinen Feinden angenehm seyn. Gregorius Homil. super Ezech.

Glückseliger Wille, welcher durch seinen Dienst die Freyheit erhält! Unglückliche Knechtschaft, welche über die Schranken der Freyheit hinausschweifet! Chrysostomus in illud Isaiae, si volueritis et audieritis me.

Der Dienst Christi ist edler als alle Freyheit. Origenes. L. 1. in Cap. 1. Epist. ad Rom.

Wir sind dazu erschaffen, daß wir gerecht sind, und unserm

Schöpfer dienen, und handeln wir gegen seine Gebothe, so handeln wir gegen die Natur. Paulinus Epist. 25.

Der Dienst Gottes ist nicht lästig, sondern ehrenvoll; er drückt das Mahl der Knechtschaft nicht auf, er löscht es aus. Chrysostomus Serm. 14.

Dies ist die Ehre des Menschen in dem Dienst Gottes zu bleiben und auszuharren. Irenäus L. 4. c. 28.

Er ist der Schöpfer, und du bist das Geschöpf; du bist der Diener, und er ist der Herr; Er der Töpfer, und du das Gefäß; was du also bist, hast du dem zu verdanken, der dir es gegeben hat; jenem Herrn nähmlich, der dich erschaffen und dir Gutes erwiesen hat. Bernardus Serm. de quadrupl. debito.

Dann werde ich mein seyn, o Herr, wenn ich einmahl dein seyn werde! Cassiodorus. in Pf. 99.

Mensch! du hast Freude an einem getreuen Diener, und du willst nicht ein getreuer Diener seyn! Du, der du einen Diener hast, gedenke, daß auch du einen Herrn hast. August. in Serm. Commun. Serm. 50.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter Dienst Gottes, unter Verehrung Gottes verstehen soll.

Man würde sehr irren, wenn man den Dienst Gottes, und die daraus entstehende Verehrung Gottes nach dem Begriffe abmessen wollte, den wir uns von dem gegenseitigen Dienste der Menschen machen. Der Dienst Gottes ist eine freywillige Unterwürfigkeit, wobey kein äußerer Zwang statt hat, sondern wo wir durch einen innern Trieb der Liebe, durch eine herzliche Ergebenheit und durch die Erkenntniß aller unserer Verhältnisse zu Gott hingerissen werden, und ihm die Verehrung abstatten, die wir ihm in so vielen Rücksichten schuldig sind. Der Dienst Gottes hat also zur Absicht, daß wir Gott ganz angehören, und nur für ihn, das ist, zu seiner Ehre, zur Verherrlichung seines Nahmens

leben wollen. Dazu verpflichtet uns die Erinnerung, daß wir Geschöpfe, daß wir von Gott abhängige Wesen sind, und dazu haben wir uns selbst auf's Feyerlichste anheischig gemacht, als wir durch die heilige Taufe in die Gemeinde der auserwählten Diener Gottes, unter die Zahl jener Menschen, welche ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen, aufgenommen worden sind.

Worauf der Dienst Gottes und die damit verknüpfte Verehrung sich gründen.

Das Verhältniß eines Kindes zu seinem Vater, eines Geschöpfes zu seinem Schöpfer, des Menschen zu Gott leitet natürlicher Weise auf den Gedanken, daß der Mensch ein von Gott abhängiges Wesen sey, und zwar nicht bloß in Ansehung seines Daseyns auf dieser Welt, sondern auch in Absicht auf die Fortdauer dieses Daseyns. Diese Abhängigkeit konnte nach der Erschaffung des Menschen unmöglich aufhören. Ein Blick auf seine Natur und Beschaffenheit, auf die heiligen und unauslöschlichen Gefühle, die er mit sich auf die Welt bringt und auf den unwillkührlichen Trieb nach einer unbegränzten Glückseligkeit lehret uns, daß die Bestimmung des Menschen nicht sey, wie ein Werk der Menschenhände, nur so lange zu dauern als sein hinfälliger Körper hienieden fortwallen kann, oder so lange er nicht dahinsinket. Eben so sehen wir, welch ein schwaches, welch ein dürftiges Geschöpf der Mensch ist. Mit Gegenständen umgeben, die ihn stets zum Bösen reitzen, und mit Sinnen ausgestattet, welche den in seinem Herzen liegenden Keim der Verdorbenheit erwecken und tausend sündhafte Begierden veranlassen, kann er aus eigenen Kräften dem Triebe zur Sünde nicht widerstehen; er bedarf also einer Hilfe, durch welche Gott ihn in den Stand setzet, Feinde zu bezwingen, die ihn unaufhörlich verfolgen, die nicht mit gewöhnlichen Waffen mit ihm streiten, sondern ihn mit Bezauberungen anlocken, und mit Reitzen zu verführen suchen, die er liebet. Aber diesen Beystand, diese unentbehrliche Hilfe, muß er von Gott erflehen; er muß ihn

bitten, daß er ihn seiner Schwachheit nicht überlassen, sondern ihm seine Gnade, jene siegreiche Mittel an die Hand geben möchte, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Sünde zu meiden, und zum Ziele zu gelangen, zu welchem er erschaffen worden ist. Aus diesem Verhältnisse des Geschöpfes zu seinem Schöpfer, aus dieser Hilfsbedürftigkeit des Menschen und der Nothwendigkeit sich durch das Gebeth an ihn zu wenden, fließt der Dienst Gottes und die Verehrung, welche wir demselben erweisen.

Gott bedarf des Dienstes der Menschen nicht.

Wenn wir sagen, daß der Mensch verpflichtet ist, Gott seinem Herrn zu dienen, so folget aber nicht daraus, daß Gott des Dienstes der Menschen bedarf, so wie die Menschen ihres gegenseitigen Dienstes bedürftig sind, oder daß durch die Verehrung, welche die Menschen Gott erweisen, seine Vollkommenheiten um etwas erhöht werden könnten. Nein, eine solche Absicht des Dienstes Gottes wäre viel zu niedrig, und sie widerspräche allen Begriffen, die wir von Gott als einem höchst vollkommenen Wesen haben, das nur durch sich ist, und von Niemand abhänget. Nur auf uns bezieht sich der Dienst, den wir Gott erweisen; er ist eine Pflicht, die aus unserer Abhängigkeit und Hilfsbedürftigkeit entsteht, und welche die Verherrlichung des göttlichen Nahmens, in Absicht auf uns Geschöpfe, zum Gegenstande hat. Man mag sich also zum Dienste Gottes bekennen, oder sich von demselben entfernen, so ist dieß für Gott gleich viel; nur wir haben dabey zu gewinnen oder zu verlieren. Wird seine Allmacht durch die Ehre, welche wir ihm zu erweisen unterlassen nicht verherrlichet, so wird seine Gerechtigkeit durch die Bestrafung unseres stolzen Ungehorsams kund gemacht. Es geschehe also, was da wolle, so wird Gott in seinen Vollkommenheiten verherrlichet, wie der heilige Augustin sich erklärt. Dienen müssen wir ihm immer, und zur Verherrlichung seines Nahmens beytragen: Ist es nicht durch die Belohnung, die er jenen verspricht, welche ihm freywillig und

mit freudigem Herzen dienen, so ist es durch die Strafe, womit er die Verbrechen seiner untreuen und widerspänstigen Diener züchtiget. Die Wege, auf welchen die Menschen hier auf dieser Erde wandeln, sind zwar verschieden, aber alle führen zuletzt zu Gott hin, obgleich der Erfolg nach der Verschiedenheit der Wege auch verschieden seyn wird.

Diener Gottes zu seyn ist keineswegs erniedrigend.

Die Menschen werden nur in so weit Diener Gottes genannt, als sie von Gott abhängig sind, und vorzüglich weil ihre Bestimmung ist, den Willen Gottes zu vollziehen. Dieser Begriff enthält aber nichts in sich, das eines höchsten Wesens unwürdig wäre — denn werden die Menschen nicht eben so oft Gottes Kinder genannt? und sind sie als Kinder nicht eben so sehr verpflichtet den göttlichen Willen zu erfüllen? Wie könnten sie wohl in einem andern Sinne, Kinder und zugleich Diener seyn? — Sie sind auch die Erben Christi. So lange aber der Erbe klein ist, wird er von dem Diener nicht unterschieden, ob er gleich der zukünftige Besitzer des ganzen väterlichen Vermögens ist. Gal. 4. Als Erbe des Vaters muß er den Willen des Vaters erfüllen; das heißt: so lange der Mensch hienieden lebt, ist er keinen Augenblick frey, immer muß er den göttlichen Willen vollziehen, wenn er des ihm bestimmten Erbtheils theilhaftig werden will; er gleicht einem Diener, der, so lange er Diener ist, den Willen seines Herrn erfüllen muß. Dieß sind die wahren Begriffe, welche man sich von den Ausdrücken Dienst Gottes und Gottesdienst machen soll, und in dieser Rücksicht sind die vorgeschriebenen Religionsübungen, der Würde eines höchsten Wesens eben so angemessen, als sie zur Andacht des Menschen beförderlich sind.

Die Verehrung Gottes besteht vorzüglich in Gebethen, welche man aus Dankbarkeit verrichtet.

Die Verehrung Gottes besteht vorzüglich im Gebethe, weil der Mensch niemahls mehr als wenn er bethet, sowohl seine

Schwachheit als die Allmacht Gottes erkennt, und dieses Erkenntniß ist der Grund aller wahren Anbethung. Aber kein Gebeth soll der Christ verrichten, ohne die Gutthaten zu erkennen, welche er genießt, und ohne deshalb Gott zu danken. Seyd nicht ängstlich bekümmert, schreibt der heil. Paulus an die Philip. 4, 6., sondern in allem bringet euer Anliegen durch Gebeth und Flehen, von Dank begleitet, vor Gott. Auf eine ähnliche Art schreibt er an die Thessalonicher I. 5, 16—19.: Seyd immer frohen Muthes! Lasset nicht ab zu bethen, seyd in allem dankbar; so ist es Gottes Wille, den er durch Christum Jesum euch kund gemacht hat.

Wer eine Gutthat in ihrem wahren Werthe und in ihrem ganzen Umfange erkennt, dem leuchtet die Pflicht, sie nach Kräften zu erwiedern von selbst ein, und wie kann der Mensch Gutthaten, die er von Gott empfängt, anders erwiedern, als wenn er ihn deßwegen verehret, wenn er in seinem Herzen Liebe und Achtung zu ihm erweckt, und alle seine Befehle genau zu erfüllen sich befleißt? Man betrachte den Menschen, welchen solche Gefühle beseelen; ist er von der Herrlichkeit Gottes nicht ganz gerührt? sieht er ihn nicht in Gedanken, „wie er einher fährt auf den Fittigen des Windes; wie er sich Winde zu Bothen, Feuerflammen zu Dienern schafft; wie er die Erde befestiget, damit sie nimmer wanke? Fluthen waren ihre Decke, wie ein Kleid, über den Bergen standen Gewässer. Aber sie flohen vor deinem Drohen, o Herr! vor deiner Donnerstimme bebten sie zurück.“ Psalm 103. Empfindet der dankbare Mensch nicht auch, daß sein ganzes Wesen vor Gott nichts ist, wie der Prophet sagt? Es läßt sich kaum eine Stimmung denken, wo der Mensch mehr geneigt ist Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubethen, als wenn er von Gefühlen der Dankbarkeit durchdrungen ist. Seine Verehrung ist alsdann ungeheuchelt; weil sie ihren Ursprung im Herzen hat; sie ist dauerhaft und wirksam, weil sie der Ausdruck einer kindlichen Herzensergießung

und die Folge eines Erkenntnisses der Verhältnisse ist, in welchen der Mensch zu Gott steht.

Unterschied zwischen Anbethen und bloßem Verehren.

Das Anbethen im Geiste und in der Wahrheit ist der Inbegriff und die Seele aller Verehrung Gottes; es ist der Ausdruck des Gefühles, vermöge dessen der Mensch seiner Abhängigkeit von Gott sich bewußt ist, und dieselbe in dessen Angesichte bekennt. Die Anbethung ist eine Art von Verehrung, welche Gott allein gebührt; sie unterscheidet sich wesentlich von der Verehrung, welche wir den Heiligen und überhaupt Menschen bezeigen. Diese letztere Art von Verehrung, wenn sie nicht geheuchelt ist, ist weiter nichts, als der Ausdruck eines innern Gefühles, wodurch man ein großes und außerordentliches Verdienst in der Person erkennt, die man verehret. Bey den Heiligen ist es das Erkenntniß des Verdienstes, welches sie sich durch Ausübung großer Tugenden erworben, und dadurch die ewige Glückseligkeit verdient haben.

Bey dem Dienste Gottes behält der Mensch wahre Freyheit.

Der Heiland nennt im Evangelium seine Jünger bald seine Diener, bald seine Freunde. Diese beyden Benennungen sind kein Widerspruch, wie man es beym ersten Anblicke glauben möchte. Gott hat uns Menschen gewisse Gesetze vorgeschrieben, nach welchen wir leben sollen, und die Vollziehung der Pflichten, welche diese Gesetze enthalten, ist der Dienst, den wir ihm leisten. Aber dabey ließ er uns eine vollkommene Freyheit, zu handeln, oder nicht zu handeln nach seinem Willen. Dadurch, daß er uns Befehle gab, und zwar unter strengen Drohungen wird ja unsere Freyheit nicht beeinträchtiget, so wie der Lauf eines Flußes nicht gehindert wird, wenn man ihm durch Dämme seine Richtung zeichnet, oder ihm ein neues Bett gräbt. Der Beruf des Menschen ist, durch die Vollziehung der Gebothe Gottes nach Vollkommenheit zu streben, um zur Seligkeit zu ge-

langen. Durch diese Gebothe wird also seiner Freyheit blos die rechte Richtung vorgezeichnet; es wird ihm gleichsam gelehrt, wie er, ein vernünftiges und zu einer ewigen Glückseligkeit erschaffenes Geschöpf, den edelsten Gebrauch von seiner Freyheit machen kann. Der Mensch als Diener Gottes bleibt also im vollkommenen ungestörten Besitze seiner Freyheit. Der Apostel Paulus versichert uns daher in seinem zweyten Briefe an die Korinther 3, daß dort Freyheit ist, wo der Geist des Herrn ist. Und in seinem Briefe an die Galater 5, sagt er zu ihnen: Lasset ihr euch von dem Geiste regieren, dann seyd ihr nicht unter dem Gesetze. Das heißt, das Gesetz Gottes ist für euch kein hartes Joch, unter welchem ihr schmachten müsset, sondern es ist ein angenehmes, ein glorreiches Joch, wodurch man nicht ein eigentlicher Diener nach Menschenbegriffen, sondern ein Freund Gottes wird.

Verschiedene Gefühle und Tugenden, welche eine wahre Verehrung Gottes in den Herzen der Menschen hervorbringt.

Die Verehrung, wodurch der Mensch seinem Gott huldiget, besteht zuvörderst in der Erkenntniß seiner Niedrigkeit, seiner Dürftigkeit, und seiner Abhängigkeit von dem ewigen Wesen. Ein Blick auf die Fähigkeiten, mit welchen er ausgestattet ist, auf die weisen Gesetze, durch welche die Welt regiert wird, und auf die wohlthätige Anordnung der Vorsehung, wodurch alle Geschöpfe einander die Hand biethen, erreget in ihm das Gefühl der Bewunderung. — Das Bewußtseyn, das erste und erhabenste unter allen Geschöpfen der Welt zu seyn; der frohe Gedanke, daß er zu einem ewigen Leben erschaffen ist; daß er von dem Schöpfer außer dem Daseyn, noch Gnaden und Gutthaten aller Art erhält, die ihm in diesem Leben reine Genüsse und innere Zufriedenheit verschaffen, und zugleich den Weg zu einer ewigen Glückseligkeit bahnen, entzückt den Menschen mit Gefühlen der innigsten Dankbarkeit. — Die Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur, ihr Hang zum Bösen und ihr be-

ständiges Streben den Forderungen der Sinnlichkeit, anstatt den Vorschriften des höchsten Wesens, gemäß zu handeln, erwecken im Menschen das Gefühl der Demuth. — Die Betrachtung der unzähligen und wunderbaren Werke Gottes, seiner Güte gegen das Menschengeschlecht, der in Christo seinem göttlichen Sohne erfüllten Weissagungen und von ihm verrichteten Wunder, stärket den Glauben an Gott und an seine Lehren. — Die mit dem Begriffe eines ewigen Wesens verknüpften Vollkommenheiten, die Unfehlbarkeit Gottes in seinen Versprechungen, muntern ihn zur Hoffnung auf, daß Gott ihm die Mittel nicht versagen werde, die ihn zum Ziele führen. — Die gränzenlose Liebe Gottes gegen den Menschen, die unzweydeutigen und dem Menschenverstande unbegreiflichen Beweise, die Gott ihm besonders durch das Geheimniß der Erlösung und das heilige Sacrament des Altars gegeben hat, erwecken in ihm eine Gegenliebe, die alle Gefühle der Bewunderung, der Dankbarkeit, der Ehrfurcht in sich vereiniget. — Die häufigen Vergehungen, durch welche der Mensch, theils mit vorsetzlicher Bosheit theils aus Schwachheit, den Vorschriften des höchsten Wesens entgegen handelt; Die Erkenntniß dieser Vergehungen und der ernsthafte Wille, sie für die Zukunft nach Kräften zu vermeiden, erwecken in seinem Herzen die Gefühle der Reue und den Entschluß, alle zur Vergebung seiner Vergehungen erforderlichen Werke zu verrichten und die vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen. — Die Ueberzeugung, daß der beleidigte Gott nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung wolle, wenn dessen Herz wahre und ungeheuchelte Reue beselt; die zärtliche Einladung Gottes, der alle Sünder zu sich ruft und ihnen selbst anbiethet, sie in ihrer Schwachheit zu stärken, und wie den verlornen Sohn mit Freude wieder aufnimmt, erwecket im Herzen des Christen das Vertrauen eines Kindes zu dem besten Vater. — Die unzähligen Gefahren, die den Menschen hienieden umringen, durch welche er sich mit der größten Wachsamkeit und mit einem Eifer durchwinden muß, wenn er sein Ziel erreichen will, erregen in

ihm eine heilsame Furcht, die ihn in einer beständigen Wachsamkeit erhält, und wodurch er Gott nicht, wie ein heuchlerischer Sclave seinen strengen Herrn, sondern wie ein Kind seinen besten, aber durch seine Vergehungen mit einem gerechten Zorn entflammten Vater fürchtet. — Die Hilfsbedürftigkeit des Menschen, seine Geringfügigkeit und Schwäche, erwecken in ihm das Verlangen nach göttlichem Beystande, oder wohl gar den Wunsch von der beschwerlichen Last des Körpers bald befreyet zu werden, um sich mit dem Gegenstand seiner Liebe vereinigen zu können. — Der Gedanke an den unschätzbaren und unbegreiflichen Lohn, mit welchem die Tugend und der Sieg über die Leidenschaften einst werden gekrönet werden, bewegt den Menschen mit Großmuth seinen Begierden, seinen Gelüsten und allen unerlaubten sinnlichen Vergnügungen zu entsagen, um dem Urheber seines Daseyns und seiner zukünftigen Glückseligkeit ein ungetheiltes Opfer seiner selbst darzubringen. — Das Bewußtseyn des seligen Verhältnisses des Menschen mit Gott, der nothwendigen Abhängigkeit des Geschöpfes von dem Schöpfer, der Unterwürfigkeit des Sohnes gegen seinen Vater, die Erinnerung aller Gutthaten, mit welchen der Mensch täglich überhäuft wird, leiten ihn zur Anbethung des höchsten Wesens, von dem alle Macht und alles Gute ausgeht. —

Unglück derjenigen, welche den Dienst Gottes verlassen.

Wenn man unter dem Worte Knechtschaft einen Zustand versteht, in welchem der Mensch genöthigt ist, nach einem Triebe zu handeln, der ihn bemeistert, so sind wahre Knechte, Diener im strengsten Sinne des Worts, alle diejenigen, welche, um keine Diener Gottes zu seyn, nach den Forderungen ihrer Leidenschaften und nach den Begierden ihres Fleisches leben. Der Apostel Petrus schreibt in seinem ersten Briefe an die Christen seiner Zeit, daß sie „freye Menschen seyen, die aber nicht „ihre Freyheit zum Deckmantel der Bosheit mißbrauchen, sondern als Diener Gottes benützen sollen. 2, 16.“ Nach sei-

ner Lehre ist also eine jede andere Freyheit als jene der Diener Gottes blos ein Deckmantel der Bosheit. Solche Menschen dünken sich wohl frey zu seyn, weil sie ein zügelloses Leben führen, und sie werden es nicht einmahl gewahr, daß sie von ihren Leidenschaften beherrscht sind. In diesem Sinne schreibt derselbe Apostel in seinem zweyten Briefe von gewissen falschen Propheten, welche ein gottloses Leben führten, „Freyheit versprechen sie „ihnen — den Menschen —, sie die selbst Sklaven der Verdor„benheit sind; denn von dem man überwunden wird, dessen „Sklave ist man ja. 2, 19." Die Knechtschaft zu welcher die Leidenschaften den Menschen nöthigen, ist dermassen hart, daß der heilige Augustin die Bande, womit sie unsern Willen belegen, eisernen Banden vergleicht.

Annehmlichkeiten, welche der Dienst Gottes mit sich bringt.

Nicht der Kelch Jesu ist bitter, sagt der heilige Augustin, sondern dein Geschmack ist verdorben. Einem Kranken kömmt jede Speise bitter und geschmacklos vor. Gieb also deinem Herzen den Geschmack wieder, den die Sünde ihm genommen hat, und du wirst es bald empfinden wie süß der Herr ist. Verdränge aus deinem Herzen die Liebe zur Welt, und die Liebe zu Jesu wird gleich deren Stelle einnehmen; Höre auf ein Diener der Welt zu seyn, und du wirst bald mit Freude ein Diener Gottes werden. Frage jene fromme Seelen, welche sich dem Dienste Gottes ganz ergeben haben; dringe mit deinen Blicken bis in das Innerste ihrer Herzen. — Glaubest du, daß sie ihre heitere Gemüthsstille, ihre innere Zufriedenheit, ihren heimlichen Herzenstrost mit deinen lärmenden Vergnügungen vertauschen würden? Ihre Leiden und Trübsale schrecken dich zurück, aber du siehst nur die Außenseite derselben; sie gleichen jenen Früchten, die in einer bittern Schaale eingehüllt sind. Nicht die Schaale genießt man ja, sondern die Frucht. Zum Beweise dienen uns jene Menschen, welche so lange sie der Welt ergeben waren, nichts abschreckender fanden als das Joch Jesu.

So bald sie aber durch die Gnade Gottes gerührt, mit Entschlossenheit zum Dienste Gottes übergetreten sind, verwunderten sie sich über ihre Verirrungen, und konnten nicht begreifen, wie sie sich so lange haben täuschen können. „Wie bald ist es mir süß ge„worden, ruft der heil. Augustin aus, der Süßigkeiten der Welt „beraubt zu seyn! Was ich mich so sehr fürchtete zu verlieren, „dies ist jetzt mein größtes Vergnügen, daß ich es verloren habe."

Irrthum der Weltkinder in dieser Hinsicht.

Der Mensch ist äußerst zu bedauern, daß er von allen Dingen nur nach seinen gegenwärtigen Empfindungen urtheilt. Die Vergnügungen der Sinne schätzen die Weltkinder, weil sie in dem Augenblicke, wo sie dieselben genießen, eine gewisse innerliche Lust empfinden. Der Dienst Gottes hingegen schrecket sie ab, weil sie zu der Zeit, wo sie ihn betrachten, nur Strenge und Widerwärtigkeit sehen. Wie sehr irren sich aber diese Menschen! Als wenn der erste Schein den Werth einer Sache bestimmte. Wenn der Dienst Gottes nur strenge und Widerwärtigkeit wäre; wenn man in demselben nicht ein Vergnügen fände, welches alles Unangenehme hundertfach ersetzet, wer würde sich zu demselben bekennen, und wie könnten wir jene heitere Seelenruhe erklären, welche aus dem Gesichte und an dem ganzen Betragen der eiferigen Diener Gottes so deutlich hervorleuchtet? Mahlen sich dann nicht immer die innere Empfindungen des Herzens mit unverkennbaren Zügen auf die Stirne? — Ist es aber vielleicht nicht Heucheley? — Nein L. Chr. Heucheley kann nur in jenen Fällen Statt haben, wo man einem verborgenen Laster das Gewand der Tugend umhängen, und sich dadurch Ehre erbetteln will. Den wahren Dienern Gottes ist es aber nicht um Ehre zu thun, indem sie ihre größte Ehre darein setzen, vor den Menschen keine Ehre zu haben. Das einzige Uebel ist also daß die Weltkinder die Annehmlichkeiten, welche der Dienst Gottes nach sich zieht, noch nicht genossen haben. „Hättest du dich nur beflissen, meine „Gebothe zu halten, sagt der Prophet Isaias 48, 18., so würde eine innere Ruhe deine Seele überströmt haben."

Das innere Vergnügen, welches der Dienst Gottes mit sich bringt.

Unter dem Vergnügen, welches die Welt ihren Dienern darbiethet, und jenem, welches die Diener Gottes genießen, ist dieser wesentliche Unterschied, daß bey den erstern nur der erste Genuß Freude bringt, bey den andern aber der erste Genuß abschreckend ist. Der Becher der Wollust ist mit Blumen geziert; er duftet angenehmen Wohlgeruch, und die ersten Züge sind süß; die letzten Züge aber sind bitter, und dadurch wird das genossene Vergnügen nicht nur vernichtet, sondern es werden auch noch solche Eindrücke erzeugt, welche in der Seele Traurigkeit und Misvergnügen zurück lassen. Bey dem Kelche, den die Religion darreicht, sind nur die ersten Züge bitter, nachher wird alles angenehm und süß; die ersten Empfindungen von Bitterkeit werden gar bald ausgelöscht, und sogar die Erinnerung an dieselben verlieret sich. Mitten in jenen Vorfällen, welche die Welt Widerwärtigkeiten und Trübsale nennt, genießt man eine innere Freude, welche alles, was die Natur dabey empfindet, gleichsam verschlingt. Ich habe der Freuden recht viele bey allen meinen Leiden sagt der Apostel 2. Kor. 7, 4. Und diese Freude war oft so groß, daß er das Irdische ganz vergaß, und im Genusse derselben ganz in Gott vertieft war. Eben so versichert uns der heil. Augustin, daß die Thränen, welche er bey seiner Bekehrung vergoß, in sein Herz ein Vergnügen und einen Trost brachten, wovon nur diejenigen sich einen Begriff machen können, welche es durch ihre eigene Erfahrung wahrgenommen haben. Die Thränen, sagt er, rollten mir über die Wangen herab und es war mir wohl dabey. Und aus diesem Vergnügen schloß der heilige Vater, wie rein und wie groß die Freude seyn muß, welche man im Himmel genießen wird.

Gott ist ein Herr, der seine Diener immer mit Güte behandelt.

Wenn Gott im alten Bunde, wo er sich den Menschen immer unter schreckenvollen Umständen zeigte, unter Donner und

Blitz mit ihnen redete, nichts desto weniger seine Diener Freude und Vergnügen genießen ließ, wie wir es aus der Geschichte ersehen, um wie viel mehr wird er jetzt im neuen Bunde, welcher ganz vorzüglich ein Gesetz der Liebe ist, seine Diener mit Liebe behandeln? Sind wir nicht berechtigt, die liebvollsten Begegnungen von Gott zu erwarten, da er uns selbst versichert, daß er seinen Sohn nur aus Liebe zu uns hingab, besonders da dieser Rathschluß Gottes dazu geeignet war, daß seine Liebe dadurch geoffenbart werden sollte. Die Güte und die Menschenliebe Gottes, unsers Erlösers wurde an den Tag gelegt, schreibt der Apostel an Titus, 3. Und wie sehr Jesus wünschte, jenen, welche seine Diener seyn wollten; nur Liebe zu erzeigen, bewies er durch sein herablassendes Benehmen gegen Jedermann auch gegen die größten Sünder, und durch seine zärtlichen Einladungen, daß wem sein Joch schwer fällt, der solle zu ihm kommen, und er wolle es ihm erleichtern und ihm Linderung ertheilen.

Man soll Gott mit Liebe dienen.

Um die Menschen zu lehren, in welchem Geiste sie Gott dienen und ihn verehren sollen, schreibt der Apostel in seinem Briefe an die Römer 8, 15.: „Es ist kein Geist der Knechtschaft, den ihr empfienget, als hättet ihr euch wiederum zu „fürchten, sondern den Geist der Annahme an Kindesstatt habt „ihr empfangen, in welchem wir Abba, lieber Vater! rufen.“ Wer im Geiste der Knechtschaft handelt, der handelt aus einer niedrigen Furcht, wen aber der Geist der Annahme an Kindesstatt beseelet, den beseelet Liebe. Ehedem hatten die Juden einen ganz knechtischen Geist; sie verhielten sich gegen Gott wie Sklaven gegen einen strengen Herrn; in ihrem Herzen hatten sie nur niedrige Gesinnungen, und selten glühete in demselben wahre und reine Liebe. Für Christen sind solche Gesinnungen nicht edel genug, weil sie durch die Erlösung, Brüder Christi und seine Miterben, also auf eine vorzugsweise Art Kinder Gottes geworden sind. Uns Christen soll daher auch wahrer und ächter

Kindersinn, das ist reine Liebe zu Gott beseelen. Diese Liebe schließt zwar nicht alle Furcht aus, denn es giebt eine Art Furcht, die an sich edel ist: eine solche Furcht, welche wohlerzogene Kinder gegen ihre Aeltern haben, und die man deshalb kindliche Furcht nennt, um sie von der knechtischen Furcht zu unterscheiden. Diese kindliche Furcht gründet sich auf die Liebe, oder vielmehr sie ist nur ein Ausdruck der Liebe, weil sie nichts anders ist, als eine Besorgniß durch die Sünde der Liebe Gottes unwürdig zu werden.

Der Dienst Gottes, und die Verehrung, welche man Gott erweist, soll auf den Geist der Buße gegründet seyn.

So oft der Christ in dem Tempel erscheint, um Gott die Verehrung darzubringen, welche ihm, als dem höchsten Wesen gebührt, soll er trachten, in seinem Herzen die Gefühle der Buße zu erwecken, ohne welche seine Verehrung nicht angenehm seyn würde; wie der Zöllner soll er einen ernsthaften Rückblick auf sein Gewissen werfen, und wie dieser heimlich sprechen: Herr! sey mir Sünder gnädig. In diesen Gedanken werfe er sich vor Gott auf seine Kniee nieder; er durchgehe in der Bitterkeit seines Herzens die Verbrechen, wodurch er sich der Gutthaten Gottes unwürdig gemacht hat; er durchforsche, auf welche Art sie wieder getilgt und für die Zukunft verhütet werden können. Und dann, weil er dies aus eigenen Kräften zu bewirken nicht im Stande ist, erflehe er durch ein inbrünstiges Gebeth von Gott die zu dieser Absicht nothwendigen Gnaden. Seinen Geist beschäftige er wechselweise mit Betrachtungen über die Gerechtigkeit Gottes, die nichts ungestraft läßt, über seine Barmherzigkeit, die alles zu verzeihen jederzeit bereit ist; über seine Güte, die dem schwachen Menschen zu Hilfe kömmt, und ihn mit seiner Gnade unterstützt. Bald trachte er in seinem Herzen Gefühle der Dankbarkeit zu erwecken, bald es zur Reue zu bewegen, und es auf die Gefahren der Verführung aufmerksam zu machen. Ernsthafte Vorsätze für die Zukunft, und

Nachdenken über die Mittel, sie in Erfüllung zu bringen, sind alsdann ganz natürliche Folgen des Gebeths und der Betrachtungen, und wer nach vollendetem Gottesdienste sich das Zeugniß geben kann, daß er mit seiner Selbstprüfung und Besserung beschäftigt war, der darf sich auch mit dem Gedanken trösten, daß er dadurch die Ehre Gottes befördert hat, weil er weis, daß über einen Sünder, der Buße thut, eine größere Freude im Himmel ist, als über neun und neunzig Gerechte.

Die gottesdienstlichen Zeremonien haben zur Absicht, daß in den Herzen der frommen Christen der Geist der Buße und der Andacht erweckt werde.

Die Kirche hat bey öffentlichen Gottesverehrungen Zeremonien angeordnet, um durch dieselben in den Herzen der frommen Christen den Geist der Buße und der Andacht anzuregen. Der Mensch ist zu Zerstreuungen äußerst geneigt, und niemahls mehr, als wenn er bethen, betrachten und über den Zustand seines Gewissens nachdenken soll. Wenn seine Sinne durch Zeremonien nicht gleichsam festgehalten, und wenn durch eben diese Zeremonien die Gedanken und Gefühle in seinem Herzen nicht rege gemacht würden, welche ihn zu einem wahren und thätigen Gottesverehrer bilden sollen, so würde sein Geist in verschiedenen Zerstreuungen umher schwärmen; niemahls würde er einen ernsthaften Rückblick auf sich selbst werfen, und an die Mittel denken wie er die Gnaden Gottes zum beßten seiner Seele benützen, und wie er durch eine thätige Mitwirkung sich derselben würdig zu machen suchen soll. Was vermag mehr in unserer Seele Begriffe von der Herrlichkeit, von der Größe und Allmacht Gottes zu erwecken, als Zeremonien, welche mit Pracht und Feyerlichkeit verrichtet werden? Würde der Christ bey drinsgenden zeitlichen Bedürfnissen bey anhaltender Trockne oder Feuchtigkeit, wodurch die Feldfrüchte in Gefahr gesetzt werden, oder andern Unglücksfällen, die Gott zu unserer Züchtigung oft zuläßt, seine Zuflucht zu ihm nehmen, und ihn um Barmherzigkeit bitten, wenn nicht die Kirche von Zeit zu Zeit öffent-

liche Gebethe anordnete, und sie mit heiligen Gebräuchen begleitete? Würden wirksame Gefühle der Reue und der Buße in seinem Herzen entstehen, wenn die Kirche nicht Andachtsübungen veranstaltete, die absichtlich dahin zwecken, bußfertige Gesinnungen zu erwecken? Durch das, was der Mensch sieht und höret, wird er immer mehr gerührt, als durch das, worüber er blos nachdenkt. Seine Sinne werden durch den Anblick der Zeremonien beschäftigt, und die Seele überläßt sich gänzlich dem Eindrucke, der dadurch auf sie gemacht wird. Die Gebräuche, die Feyerlichkeiten und Andachten sind daher eine Veranlassung, die ihn bewegt, an der Verehrung Theil zu nehmen, welche durch dieselben Gott erwiesen wird.

Der äußere Gottesdienst befördert die innere Andacht.

Nichts vermag mehr den Menschen zu einer lebhaften und ausdruckvollen Andacht anzufeuern, als der äußere Gottesdienst. Alles ist bey demselben dazu eingerichtet, um in seiner Seele gute Gedanken zu erwecken. Viele bey einander versammelte Menschen muntern sich wechselweise zur Andacht auf; die Zeremonien sind Sinnbilder, welche sich auf Gegenstände beziehen, die auf die Bekehrung des Menschen hinzielen. Die Verrichtung des heil. Meßopfers, welche die vornehmste und erhabenste unter allen Zeremonien ist, erinnert den Menschen an die größte Gutthat, die er von Gott empfangen hat, und an den unbegreiflichsten Beweis seiner Liebe gegen den Menschen. Welche Gelegenheit zu wahrer Andacht, zu Gefühlen der Bewunderung, der Dankbarkeit, der Liebe u. s. w.! Die öffentlichen Bittgänge erinnern den Menschen an das unaufhörliche Bedürfniß des göttlichen Beystandes, folglich an seine Abhängigkeit von dem ewigen Wesen. Alle übrigen Zeremonien und Gebräuche können auf gleiche Weise erklärt werden; alle befördern die innere Andacht und erwecken heilsame Gesinnungen.

Unter diesem Gesichtspunkte ist der äußere Gottesdienst ein Mittel, welches zum innern Gottesdienste führet, denn ohne

äußern Gottesdienst würde dem Menschen die beste Gelegenheit ermangeln, seinen Gott im Geiste und in der Wahrheit zu verehren. Nichts würde ihn so leicht an seine Verhältnisse mit Gott erinnern; er würde oft und lange in einer beständigen Gleichgültigkeit über alles, was auf Andacht und Gottesverehrung Bezug hat, dahin leben; zeitliche Absichten würden seinen Geist einnehmen, und wenn ihm auch der Gedanke an sein Verhältniß mit Gott unwillkührlich und zufälliger Weise einfiele, so würde dieser Gedanke auch eben so leicht wieder verschwinden, wie er entstanden ist, ohne das geringste Merkmahl seines Daseyns zurück zu lassen. Der äußere Gottesdienst ist eine Ergänzung des innern, eine Art von Vorbereitung zu demselben; er ist in Rücksicht auf die Beschaffenheit des Menschen höchst nothwendig.

Widerspruch des Weltgeistes mit dem Geiste des Evangeliums.

Die Welt, der man so gerne dient, ist nicht die Erde, die wir bewohnen sammt den verschiedenen sichtbaren Dingen, die sie zieren; sie ist nicht die zahllose Menge himmlischer Körper, die am blauen Himmelgewölbe glänzen, und alle Tage so majestätisch über unseren Häuptern zu schweben scheinen; sie ist nicht, was man gewöhnlich das große Weltall nennt, sondern man versteht darunter die Sammlung jener Lehren und Grundsätze, welche die meisten Menschen in ihrem Wandel befolgen. — Der Geist der Welt erfordert und bringt mit sich, daß man die Begierlichkeiten seiner Natur befriedige, und seinen Gelüsten freyen Lauf lasse; daß man den Sinnen, den Augen, den Ohren, dem Geschmacke nichts versage, wornach sie lüstern sind; daß man sich über seine Laster und bösen Gewohnheiten gleichgültig hinwegsetze, die meisten gar nicht achte, und die übrigen nach der allgemein herrschenden Lehre entschuldige und rechtfertige, die Handlungen seiner Mitmenschen hingegen mit lieblosen Urtheilen und schiefen Auslegungen nicht verschone; daß man in das Ansehen, in den Reichthum, in Ehrenbezeigungen, in Lobsprüche, in Lustbarkeiten, sogar in die ganz zufällige Schön-

heit seiner Gesichtsbildung, in den schlanken Wuchs seines Leibes und in die prachtvollen Kleider, womit man ihn zu verzieren suchet, einen wahren Werth, eine Art von Verdienst setze; daß man für seinen Körper, für dessen Verpflegung und Gemächlichkeit alles, für seine Seele aber nichts oder nur höchstens etwas weniges dem Scheine nach thue; daß man sein Herz und seinen Verstand nach dem heutigen Tone bilde, die Religion für ein bloßes Volksbedürfniß halte, die meisten ihrer Lehren tadle, ihre Gebräuche und Zeremonien belache, und sich den Kopf mit den Grundsätzen gottloser und sittenverderblicher Bücher erfülle. —

Der Geist des Christenthums hingegen erfordert, daß man seine Sinne bezähme, seine lasterhaften Neigungen verfolge, seine bösen Gewohnheiten ausforsche und ausrotte, und die Fehler des Nächsten mit dem Mantel der Liebe bedecke; daß man überhaupt alles, worein der große Haufe seine Glückseligkeit setzet, als Eitelkeit betrachte, und sich überzeuge, daß nur wahre Tugend den Werth des Menschen erhöhen könne; daß man die Religion als das edelste Geschenk Gottes, als das einzige Mittel zur Seligkeit, verehre, und sowohl sein Herz als seinen Verstand ganz nach ihren Lehren zu bilden suche. Der Geist des Evangeliums ist also dem Geist der Welt ganz entgegengesetzt, und es ist unmöglich, diesen mit jenem zu vereinbaren; der eine verdrängt nothwendiger Weise den andern, und Niemand kann ein Kind der Welt bleiben, wenn er ein Kind Gottes werden will. Daher schreibt Paulus an die Neugetauften: „Wir haben nicht den Geist der Welt empfan„gen, sondern den Geist, der aus Gott ist. 1. Kor. 2, 12.“ Und Johannes redet also den Christen zu: „Liebet nicht die Welt, „noch das, was in der Welt ist! Denn alles Weltliche: Flei„schesluft, Augenluft, Prachtliebe, rühren nicht von dem Va„ter her, sondern von der Welt. Die Welt vergeht mit ihrer „Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewig„keit. Joh. 2, 15 : 16 : 17.“

Was erfordert wird, um ein wahrer Diener Gottes zu seyn.

Unter den Menschen, welche die Religion zwar aufrichtig verehren, giebt es dennoch viele, welche in einem sehr schädlichen Irrthume sind; sie glauben, daß nur diejenigen wahre Diener der Welt sind, welche alle ihre Lehren erfüllen und ganz nach ihren Grundsätzen handeln, und daß diejenigen, welche ihren Geist nur in einigen Stücken annehmen, im Uebrigen aber sich nach dem Geiste des Christenthums zu richten suchen, zu den Dienern Gottes gerechnet werden können. — Nein, christliche Freunde! der Dienst Gottes kann nicht getheilt seyn. Der Heiland sagt: wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. (Luk. 11, 23.) Entweder muß der Christ den Dienst der Welt gänzlich aufgeben, oder er kann auf das Glück, ein Diener Gottes zu seyn, keine Ansprüche machen. — Wo ist aber der Mensch, den die Bezauberungen der Welt niemahls blenden, und der sich nicht zuweilen von dem Strome hinreißen läßt? Welcher Christ hat seine Blicke immerhin auf die Fackel des Evangeliums geheftet, um nur auf den Wegen zu wandeln, die sie beleuchtet? Fällt ja der Gerechte selbst sieben Mahl, wie uns Salomon versichert. — Wahr ist dies allerdings, und wir Menschen wären äußerst zu beklagen, wenn wir für jede Sünde, die wir begehen, aufhören würden, Diener Gottes zu seyn. Gott ist nicht so streng gegen uns; er ist kein Tyrann; wir sind nicht seine Sclaven, sondern seine Kinder, und sein zartes Vaterherz erlaubt es ihm nicht, ein Kind zu verstoßen, das manchsmahl Fehler begeht. Aber, l. Chrn. lasset euch nicht irre machen; es ist sehr schwer, die Gränzlinie, welche die Diener Gottes von jenen der Welt trennet, deutlich zu ziehen, und aus der falsch verstandenen Vaterliebe Gottes möchtet ihr etwa auch glauben, daß man Gott und der Welt zugleich opfern könne. — Wenn der Mensch nur aus Schwachheit sündiget, und nach jedem Falle sich auch gleich wieder erhebt; wenn er sich ernstlich befleißt, alle Pflichten genau zu erkennen und mit Muth ent-

schlossen ist, seiner Sinnlichkeit nichts zu gestatten; wenn er mit seinem Gewissen in keine Unterhandlungen tritt, damit es über gewisse Sünden schweige, die er gern begeht; wenn er aufrichtig sich bestrebet, nur das zu thun, was Gott will, dieser kann immerhin zu den Dienern Gottes gerechnet werden, weil er blos aus Schwachheit sündiget, und sich bald wieder mit Gott aussöhnet. — Aber Menschen, die blos die allgemeinsten Pflichten des Christenthums erfüllen, die zwar jederzeit an Sonn- und Feyertagen in der Kirche erscheinen, die an Fasttagen, wenn sie zu Hause sind, kein Fleisch essen, die alle Jahre einigemahl zur Beichte und Kommunion gehen, Niemand öffentlich betriegen, und fleißig arbeiten, damit sie dereinst ihre Kinder versorgen können, im Uebrigen aber auch ihrer Sinnlichkeit zu Gefallen leben, indem sie von der Religion nur das glauben und in Erfüllung bringen wollen, wovon sie, wie sie gewöhnlich sprechen, selbst überzeugt sind; die den öftern Gebrauch der Sacramente als unnöthig oder gar für schädlich erklären, die von Abtödtung der Sinne nichts wissen, ihre Vergnügungen nach dem Geiste der Welt genießen, ihre Nebenmenschen ohne Bedenken übervortheilen, wenn nur der Betrug nicht in die Augen fällt; solche Menschen, die Gott nur geben, was sie wollen, und in allem, was ihren Gelüsten behagt, der Welt dienen, diese sind keine Diener Gottes.

Das Fluchen und Schwören ist gegen die Ehrfurcht und Verehrung, die wir Gott schuldig sind.

Die unmittelbare Triebfeder des Fluchens ist insgemein ein aufgebrachtes, verwirrtes, seiner selbst nicht mächtiges Gemüth, das den Menschen antreibt, sich oder andern Uebels zu wünschen. Der allgemeinste und schaudervollste Fluch ist, wenn man sich selbst oder andere zum Teufel wünschet. Einige haben sogar die schändliche Gewohnheit, fast nichts zu betheuren, ohne daß sie nicht hinzusetzen: Hol mich der Teufel. Freylich sprechen sie gemeiniglich diese Worte aus, ohne daß sie bedenken, was

sie sagen. — Und habt ihr es auch wohl je ganz verstanden, was das sagen will: Hol mich, oder dich, der Teufel? — Ihr übergebet dadurch dem Hauptfeinde Gottes dasjenige, was ihr lieben, und wieder alle Anfälle dieses Feindes vertheidigen sollet. Hol mich, oder dich, oder euch der Teufel: wie kann so ein Ausdruck aus eines Christen Munde kommen! Saget nicht — wie mancher leichtfertige Flucher sich damit zu entschuldigen sucht — ich meyne es nicht im Ernste: es würde mir sehr leid thun, wenn der Fluch in Erfüllung gienge. Eben deßhalb seyd ihr desto strafbarer, weil ihr es einsehet, daß der Fluch schrecklich ist. Aber, fährt man gewöhnlich fort sich zu entschuldigen, die Flüche entwischen mir nur im Zorne, da ich meiner nicht mächtig bin. Auch dieß macht euch noch strafbarer. Denn der Zorn ist Sünde und das Fluchen ist Sünde. Ein Mensch, der des Fluchens und Schwörens gewöhnt ist, wird zuweilen des Tages mehr als zehnmahl, zuweilen mehr als zwanzigmahl fluchen nnd schwören, dieß heißt, er wird alle Tage zehn- und zwanzigmahl seine Seele verwunden. Gewöhne deinen Mund nicht, sagt der weise Sirach 23, 9—11., zum Schwören, und nenne nicht immer den Nahmen des Heiligen! Denn wie ein Knecht, der immer geschlagen wird, nie ohne Striemen ist; so wird der Schwörende und immer den Nahmen Gottes Nennende nicht von Sünden rein bleiben. Wer öfters schwöret, der häufet Sünden auf Sünden, und die Geisel wird von seinem Haupte nicht weichen. Thut er es vorsetzlich, so versündiget er sich; und achtet er nicht darauf, so versündiget er sich doppelt. Auch unser Erlöser verbiethet das Schwören sehr nachdrücklich, Matth. 5, 34—37., Ihr sollt, sagt er, durchaus nicht schwören; weder bey dem Himmel, denn er ist Gottes Thron; noch bey der Erde, denn sie ist sein Fußschemmel;

noch bey Jerusalem, denn sie ist die Stadt des großen Königs. Eben so wenig sollst du bey deinem Haupte schwören; denn du vermagst ja nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen. Eure Rede sey: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das kömmt vom Bösen her.

Die Gewohnheit zu schwören und zu fluchen mag noch so stark eingewurzelt haben, wenn man ernstlich will und sich beharrlich befleißt; so wird man ihrer doch endlich los werden. Der heil. Augustin bekennt mit der ihm gewöhnlichen Demuth, daß auch er die Gewohnheit zu schwören gehabt habe. Er sagt, es sey kein Tag verstrichen, daß er nicht einige Mahle geschworen: er habe aber diese böse Neigung herzhaft bekämpft, und so auch endlich unterdrückt. Es würde mich sagt er ein anders Mahl jetzt eben so hart ankommen, zu schwören; als es mich vorhin leicht ankam. Liebe Christen! seyd auch so bereitwillig, euch zu bessern, wie der heilige Augustin es war, machet einen so festen Vorsatz wie er; bestrebet euch mit dem nähmlichen Muthe; so werdet ihr auch die Freude haben, über eine Neigung zu siegen, die euch jetzt unüberwindlich scheint.

Dienstbothen, Herrschaften.

Die Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften stehen mit jenen der Herrschaften gegen ihre Dienstbothen in einer so engen Verwandtschaft, daß sie sich nicht wohl von einander trennen lassen. Aus dieser Ursache werden wir beyde unter einem Titel abhandeln. Was den Gehorsam betrifft, den die Diener ihren Herren schuldig sind, werden wir hier nur etwas Weniges davon sagen, nur so viel als zur Vollständigkeit der Materie erfordert wird. Ausführlicher und in ihrem ganzen Umfange, wird diese wichtige Materie unter dem Titel Gehorsam abgehandelt werden.

Erster Entwurf.

Ueber die Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften.

So ungerecht auch dem Menschen, dem ersten Anscheine nach, die Ungleichheit der verschiedenen Stände vorkommen mag, so weise und nothwendig findet man diese Anordnung Gottes, wenn man über dieselbe nachdenkt, und auf die Folgen hinblickt, welche daraus entstehen würden, wenn man eine vollkommene Gleichheit der Stände einführen und den Diener seinem Herrn in allem gleich machen wollte. Dergleichen Gedanken gehören in das Gebieth der Unmöglichkeit und der schwermerischen Träumereien gewisser Menschen, welche gewohnt sind, ihre kurzsichtige Vernunft zum allgemeinen Maaßstabe aller Dinge zu nehmen, und die ihre tollen Einfälle, so sehr sie auch der Erfahrung widersprechen, Jederman aufdringen wollen. Um uns von der Nothwendigkeit des Standes der Dienstbothen zu überzeugen, wollen wir untersuchen,

1 worauf er sich gründet, und dann

2 welche Pflichten er mit sich bringt.

Wenn wir annehmen, wie Niemand es bezweifeln kann, daß Gott der Urheber des Weltalls ist, so läßt sich keine Möglichkeit denken, daß er die innere Einrichtung dieser Welt, die Bestimmung der verschiedenen Stände der Willkühr der Menschen und ihrer Veränderlichkeit überlassen habe. Es ist demnach

a eine Anordnung Gottes, daß Menschen aus der unbemittelten Klasse in die Dienste der Reichen und derjenigen treten, welche hohe Stellen und Aemter bekleiden. Die Absichten Gottes bey dieser Anordnung sind, daß die Menschen auf verschiedenen Wegen zur Seligkeit geführt werden, daß die Herrschaften durch einen weisen Gebrauch ihrer Gewalt und die Diener durch eine bereitwillige Unterwürfigkeit zu diesem Ziele gelangen. — Der Stand der Dienstbothen ist

b zur Festhaltung der Gesellschaft, welche nicht bestehen könnte, wenn es nicht Vorgesetzte und Untergebene, und folg-

lich wenn es nicht Herren und Diener gäbe, unentbehrlich. Alles hängt wie die Glieder einer Kette aneinander, und wollte man die kleinen Staaten, dergleichen eine jede Familie einen bildet, durch die Aufhebung des Standes der Dienstbothen stören, so würden dadurch die großen Staaten und also die ganze Gesellschaft erschüttert und zu Grunde gerichtet werden.

Ist aber der Stand der Dienstbothen eine Anordnung Gottes und ein Erforderniß zur Festhaltung der menschlichen Gesellschaft, so ergiebt sich von selbst, daß er verschiedene Pflichten mit sich bringt. Diese Pflichten lassen sich auf zwey zusammenziehen, welche alle übrigen in sich begreifen.

a Die Herrschaften kommen mit ihren Dienstbothen um einen gewissen Lohn überein, und diese machen sich anheischig, gewisse Arbeiten dafür zu verrichten. Sie sind also verbunden bey diesen Arbeiten emsig zu seyn, und die Befehle, welche ihnen in dieser Absicht gegeben werden, genau zu vollziehen.

b Die Verhältnisse der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften nöthigen diese, ihren Dienern vieles von ihrem Vermögen anzuvertrauen. Die Dienstbothen sind daher verbunden, dieses Vertrauen mit einer strengen Treue zu erwiedern, über das Eigenthum ihrer Herrschaften zu wachen, nichts zu vernachläßigen, nichts heimlich zu entwenden, nichts andern eigenmächtig zu geben oder sich selbst zuzueignen. Sie sind Hausgenossen, folglich müssen sie sich auch den Nutzen des Hauses angelegen seyn lassen.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Pflichten der Herrschaften gegen die Dienstbothen.

Es würde eine zu große Last den ohnehin sehr harten und mühevollen Stand der Dienstbothen bedrücken, wenn nicht auch den Herrschaften ihre Pflichten gegen dieselben vorgezeichnet wären. Der Diener ist kein Sklave seines Herrn, und er ist ver-

pflichtet, nur seine gerechten und vernunftmäßigen Befehle zu vollziehen. Darum erinnert Paulus alle Herrschaften, sich gegen ihre Diener billig und gerecht zu erzeigen, weil auch sie einen Herrn im Himmel haben. — Diese Pflichten der Herren gegen ihre Diener wollen wir nun auseinander setzen; sie sind zweyerley Art:

1 die einen haben das körperliche Wohlseyn der Dienstbothen zum Gegenstande;

2 die andern beziehen sich auf die Beförderung ihres Seelenheils.

Wer in den Dienst eines andern tritt, machet sich anheischig, die Arbeiten zu verrichten, welche der Dienst mit sich bringt. Was kann also billiger seyn, als daß die Herrschaften ihren Dienstbothen

a die Nahrung geben. Der Arbeiter, sagt der Heiland selbst, hat das Recht zur Nahrung. Matth. 10, 10. Hierinn müssen die Herrschaften das gehörige Mittel zu treffen suchen. Zu kostbare Nahrung und Trank im Ueberfluße geben den Dienstbothen Anlaß zu verschiedenen Vergehungen, und machen sie zur Arbeit unfähig. Ist aber die Nahrung zu kärglich oder schlecht, so entstehen dieselben bösen Folgen; man setzet sie unter ihre Würde herab, sie haben zur Arbeit zu wenig Kraft, und man machet sich vor Gott für alle Sünden verantwortlich, welche dadurch veranlaßt werden. — Die Herrschaften sind ihren Dienstbothen schuldig

b Unterstützung in der Noth, Verpflegung in ihren Krankheiten, Schutz gegen Unterdrückung. Ein getreuer Diener ist alles werth; er verdient wie ein Hausgenoß, wie ein Glied der Familie behandelt zu werden. „Liebe ihn wie „dein eigenes Leben sagt der weise Syrach; beraube ihn „seiner Freyheit nicht, und verlasse ihn nicht, wenn er in „der Noth ist. 7, 23."

c Eben so sind sie verpflichtet ihnen ihren verdienten Lohn

zur bestimmten Zeit zu geben. Leidet dein Diener Schaden durch die Verzögerung, so bist du ein Dieb, und machest dich für den Schaden verantwortlich. „Der Lohn deines Taglöhners „soll bey dir nicht bis zum Morgen bleiben. Levit. 19, 13.“ Das Zurückhalten des Lohns ist eine Sünde, welche gegen den Himmel schreiet. Jakob, 5, 4.

Von einer noch größern Wichtigkeit sind jene Pflichten, welche sich auf die Seele der Dienstbothen beziehen, und ihr Heil zum Gegenstande haben. Dadurch daß die Dienstbothen unter die Befehle ihrer Herrschaften treten, nehmen diese alle Pflichten auf sich, welche die Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen zu erfüllen haben. Die vorzüglichsten dieser Pflichten sind folgende:

a sie im Guten zu unterrichten theils durch Lehren, welche ihnen in dieser Absicht gegeben werden, theils durch Beyspiele der Tugenden, mit welchen die Herrschaften ihnen vorgehen sollen. Dies erfordert die Ordnung, welche in einem jeden Hause herrschen soll, und die Gewalt, welche Gott den Herrschaften über ihr Gesinde vorzüglich darum ertheilt hat, damit sie dieselbe zur Beförderung seiner Ehre gebrauchen.

b Aus gleichen Gründen sind sie verbunden alle Tritte ihrer Dienstbothen zu bewachen, und genau darauf zu sehen, ob sie ihre Religionspflichten richtig erfüllen, ob sie keine böse Gesellschaften besuchen, keine heimliche Bekanntschaften machen, und wenn sie etwas gewahr werden, dem Uebel gleich im Anfange zu steuern.

c Die Herrschaften sind auch verbunden, die Vergehungen ihrer Dienstbothen zu strafen; aber dabey sollen sie mit der gehörigen Schonung zu Werke gehen; Geduld haben, wo es nothwendig ist, ihrer Schwachheit etwas zu gut halten, wenn keine böse Folge daraus entsteht; sie sollen sich niemahls der Gefahr aussetzen, die Unschuld zu strafen, und immer wissen, wie der Apostel sagt, daß ihr Herr so wie jener, ihrer Dienstbothen im Himmel ist, und daß bey ihm kein Menschen-Ansehen Statt findet.

Dritter Entwurf.

Ueber die gegenseitigen Pflichten der Herren und der Dienstbothen.

So wie der Diener von seinem Herrn abhängig ist, eben so steht auch der Herr in einer Art von Abhängigkeit gegen den Diener, woraus für beyde eigene Pflichten entstehen. Der Diener, der seinem Herrn seine Arbeit und seine Freyheit gegen den verabredeten Lohn und die Nahrung gleichsam verkauft, leistet aber darauf dennoch nicht so Verzicht, daß er sich nicht noch vorbehält, was billig ist, und Gott hat dem Herrn eine Gewalt über den Diener nur unter der Bedingung gegeben, daß er die Schranken der Mäßigkeit und der Menschenliebe nicht überschreite. Wir wollen nun diese gegenseitige Pflichten gegen einander abwägen, und untersuchen,

1 worauf die Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften, und dann

2 worauf die Pflichten der Herrschaften gegen ihre Dienstbothen sich gründen.

Um auf den Grund der Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften zu kommen, muß man betrachten

a daß die Herrschaften vor Gott für ihre Dienstbothen verantwortlich sind; er vertrauet sie gleichsam ihrer Gewalt an, damit sie eben diese Gewalt zu ihrem Beßten gebrauchen. Es ist also billig, daß sie ihnen einen unterthänigen Gehorsam leisten, ohne welchen ihre Gewalt unnütz wäre. „Folget euern Vorgesetzten, und seyd ihnen unter„würfig, sagt der Apostel, den sie sorgen für euere Seele, „über welche sie Rechenschaft geben müssen. Heb. 13, 17."

b Die Herrschaften geben ihren Dienstbothen Nahrung, Lohn und Obdach; sie sind also schuldig diese Gutthat durch ihren Fleiß und ihre Arbeitsamkeit zu vergelten, den Nutzen ihres Herrn zu Herzen zu nehmen, und für ihn eben so besorgt zu seyn als wäre es für sie selbst.

c Die Herrschaften vertrauen ihren Dienstbothen oft Vieles von ihren Gütern an; es ist also billig daß sie sich dieses

Vertrauens würdig zu machen suchen durch eine gewissenhafte Treue, daß sie sich ohne Wissen und Erlaubniß der Herrschaft nicht das geringste zueignen, daß sie nichts eigenmächtig verwenden, oder unter dem Vorwande eines geringen Lohns oder einer strengen Arbeit sich heimlich bezahlt machen.

Die Herrschaften machen sich gegen ihre Dienstbothen anheischig ihnen nicht blos die Nahrung und den verabredeten Lohn zu geben, sondern sie sind auch verbunden, ihre Diener mit Schonung zu behandeln, Geduld mit ihnen zu haben, ihre Schwachheiten und Fehler zu ertragen, denn sie sollen bedenken,

a daß die Diener Menschen sind wie die Herren, daß sie Fleisch und Blut wie sie sind, und wie sie eine unsterbliche Seele haben; daß sie meistens nur durch den Zufall der Geburt oder durch sonst einen Unglücksfall in die traurige Nothwendigkeit versetzt worden sind, in den Dienst und unter die Befehle eines andern zu treten.

b Daß sie in Absicht auf das zukünftige Leben wie ihre Herren mit der unschätzbaren Gutthat der Erlösung und mit den Reichthümern der Gnade Gottes beschenkt wurden, und folglich, daß, wenn sie schon von den Gütern dieser Erde beraubt sind, sie auf die unvergänglichen, ewigen Güter jener Welt eben so gegründete und oft weit gültigere Ansprüche haben, weil ihrer dort um so mehr wartet als ihre Noth hier größer ist.

c Daß bey Gott kein Ansehen der Personen ist, daß vor seinem Angesichte derjenige, den Glanz, Pracht und Reichthum umringen, nicht mehr werth ist, als jener andere, der in dem vor den Augen der Welt verächtlichen Stande eines Dienstbothen lebt.

Vierter Entwurf.

Ueber die Trostgründe, welche der Stand der Dienstbothen mit sich bringt.

Wer den Stand der Dienstbothen mit Menschenaugen betrachtet, findet ihn hart und drückend, weil es unserer Sinns

lichkeit äußerst schwer fällt unter den Befehlen anderer zu stehen, sich nach ihrem Willen zu richten, und ihre Launen zu ertragen. Man ist in einer Lage von Verachtung und Demüthigung; überall wird man zurückgesetzt; hat man irgend ein Verdienst, so wird es miskannt, und man sieht alle Wege zu Ehren und hohen Stellen vor sich geschlossen. Mit dem Stande der Dienstbothen ist auch gewöhnlich die Armuth verknüpft, weil man sich überhaupt nur aus Armuth dazu entschließt andern zu dienen; man sieht sich also manches Vergnügens beraubt, das der Herr, dem man dienen muß, im Ueberflusse genießt. — Betrachtet man aber diesen Stand mit den Augen des Christenthums, so verändert sich diese Ansicht gänzlich, und tausend Trostgründe biethen sich dem christlichdenkenden Diener dar, wodurch ihm seine Lage nicht nur erträglich, sondern süß und angenehm werden kann. Wir wollen daher

die Trostgründe, welche den Dienstbothen in ihrem Stande eine kräftige Aufmunterung sind, entwickeln.

Wenn man nur ein wenig über die Verschiedenheit der Stände und die ungleiche Austheilung der Glücksgüter der Erde nachdenkt; so entdeckt man gar bald unverkennbare Spuren jener Ursachen, welche der göttlichen Weisheit zum Grunde lagen, als sie die gegenwärtige Einrichtung der Welt beschloß. Der Mensch mag sich also in einem Stande befinden, welcher es immer ist, so weiß er immer, daß er in einem Stande lebe, den Gott selbst angeordnet hat. Aus diesem Grunde weiß auch

a der Dienstbothe, daß sein Stand in den Planen der ewigen Weisheit eben so wie jener des Reichen und der Könige der Erde liegt, und daß er vor dem Urheber des Weltalls so viel gilt als ein jeder andere; daß auf der Wagschale der ewigen Gerechtigkeit weder die Reichthümer noch die Ehrenstellen dieser Erde, sondern bloß das Verdienst und die Tugenden abgewogen werden, und daß sein Stand mehr ein Beförderungsmittel als ein Hinderniß der Tugenden ist. — Er weiß,

b daß, wenn man die verschiedenen Stände vergleicht, jener der höchste und edelste ist, welcher dem Stande am ähnlichsten ist, in welchem Jesus selbst sich befand, als er hier auf dieser Erde wandelte. Sein Stand war aber ein Stand der Erniedrigung. „Des Menschen Sohn ist nicht „gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern andern zu die„nen, sagt der Heiland selbst. Matth. 20, 28." — Er weiß,

c daß je niedriger die Stufe ist, auf welcher der Mensch auf dieser Erde steht, desto weniger hat er einen Fall zu befürchten. Der Reiche ist tausend Gefahren ausgesetzt, welche der Dienstbothe nicht kennt; der Reiche hat tausend Mittel in den Händen, welche Werkzeuge der Sünde sind, die der Diener nicht in seiner Gewalt hat. — Er weiß,

d daß die Verantwortlichkeit vor Gott um so größer ist, wenn man mehreren Menschen zu befehlen hat, größere Güter besitzt, zahlreichere Gelegenheiten hat, Gutes zu thun, wie dieses bey den Herrschaften der Fall ist. Dieses Bewußtseyn flößt seinem niedergeschlagenen Herzen, so oft es der Last seiner Lage zu erliegen nahe ist, wieder Muth ein, es muntert sich auf, und genießt jene reine Zufriedenheit, die allen denen zu Theil wird, welche die Rathschlüsse Gottes erkennen und verehren.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Pflichten der Dienstbothen nach der Lehre des heil. Paulus.

Die Pflichten christlicher Dienstbothen gegen ihre Herrschaften hat der heilige Paulus in wenig Worten zusammengefaßt, die ich euch heute vortragen will, und die ich wünschte, daß ihr sie nie vergessen möchtet: Ihr Knechte, schreibt er an die Kolosser 3, 22., gehorchet in allen Stücken euren irdischen Herren, nicht als Augendiener, die sich bey Menschen einschmeicheln, sondern mit aufrichtigem Herzen und aus Ehrfurcht gegen den Herrn. Alles, was ihr thut, das thut von Her-

zen, als etwas, was dem Herrn und nicht den Menschen geschieht. Und wisset, daß ihr von dem Herrn euer Erbtheil zur Vergeltung erhalten werdet; denn ihr dienet Christo dem Herrn. Wer aber Unrecht thut, dem wird nach seinen Thaten auch vergolten werden. Und an Titus schreibt dieser nähmliche Apostel 2, 9.: Den Dienstbothen schärfe ein, sich gegen ihre Herrschaften gehorsam und in allem gefällig zu zeigen; nicht zu trotzen, nichts zu entwenden, sondern in Allem sich treu und ehrlich zu beweisen, damit sie der Lehre Gottes, unsers Retters, in Allem Ehre machen.

Ein christlicher Dienstbothe ist also schuldig:

1 Sich gegen seine Herrschaft gehorsam,

2 in Allem gefällig zu zeigen, und

3 sich in Allem treu und ehrlich zu beweisen.

Der Gehorsam, den die Dienstbothen ihren Herrschaften leisten sollen, erstreckt sich

a auf alles, was ihnen in billigen Sachen befohlen wird. Es giebt Dienstbothen, die manchmahl zwar gehorsamen, aber oft wieder nicht. Von solchen kann man nicht sagen, daß sie gehorsam sind. Denn sie thun nur was sie gerne thun, was sie freut. Oder sie thun nur das, was sie leicht thun können. Was ihnen schwer fällt, das thun sie nicht. Der heil. Paulus aber sagt: in allen Stücken sollen die Dienstbothen ihren Herrschaften gehorsam seyn.

b Der Gehorsam, den die christlichen Dienstbothen ihren Herrschaften leisten sollen,

soll mit aufrichtigem Herzen und aus Ehrfurcht gegen den Herrn, unsern Erlöser geleistet werden.

Wer blos gehorsam ist, um sich bey der Herrschaft einzuschmeicheln, der dient nicht dem Herrn, unserm Erlöser; sondern sich selbst. Er sucht nicht Gott, sondern nur Menschen zu gefallen. Der Christ soll bey allen seinen Hand-

lungen überirdische Absichten haben, um den Lohn zu erhalten, den Gott denen versprochen hat, welche ihn lieben.

Der Gehorsam, der von Dienstbothen den Herrschaften geleistet wird, soll mit der nähmlichen Ehrfurcht geleistet werden, mit welcher wir ihn Christo leisten würden, wenn er noch unter uns wandelte. Der heil. Paulus sagt zu den Dienstbothen ausdrücklich: Ihr dienet Christus dem Herrn. Die Dienstbothen sollen daher in der Person ihres Herrn nicht den Menschen, sondern Jesum Christum betrachten.

Die Dienstbothen sollen sich gegen ihre Herrschaften gefällig zeigen.

a Sie sollen daher nicht trotzen. Es giebt so manche Dienstbothen, die bloß ihrer Laune folgen, und bald gefällig, bald unerträglich sind. Jetzt arbeiten sie für ihre Herrschaft über Hals und Kopf, ein andersmahl wollen sie dann nichts thun. Man darf ihnen nur eine Arbeit auftragen, die ihnen nicht angenehm, oder die ihnen lästig ist; so widersetzen sie sich, und wollen sie nicht thun. Sie wollen sich keine Gewalt anthun, und doch prediget das Evangelium nichts mehr, als Abtödtung.

b Sie sollen nicht mürrisch seyn. Es giebt Dienstbothen, welche zwar alles thun, was man ihnen befiehlt: aber vielfältig thun sie es mit Unwillen. Sie murren und schimpfen, daß man ihnen zu viele und zu schwere Arbeiten auflade. Lieber Christ! wenn dir der Dienst zu schwer ist, wenn er deine Kräfte übersteigt; so verlasse ihn, und suche einen leichtern, der deinen Kräften angemessen ist: aber murre nicht, schimpfe nicht gegen deine Herrschaft. Das ziemt sich nicht für einen Christen, der nach dem Beyspiele Jesu von Herzen demüthig und sanftmüthig seyn soll. Endlich

c gegen die Herrschaft gefällig seyn, heißt ihre Neigungen ausforschen; sich darnach richten; sich nach ihrem Sinne,

nach ihrer Laune schicken; und das unterlassen, was die Herrschaft nicht haben will, oder nicht gerne sieht.

Die Dienstbothen sollen sich in Allem treu und redlich beweisen.

a Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß des Herrn Güter nicht des Dienstbothen Eigenthum sind. Das Stehlen ist Jedermann und allzeit verbothen: ist man jedoch ein Dienstbothe, so ist der Diebstahl noch strafbarer; denn der Herr verläßt sich auf die Treue seines Dieners, und schaut ihm nicht so auf die Finger, wie einem Fremden. Der untreue Dienstbothe mißbraucht daher dieses Zutrauen auf eine schändliche Weise.

b Der heilige Paulus verlangt von den Dienstbothen, daß sie sich in Allem treu und ehrlich beweisen. Es ist also nicht genug, wenn die Dienstbothen ihrer Herrschaft nichts entwenden, wenn sie dieselbe nicht betriegen. Sie dürfen auch nichts verabsäumen, was ihrer Herrschaft Schaden bringen könnte. Sie sollen vielmehr den Nutzen derselben bey jeder Gelegenheit zu befördern suchen.

c Alles, sagt Jesus, Matth. 7, 12., was ihr wollt daß euch die Leute thun sollen, das thut auch ihr ihnen. Wir wünschen, daß alle Menschen mit uns redlich und ehrlich handeln. Folglich sollen besonders die Dienstbothen sich redlich und ehrlich gegen ihre Herrschaften betragen.

Wenn nun die Dienstbothen die Vorschriften des heiligen Paulus befolgen; so werden sie, wie eben dieser Apostel sagt, der Lehre Gottes, unsers Retters, in Allem Ehre machen.

Ja ihr Dienstbothen, „gehorchet euren irdischen Herren „mit aller Achtsamkeit und Sorgfalt, mit Aufrichtigkeit eu„res Herzens, wie Christus; nicht als Augendiener, die nur „Menschen gefallen wollen, sondern als Knechte Christi, „die Gottes Willen von Herzen erfüllen, und mit geneig-

„tem Sinne dem Herrn, und nicht den Menschen nur, „dienen. Wisset, daß Jeder nach der Rechtschaffenheit sei„nes Betragens auch seinen Lohn von dem Herrn em„pfangen wird, er mag Knecht oder Herr seyn. Epheser „6, 5—8.

Sechster Entwurf.

Von den Pflichten der Herrschaften, nach der Lehre des heil. Paulus.

Der heilige Paulus belehret die Herrschaften, wie die Dienstbothen über ihre Pflichten. Und ihr Herren, schreibt er an die Ephes. 6, 9., handelt gegen sie, gegen die Dienstbothen nähmlich, wie es sich gebührt; lasset ab von der harten Strenge! Wisset, daß auch ihr euren Herrn im Himmel habet, und daß bey ihm kein Ansehen der Person gilt. An die Kolosser 4, 1. schreibt er das Nähmliche. Ihr Herren, heißt es in diesem Sendschreiben, betraget euch gegen eure Knechte, wie es recht und billig ist, und vergesset nicht, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet!

Die Herren und Frauen sollen demnach

1 ihren Dienstbothen geben, was recht und billig ist, und
2 sollen sie dieselben nicht zu strenge behandeln.

Das Verhältniß der Dienstbothen zu ihren Herrschaften beruhet auf einem Vertrag. Der Dienstbothe macht sich verbindlich zu gewissen Arbeiten, dagegen verpflichtet sich die Herrschaft dem Dienstbothen den nöthigen Unterhalt zu geben.

a Es handeln daher die Herren und Frauen gegen ihre Pflicht, wenn sie ihren Dienstbothen zu kärglich zu essen geben oder ihnen den versprochenen Lohn nicht bezahlen. Betraget euch, sagt der heil. Paulus, gegen eure Knechte, wie es recht und billig ist? Es ist offenbar unrecht und unbillig, wenn man den Dienstbothen so wenig zu essen giebt, daß sie nicht wohl bestehen können, oder wenn man den Lohn schmählert, den man ihnen verheißen,

oder wenn man ihnen gewisse Vortheile entzieht, die man ihnen beym Antritt des Dienstes ausdrücklich oder stillschweigend zugesagt hat.

b Auch für die Gesundheit der Dienstbothen soll man sorgen. Denn Niemand macht sich der Regel nach anheischig, mit Aufopferung seiner Gesundheit, zu dienen. Es ist ungerecht und unbillig, wenn man den Dienstbothen Sachen aufbürdet, die ihrer Gesundheit nachtheilig sind. Selbst, wenn sie krank werden, ist es billig, daß der Herr und die Frau für sie sorgen. Denn ist es ja schon gegen die Nächstenliebe, wenn man hülflosen Menschen keine Hülfe leistet, da man es doch thun könnte! Unbillig ist es offenbar, wenn man sich um die Gesundheit derjenigen nicht bekümmert, deren Dienste man sich bedient hat, so lange sie gesund waren; oder wenn man von kranken Dienstbothen die nähmlichen Dienste fordert, die sie gesund geleistet haben.

Unverantwortlich ist es, wenn der Herr und die Frau für sich prachtvoll und im Ueberfluße leben, und gleich alles zu viel finden, was die Dienstbothen nöthig haben.

c Aber nicht blos für den Leib ihrer Dienstbothen sollen die Herrschaften Sorge tragen, sondern auch für ihren unsterblichen Geist. Sie sind für die Sünden verantwortlich, die sie an ihren Dienstbothen bemerken und nicht bestrafen. Wer eine Sünde verhindern kann und nicht verhindert, macht sich derselben schuldig: so wie man sich des Schadens schuldig macht, den der Nächste leidet, im Falle man ihn verhindern könnte und nicht verhindert. Es ist gegen die Liebe, die man seinem Mitmenschen schuldig ist. Noch strenger sind dazu verbunden die Obrigkeiten; die Herrschaften sind aber die Obrigkeiten ihrer Dienstbothen. Herren und Frauen! erlaubet daher euern Dienstbóthen zur gehörigen Zeit in die Kirche zu gehen, und da den Pflichten der Religion Genüge zu leisten. Und nicht genug, befehlet es ihnen sogar, dem Gottesdienste beyzuwohnen, im Falle sie ihn nicht

von selbst besuchen wollen. Duldet keine Ausschweifungen bey euren Dienstbothen, denn ihr werdet sie sonst selbst in der andern Welt büßen müssen.

Nur zu oft geschieht es, daß die Herrschaften zu strenge sind in Hinsicht auf die Dienstleistungen, die sie fordern.

a Der Mensch soll zuerst gegen sich strenge seyn, und gegen Andere gelinde. Er soll sich seiner Fehler erinnern, und sich darüber Vorwürfe wachen, die Gebrechen Anderer aber soll er, so viel es die Bescheidenheit und die Pflicht erlauben, entschuldigen. Gewöhnlich sieht man den Splitter in dem Auge seines Bruders und bemerkt den Balken nicht, den man in seinem eigenen Auge hat.

b Wisset, ihr Herren und Frauen, daß auch ihr euern Herrn im Himmel habet, und daß bey ihm kein Ansehen der Person gilt. Euer Dienstbothe ist ein Ebenbild Gottes, wie ihr; er ist euer Bruder. Wir alle haben nur einen Schöpfer und einen Erlöser. Bey Gott gilt kein Ansehen der Person, nur auf unsern Lebenswandel blicket der Herr. So wie wir mit unserm Nebenmenschen, mit unserm Bruder verfahren, so wird auch der himmlische Vater mit uns verfahren. Verzeihen wir von ganzen Herzen unserm Bruder, so mird der himmlische Vater auch uns verzeihen. Verzeihen wir aber unserm Bruder nicht, so wird uns auch vom Vater im Himmel nicht verziehen werden. Matth. 18, 35. Und wie höchst nöthig haben wir es, daß uns der himmlische Vater verzeihe! Wie wir richten, so werden wir gerichtet werden; und mit dem Maaße, mit welchem wir messen, wird man uns wieder messen.

Daraus folgt jedoch keineswegs, daß die Dienstbothen über ihre Fehler, zumahl über ihre moralischen Fehler, nicht bestraft werden sollen; das würde ihnen selbst nachtheilig seyn. Aber mit Bescheidenheit und mit christlicher Sanftmuth soll es geschehen.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Syr. 4, 35. Hauptst. 32, 1. Hauptst. 34, 27. Hauptst. 33, 31. Matth. 8, 9. Cap. 10, 24. Cap. 25, 23. Cap. 20, 27. Cap. 20, 28. Apostelg. 10, 34. und 35. Röm. 13, 1 und 2. 1. Kor. 7, 20—22. Ephes. 6, 5 und 6. 9. Kol. 4, 1. 1. Timoth. 6, 1 und 2. Tit. 2, 9 und 10. 1. Timoth. 5, 8. Hebr. 13, 17. 1. Pet. 2, 18 und 19.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Es soll den Herren schwerer fallen zu befehlen, als den Knechten zu dienen. Augustinus L. 1. de Civit. c. 16.

Christus spricht zu dir, nicht darum bist du ein Christ geworden, daß du es unter deiner Würde halten sollest zu dienen; ich habe aus den Knechten keine Freygelassene, sondern aus den schlechten Knechten gute Knechte gemacht. Ders. in Ps. 83.

Ihr Herren! Sorget mit allem Fleiße für das Heil euerer Hausgenossen. Ders. in sermon. Commun. serm. 51.

Ein jeder Dienst hat seine Beschwernisse. Ders. in Ps. 99.

Der Stand dessen, der einem Menschen dienet, ist besser als jener des andern, der seiner Leidenschaft dient. Ders. L. de Innocentia.

Sey gleichwohl ein Diener deines Herrn, nur kein Diener der Sünde. Ders. de Dedicat. Eccles. Serm. 3.

Ihr alle, die ihr irdische Herren habet, und die ihr im Stande der Dienstbothen seyd, gehorchet euern Herren, liebet sie aus ganzem Herzen, dienet ihrem Auge nicht, sondern verrichtet euern Dienst aus Liebe; denn Gott hat sie bestellt, daß sie euch befehlen, und euch, daß ihr ihnen gehorchet. Ders. Serm. 7. de tempore.

Wenn du deinem Herrn getreu dienst, so wirst du von Gott einst die ewige Freyheit erlangen. Ders. Serm. 3. de Dedicat. Eccles.

Du forderst von deinem Knechte den Dienst, den er dir schuldig ist, und du, ein Mensch, zwingest einen andern Men-

schen dir zu gehorchen. Elender! der du deine Herrschsucht gegen einen andern Menschen ausübest, erkennest du nicht, daß du auch einen Herrn hast? Cyprianus. Contra. Demetr.

Wenn wir über unsere Dienstbothen in Zorn gerathen, so sollen wir uns immer unsere eigene Sünden zu Gemüth führen. Chrysost. Homil. 25. in Joan.

Die Herren, welche jenem, der allein ein wahrer Herr ist, unterthänig sind, sollen ihren Dienern Gegendienste leisten, und sie mit Gottesfurcht und Nachsicht nach dem Beyspiele des Herrn behandeln. Basilius Reg. 75. Cap. 2.

Der Dienst der Knechte trägt Vieles dazu bey, ein Haus wohl zu ordnen und zu verwalten. Chrysost. Homil. 22. in Epist. ad Ephes.

Viele wollen viele Diener haben, und lassen ihnen aber nicht die nothwendige Nahrung geben: meynen sie dann, daß sie steinerne Säulen sind? Ders. Homil. 7. in secundam ad Timoth.

Es gereicht dem Herrn zur Ehre, wenn er dankbare Diener hat, die ihn ehren. Ders. Homil. 2. in Epist. ad Philem.

Wenn wir über unsere Diener uns erzürnen wollen, so sollen wir jedesmahl einen Blick auf unsere eigene Sünden werfen. Ders. Homil. 25. in Joan.

Joseph war in der Knechtschaft, aber sein Herz war es nicht, und ob er gleich in der Knechtschaft war, so war er freyer als alle Menschen. Ders.

Ausgearbeitete Stellen.

Wie sollen die Herrschaften den Stand der Dienstbothen betrachten?

Wenn man den Stand der Dienstbothen unter dem wahren Gesichtspunkte betrachtet, daß sie nähmlich Menschen sind, wie ihre Herrschaften, daß meistens nur der Zufall der Geburt sie in die Nothwendigkeit gesetzt hat, andern zu dienen, und daß dieses Loos die Herren eben auch hätte treffen können, so verdient

dieser Stand Bedauern und Mitleid. Dies ist der wahre Gesichtspunkt, unter welchem ein jeder, der des Dienstes eines andern bedarf, den Stand der Dienstbothen betrachten soll, weil er nur unter diesem Gesichtspunkte sowohl seine Pflichten gegen sie, als die Art dieselben zu erfüllen, entdecken kann. Es herrschet unter den Menschen, denen von den Glücksgütern der Erde so viele zugefallen sind, daß sie sich die Bedienung anderer, nicht so Bemittelter mit Geld erkaufen können, ein schädliches Vorurtheil, welches vielleicht auch die einzige Quelle der unschicklichen und manchmahl unmenschlichen Begegnungen der Herren gegen ihre Diener ist: man glaubt nähmlich, daß man mit dem Gelde, womit man die Bedienung bezahlt, auch zugleich das Recht kaufet, die Dienstbothen nach Willkühr zu behandeln. Die Verhältnisse, welche zwischen dem Herrn und Diener Statt haben, mögen beschaffen seyn, wie sie immer wollen, so kann der Christ sich auf dieselben niemahls berufen, um die unschicklichen und rauhen Behandlungen gegen diejenigen zu rechtfertigen und zu entschuldigen, die unter seinen Befehlen stehen. Die Vernunft stimmet hierin mit dem Christenthume vollkommen überein. Beyde zeigen uns, sowohl im Herrn als im Diener, einen Menschen, woraus die Regel hervorgeht: „Behandle deinen Diener nicht anders, als du mit „Billigkeit verlangen würdest von ihm behandelt zu werden, wenn „du an seiner Stelle wärest, und wenn du ihn, anstatt er „dich, bedienen müßtest."

Unter welchem Gesichtspunkte sollen die Dienstbothen ihren Stand betrachten?

Wenn die Dienstbothen ihren Stand unter eben demselben Gesichtspunkte betrachten wollten, unter welchem die Herrschaften denselben gemeiniglich anzusehen pflegen, um daraus ihre Pflichten gegen ihre Herren abzuleiten, so würden sie wenig Lust haben sich in ihre Lage zu schicken, und die beschwerlichen Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche diese mit sich bringt; man würde den Diener schwerlich dahin bringen, aus der Noth eine Tu-

gend zu machen, gleichwohl mit seinem Loose zufrieden zu seyn. Dieser Beweggrund, weil er blos menschlich ist, bleibt ohne Kraft und Wirkung; und nur die Art von Zwang, welcher aus dem Mangel, aus der Dürftigkeit des dienstlosen Gesindes entsteht, vermag es, diese Leute zu bewegen, sich unter die Befehle eines andern zu beugen; und dann thun sie es auch nur äußerlich und nothgedrungen, was sie doch aus Gewissenhaftigkeit zu thun verbunden sind. Damit also die Dienstbothen ihre Pflichten aus guten Absichten erfüllen, die eines Menschen und noch mehr eines Christen würdig sind, und damit sie auch zum Genusse der irdischen Glückseligkeit gelangen, die mit ihrem Stande eben so wie mit jedem andern zu vereinbaren ist; so müssen sie ihn als eine weise Anordnung der Vorsehung betrachten, die gegen alle Menschen gerecht ist; sie müssen überzeugt seyn, daß ihr Mangel an Glücksgütern der Erde, der sie in die Nothwendigkeit setzt, Andern zu dienen, keine Ungerechtigkeit ist, indem sie zu denselben kein Recht haben, und daß sie ohnerachtet dieses Mangels in ihrer Lage, wenn sie dieselbe mit einem christlichen Auge ansehen, eben so wenig zu bedauern sind, als jeder andere Mensch; sie sollen wissen, daß ihr Stand, so hart er auch nach menschlichen Begriffen zu seyn scheint, jene Glückseligkeit, welche in der Ruhe und Zufriedenheit des Herzens besteht, nicht nur nicht ausschließt, sondern des Besitzes derselben vielleicht fähiger als jener ihrer Herrschaften ist. Jedermann weiß ja aus der Erfahrung, daß die Dienstbothen überhaupt weit mehr frohe Stunden leben, in welchen sie wahre Erdenseligkeit genießen, als die Herren, unter deren Befehlen sie stehen. Diese Ansicht ihres Standes wird sie gegen Kleinmuth und Trostlosigkeit schützen; sie werden sich nicht über die Vorsehung beklagen, sondern vielmehr selbst erkennen, daß die Begierden, welche alle Menschen nach Reichthümer und Bequemlichkeit hegen, ein Trieb unserer bösen Neigungen und nicht des wahren Hanges nach ächter Glückseligkeit sind. Mit Frohsinn und Munterkeit werden sie alsdann ihre Pflichten erfüllen, und die Bürde ihres Standes wird sie nicht drücken.

Worauf die Gewalt der Herrschaften gegen die Dienstbothen sich gründet.

Ein jeder Stand, der an sich gut ist, liegt in den Planen der ewigen Weisheit; es war ihr absichtlicher Wille, daß unter allen Ständen eine Verschiedenheit sey, daß der eine Reichthümer im Ueberfluße besitze, während der andere kaum so viel aufzubringen vermag, als sein nothwendigster Bedarf erfordert; daß dieser hohe Stellen bekleidet, und Befehle ertheile, während jener sie vollziehen und ihm dienen muß. Dies erheischt die gegenwärtige Einrichtung der Welt, wovon Gott selbst der Urheber ist. Niemand tritt also einen Stand an, oder Niemand befindet sich in der Nothwendigkeit, die Arbeiten, welche der Stand der Dienstbothen mit sich bringt, zu verrichten, und sich verbindlich zu machen, die Befehle der Herrschaften, mit welchen er um einen bestimmten Lohn übereinkommt, zu erfüllen, ohne dadurch den göttlichen Anordnungen gemäß zu handeln, der uns Menschen auf verschiedenen Wegen, das ist, in verschiedenen Ständen zum Heil unserer Seele, zur ewigen Seligkeit, führen will. Die Gewalt, welche die Herrschaften über die Dienstbothen haben, gründet sich also nicht blos auf die Uebereinkunft, auf den Vertrag, den sie miteinander gemacht haben, sondern vorzüglich auch auf den Willen Gottes, der den Herrschaften diese Gewalt selbst gab, indem er den Stand der Dienstbothen anordnete. Wenn nach der Versicherung des Apostels alle Gewalt von Gott kömmt, so kömmt auch von ihm die Gewalt der Herrschaften über die Dienstbothen. Woraus dann folgt, daß dann der Diener diese Gewalt nicht als eine Wirkung der Nothwendigkeit betrachten, und demnach auch nicht aus Noth, sondern aus Gewissensgründen gehorchen soll, wie der Apostel hinzusetzet.

Wie die Befehle der Herrschaften gegen ihre Dienstbothen beschaffen seyn sollen.

Wenn schon der Diener sich verbindlich machet, alle Befehle seines Herrn genau zu vollziehen, so geschieht es doch immer unter der stillschweigenden Bedingung, daß dieser ihm nur

vernünftige und seinen Kräften angemessene Befehle ertheile. Die Herrschaften handeln also gegen alle Vernunft und Menschlichkeit, wenn sie ihrem Gesinde nicht mit billiger Schonung begegnen, und wenn sie glauben, sie haben gegen diejenigen, welche unter ihren Befehlen stehen, keine Rücksichten zu beobachten. Es ist sogar für sie Pflicht, ihre Befehle mit Liebe zu mildern, und sie in einem Tone zu geben, der nicht beleidigend ist. Dienstbothen, wären sie auch noch so nothgedrungen, ihre Arbeit gegen Geld und Nahrung zu verkaufen, werden dadurch aus der Zahl der Nebenmenschen nicht ausgeschlossen; die Herrschaften haben alle Pflichten der Menschenliebe gegen sie eben so wie gegen die übrigen Menschen zu beobachten; sie sind sogar verbunden, ihnen eine thätigere Liebe zu erzeigen, sie in der Noth eifriger zu unterstützen, und für ihre Verpflegung, im Falle sie krank werden, mehr zu sorgen, als für andere, die in eben dem Grade der Dürftigkeit sich befinden, weil die Dienstbothen solche Liebesbehandlungen mit einem gewissen Rechte als Erwiederungen für ihre Arbeit fordern können. Die Nahrung und das Geld, welches die Herren ihnen geben, sind eigendlich nur eine kleine Schadloshaltung, ein Beytrag zur Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse; denn tausend Dienste verrichten die Dienstbothen, welche, wenn man sie nach ihrem Werthe schätzen wollte, mit keinem Gelde bezahlt werden könnten. Und dann fordert man ja von dem Gesinde nicht blos die Arbeit, man verlangt auch Treue, Zuneigung und Gegenliebe; mit welchem Rechte können Herrschaften auf solche Gesinnungen Anspruch machen, wenn sie dieselben durch Schonung und eine billige Behandlung nicht zu verdienen suchen? Sobald sie von der Treue eines Dieners überzeugt sind, und Ursache haben, mit ihm zufrieden zu seyn, so sollen sie ihn nicht mehr als einen im strengsten Verstande genommenen Diener, sondern vielmehr als einen Freund betrachten, der Zeuge ihrer Reden, ihrer Unternehmungen und oft ihrer geheimsten Handlungen ist; er wird dadurch in den Stand gesetzt, sogar ihre Gedanken und Gesin-

nungen zu errathen! Wie leicht wäre es ihm oft, dieselben zu misbrauchen? Wenn du einen getreuen Diener hast, sagt der weise Syrach 33, 31. so soll er dir wie deine Seele seyn; behandle ihn wie deinen Bruder. Denke dich zuweilen in seine Lage; stelle dir vor, du seyst der Diener oder die Magd, und wie es dir in diesem Falle zu Muthe seyn würde, wenn du von ihm oder von ihr hart behandelt würdest; dann wird es dir keine Mühe kosten, deinen Dienstbothen menschlich zu begegnen; du wirst dich sogar geneigt finden, sie wie deine Brüder zu betrachten.

Pflichten der Herrschaften gegen ihre Dienstbothen.

Eben so wie die Dienstbothen gegen ihre Herrschaften verschiedene Pflichten zu erfüllen haben, eben so haben auch die Herrschaften die ihrigen gegen die Dienstbothen. Sie sind von zweyerley Art: die einen haben das zeitliche Wohlseyn des Gesindes zum Gegenstande, die andern ihr Seelenheil. Es ist für die Herrschaften Pflicht, ihre Dienstbothen von allen Ausschweifungen zurückzuhalten, und sie von allen Gelegenheiten zu entfernen, die ihr zeitliches und ewiges Glück der Gefahr aussetzen. — Niemahls mehr, als gerade in unsern Tagen waren die Klagen lauter über die Prachtsucht der Dienstbothen, über ihren Hang zu einem liederlichen Leben, über ihre Unwissenheit im Christenthume. Kaum kömmt die Zeit heran, wo sie ihren Lohn erhalten, und schon wird er zu unnützen und standeswidrigen Ausgaben verschwendet. Wie mancher Diener tritt prächtiger einher als sein Herr! Wie viele Mägde kleiden sich jetzt nicht eben so prächtig, wie ihre Frauen, nach dem neuesten Geschmacke, selbst oft nach der beynahe täglich sich ändernten eiteln Mode! — Daß man die Ursache dieser Ausschweifungen des Gesindes den meisten Herrschaften, wenigstens zum Theil beymessen darf, beweist entweder ihr eigener Hang nach Prachtsucht, oder die Nachläßigkeit ihre ganze Gewalt zu gebrauchen, um ihre Dienstbothen in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Die

Zeiten sind nicht mehr, wo der Hausvater über das Geld seiner Dienstbothen die Aufsicht hatte; wo er sich von jedem Groschen, den sie einnahmen und ausgaben, Rechenschaft geben ließ, und alsdann seine Meinung über ihre Wirthschaft erklärte. Weiß man heute noch etwas von dem löblichen Gebrauche unserer Urältern, welche an Sonn- und Feyertagen des Abends ihr Gesinde versammelten, lehrreiche Gespräche mit ihnen führten oder Vorlesungen über das Christenthum hielten, und dann zum Beschluß ein gemeinschaftliches Abendgebeth verrichteten? Wenn Dienstbothen in einem Hause sind, wo Ordnung, gute Wirthschaft und Christenthum in Verehrung stehen, wo der Hausvater oder die Hausmutter bey jeder Gelegenheit nützliche Lehren ertheilen, und ihr Gesinde durch ihr aufrichtiges Benehmen überzeugen, daß sie für ihr zeitliches und ewiges Wohl Sorge tragen, und einen aufrichtigen Wunsch im Herzen hegen, sie dereinst auch glücklich versorgt zu sehen, werden sie da nicht allmählich nach dem Geiste des Hauses gebildet werden, und diese seligen Gesinnungen sich eigen zu machen suchen? Und wem ist am meisten daran gelegen, daß dieser Geist in einem Hause regiere, und alle Hausgenossen gleichermaßen belebe, als den Aeltern, die ihre Kinder in einem ununterbrochenen Umgange mit dem Gesinde sehen, und sie sogar ihrer Aufsicht oft anvertrauen müssen? —

Die Herrschaften sind ihren Dienstbothen die gehörige Nahrung schuldig.

Der Heiland sagt im Evangelium der Arbeiter ist der Nahrung würdig. Matth. 10, 10. Was kann auch billiger seyn? Der erste Zweck der Arbeit ist, daß man sich durch dieselbe die Nahrung verschaffe; wer also die Arbeit verrichtet hat das erste Recht zur Nahrung. Diese Nahrung soll gesund, hinreichend, und dem Stande des Dienstbothen angemessen, sie soll zur Befriedigung der Naturbedürfnisse hinreichen, weder zu dürftig noch zu kostbar seyn, so wie es die Billigkeit und ein

rechtmäßiger Gebrauch erheischen. Es ergiebt sich also von selbst, daß so wohl die Kargheit der Herrschaften, als die unmäßigen Forderungen eines übermüthigen Gesindes gleichermassen tadelhaft sind, und daß es für beyde Pflicht sey, die Gränzen der Mäßigkeit nicht zu überschreiten.

Eben so ist es ihre Pflicht, ihnen ihren Lohn richtig zu bezahlen.

Der Arbeiter ist seines Lohnes würdig, sagt der Apostel 1. Timoth. 5, 18. Er hat das gegründetste Recht dazu, weil er um den übereingekommenen Lohn seine Arbeit verrichtet hat. Nichts ist daher ungerechter, als wenn die Herrschaften den verdienten Lohn ihrer Dienstbothen zurückbehalten, oder die Abtragung desselben immer verschieben, oder unter eiteln Vorwändten aus einer schändlichen Kargheit davon abzuziehen suchen. Gott hat dem Moses befohlen, dem israelitischen Volke unter andern Befehlen auch vorzuschreiben, den Lohn des Taglöhners nicht bis den andern Tag zu behalten. Lev. 19, 13. Wodurch er deutlich zu verstehen giebt, daß eine jede Verzögerung nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern eine wahre Bedrückung ist, weil der Dienstbothe durch seine Lage und aus Rücksichten, die sein Stand mit sich bringt, sich dieser Ungerechtigkeit nicht widersetzen kann. Aus dieser Ursache wirft der Apostel Jacobus den Reichen ihre Hartherzigkeit gegen ihre Diener vor, und sagt zu ihnen: „Sehet, es schreyet gegen euch „der Lohn, den ihr den Arbeitern, die eure Felder ärnteten, „entzogen habt, und die Klagen der Schnitter sind zu den Oh„ren des Allherrschers gedrungen. Ihr lebet ruhig auf Erden, „ihr schwelget, ihr mästet euch, wie zum Schlachttage! Ihr „verurtheilet, ihr mordet den Tugendhaften: er mußte es ges„schehen lassen. 5, 4." Man schließe hieraus, welch eine schwere Sünde es seyn müsse, den Dienstbothen ihren Lohn nicht zu bezahlen, da nur von den größten Verbrechen gesagt wird, daß sie gegen den Himmel schreyen.

Es ist Pflicht sie mit Schonung und Menschenliebe zu behandeln.

Unter den Menschen, welche Dienstbothen haben, ist das Vorurtheil beynahe allgemein, daß sie für das Geld, womit sie dieselben bezahlen, sich gleichsam das Recht erkaufen, sie ohne Schonung zu behandeln. In diesem Vorurtheile liegt die Ursache des stolzen und lieblosen Benehmens der Herren gegen ihre Diener; sie fordern von ihnen eine unerschütterliche Geduld in der Arbeit; und sie wollen dagegen mit ihnen niemahls die geringste Geduld haben. Der Diener soll seinem Herrn alle Fehler und Schwachheiten übersehen; er soll sogar auf keine Art zeigen, daß er sie kennt; und er, der Herr, will ihm durchaus nichts nachsehen! Haben solche Herren nicht zu fürchten, daß Gott einst auch zu ihnen sage, wie wir im Evangelium lesen: Solltest du mit deinem Mitknechte nicht Mitleiden haben? denn wir alle sind Knechte in Anschauung Gottes, also Mitknechte unter einander, wenn schon der eine unter den Befehlen des andern steht. — Ist ein Dienstbothe in der Noth, oder wird er von einer Krankheit befallen, so ist es für die Herrschaften um so mehr Pflicht ihn mit Liebe und Schonung zu behandeln, ihn zu unterstützen, und zu sorgen, daß er in der Krankheit gehörig verpfleget werde, je hilfloser er ist. Dies gebiethet ja schon die Nächstenliebe, und niemahls mehr sollen die Herrschaften ihren Dienstbothen beweisen, wie sehr sie von der Wahrheit überzeugt sind, daß wir alle hier auf dieser Erde, also auch Herren und Diener, Brüder sind, als wenn diese sich in der Noth befinden oder an einer Krankheit darnieder liegen.

Es ist Pflicht sie im Guten zu unterrichten.

Da die Dienstbothen gewöhnlich aus der dürftigsten Menschenklasse sind, so ist leicht zu erachten, daß es ihnen oft am gehörigen Unterricht gebricht, weil sie die dazu erforderlichen

Mittel nicht haben. Wenn sie auch nicht in Dienste treten, bevor sie die Jahre der Jugend, die dem Unterrichte besonders gewidmet sind, vollendet haben, so mußten sie diese Jahre vielleicht im väterlichen Hause zur Arbeit verwenden, um den Hausbedarf mit ihren Aeltern zu bestreiten. Was also die Dürftigkeit in ihrer Jugend hinderte, das sollen die Herrschaften, unter deren Befehlen sie stehen, ersetzen, weil sie die Stelle der Aeltern vertreten. Ihre Pflichten in dieser Absicht haben mit jenen, welche ihnen gegen ihre eigenen Kinder obliegen, viele Aehnlichkeit, weil die Dienstbothen, wie die Kinder, Hausgenossen sind; denn wenn, wie uns der Apostel versichert, Gal. 4, 1. der Erbe, so lange er klein ist, von dem Knechte nicht unterschieden ist, so meinte er, daß er, eben so wie der Knecht, unter den Befehlen des Hausvaters steht, folglich das beyde gleichermassen seiner Obsorge anvertraut sind. Und wenn ein jeder Untergebene, wie derselbe Apostel schreibt, Heb. 13, seinem Vorgesetzten darum gehorchen soll, weil er über ihn Rechenschaft geben muß, so werden auch die Herrschaften wegen ihren Dienstbothen zur Rechenschaft gezogen werden, und sie haben es zu verantworten, wenn sie ihrer Unwissenheit im Christenthume gleichgiltig zusehen, und nicht thätig dafür sorgen, daß sie entweder von ihnen oder von andern in demselben unterrichtet werden. Der heil. Augustin sagt in Ps. 50. ad V. ult., daß ihr Hausväter und Hausmütter Hirten und Hirtinnen seyd, das ist, ihr müsset, die in eurem Hause sind, Kinder und Dienstbothen, als eine euch anvertraute Heerde betrachten. Ihr seyd Hirten, und Hirtinnen in eurem Hause, das ist, ihr habt fast die nähmlichen Pflichten, welche die Hirten der Kirche gegen die ihnen anvertraute Heerde haben. Ein Hirt beschützt seine Heerde wider die, die sie angreifen und morden könnten. Auch ihr seyd schuldig Acht zu geben, daß der Seelenfeind unter eurer Heerde keine Verwüstung anrichte, daß er durch Irrlehren keinen oder keine von denen verführe, die Gott eurer Obsorge übergeben hat. Ein Hirt führt seine Heerde auf

gute Weiden; auch ihr müsset auf fette Fluren alle diejenigen führen, die euch Gott anvertraut hat. Ermahnet eure Dienstbothen, daß sie ihre Seelen mit dem Worte Gottes speisen; sehet zu, ob sie auch zu Zeiten in geistlichen Büchern lesen, und suchet ihnen solche in die Hand zu geben. Es ist ein Liebeswerk, das vielen andern vorzuziehen ist. Haltet sie an, den Christenlehren beyzuwohnen.

Alles, was ich jetzt gesagt habe, macht nach der Lehre des heil. Carolus Borromäus (Conc. Mediolanense 4. Tit. 17. de his, quo ad matrimonii Sacramentum pertinent) einen wesentlichen Theil eurer Pflichten aus. Er will, daß die Herren Acht haben sollen, ob ihre Dienstleute fasten, im Falle sie dazu verbunden sind. Er will ferner, die Herren sollen Sorge tragen, daß ihre Dienstbothen ja gewiß die gehörige Zeit zum Gebethe anwenden. Er will, daß sie fleißig Acht haben, daß ihre Dienstleute von Zeit zu Zeit die Sacramente empfangen, und die Sonn- und Feyertage heiligen. Er befiehlt, daß die Herren ihren Dienstbothen so viel Zeit gönnen, als ihnen nothwendig ist, die Pflichten eines guten Christen zu erfüllen.

Es ist Pflicht ihre Tritte genau zu bewachen.

Für manchen Dienstbothen ist der Tag, an welchem er das väterliche Haus verlassen hat, um in fremde Dienste zu treten, auch der Tag, wo er angefangen hat, die ersten Schritte in ein sittenloses Leben zu wagen. So lange er zu Hause war, fürchtete er das wachsame und ängstliche Auge seiner Aeltern; alle seine Tritte wurden belauscht; die Stunden des Tags waren unter die Arbeit ausgetheilt, und jene der Nacht mußten strenge zu Hause zugebracht werden. An Sonn- und Feyertagen, welche jetzt leider, ganz dem Zwecke ihrer Heiligung entgegen, den Ausschweifungen überhaupt am günstigsten sind, durfte er ihnen beynahe nicht von der Seite weichen. Eine jede Bitte um Erlaubniß sich von ihnen zu entfernen, hielten sie,

wie billig, für verdächtig, und jede Ursache, so geltend sie auch zu seyn schien, für einen bloßen Vorwand, um die verlangte Erlaubniß zu erschleichen. Daß ihr Sohn oder ihre Tochter auf diese Art von allem schädlichen Einfluße des allgemeinen Sittenverderbnisses bewahrt wurde, ist leicht begreiflich. Aber es läßt sich eben so leicht erklären, wie die reinen Sitten auch bey der besten Kinder-Erziehung allmählig zum Verfalle kommen, wenn sie kein strenges Auge mehr bewachet, und wenn man die müssigen Stunden ihrer Willkühr gänzlich überläßt. Wird man demnach den Herrschaften Unrecht thun, wenn man ihnen die Sittenlosigkeit so mancher ihrer Dienstbothen, besonders jener, welche sie rein und unschuldig aus den Händen ihrer Aeltern empfangen haben, zur Last leget? Da sie bey ihnen die Stelle der Aeltern vertreten sollen, so liegen ihnen auch alle Pflichten ob, welche Aeltern gegen ihre Kinder zu erfüllen haben.

Sie sind schuldig, ihre Fehler mit der gehörigen Schonung abzustrafen.

Es ereignen sich hin und wieder Fälle, wo die Herren gegen ihre Diener Strenge gebrauchen sollen und müssen. Denn sie sind Menschen und folglich eben so wie die übrigen des Fehlens fähig; sie äußern sogar oft eine Bosheit, die sich mit ihrem Stande und mit dem Bewußtseyn ihrer Bedürfnisse nicht wohl zusammenreimen läßt; und in solchen Fällen ist es den Herren nicht nur erlaubt, sondern es ist sogar für sie Pflicht, die Vergehungen ihrer Dienstbothen zu ahnden und so zu bestrafen, wie sie es verdienen. Wird ein Widerspenstiger Diener nicht gezüchtigt, so misbrauchet er die Güte seines Herrn; er wird dadurch in die Versuchung gesetzt, ein müßiges und liederliches Leben zu führen, und zuletzt vergißt er die Ehrfurcht, die er seinem Herrn schuldig ist. Aber die Strafen sollen jederzeit der Vergehung angemessen und mit Liebe gemildert werden; denn übertriebene Strenge, und allzu große Güte sind zwey Uebel, deren Folgen sowohl für die Herrschaften, wie für die

Dienstbothen gleich schädlich sind. Es ist aber noch nicht genug, daß die Strafe der Vergehung angemessen sey, sondern sie muß auch noch auf eine Art vollzogen werden, daß sie bey dem Irrenden die Wirkung habe, die sie haben soll, daß sie ihn nähmlich auf seinen Fehler aufmerksam mache, und ihn bewege, denselben für die Zukunft zu meiden. Die Menschen, wenn sie auch von der niedrigsten Klasse sind, und fremder Unterstützung noch so sehr bedürfen, behalten doch immer einen gewissen Stolz, oder wie es andere heißen mögen, so viel Selbstgefühl, daß sie sich über die beleidigende Art, mit welcher sie zurechtgewiesen werden, nicht so leicht hinwegsetzen. Haben sie die Strafe noch so sehr verdient, so verlangen sie doch immer, daß sie mit einer gewissen Schonung vollzogen werde. Und auf diese allgemeine Menschenschwachheit haben die Herrschaften Rücksicht zu nehmen, wenn sie strafen, und wenn sie wünschen, daß ihre Strafen nicht fruchtlos bleiben sollen. Es ist dieses übrigens auch billig; denn ein vernünftiger Mensch soll doch auch mit Vernunft gestraft werden nicht wie ein vernunftloses Thier; und ist es für die Menschheit nicht eine Schande, daß so viele Herrschaften ihr Gesinde oft mit weniger Schonung als ihre Thiere behandeln? „Lasset ab von der harten Strenge, sagt der Apostel zu diesen, „und wisset, daß auch ihr selbst euren Herrn im Himmel ha„bet, und daß bey ihm kein Ansehen der Person gilt. Eph. 6, 9."

Sie sind schuldig, sie zu lieben.

Ein Mensch, der in deine Dienste tritt, höret darum nicht auf ein Mensch zu seyn; er bleibt dein Nächster, dein Bruder, und unter dieser Rücksicht bist du verpflichtet ihn zu lieben, so wie du einen jeden andern Menschen lieben sollst. Du bist ihm sogar eine gewisse Vorzugsliebe schuldig, denn dein Diener ist gleichsam dein; er ist dir näher als die übrigen Menschen; es ist also billig, daß du ihm eine Liebe erzeigest, welche jener ähnlich ist, die du gegen die Deinigen fühlst. Er hat seinen Vater,

seine Mutter verlassen, und ist dein Hausgenosse geworden; er hat sich unter deinen Schutz begeben; er hat seine Zuflucht zu dir genommen, und du hast ihm dein Haus geöffnet, hast dich anheischig gemacht ihm Nahrung, Lohn und Obdach zu geben. Du vertrittst also die Stelle seiner Aeltern; deine Kinder werden bekannt mit ihm; du vertraueſt sie ihm vielleicht an; so liebe ihn also auch bis auf einen gewissen Grad, als wäre er dein Kind. „Wenn Jemand, sagt der heil. Pau„lus 1. Timoth. 5, 8. die Seinigen und besonders die Näch„sten seiner Angehörigen nicht versorget, der zeigt, daß er kein „Christ ist, und seyn will; ja er ist ärger, als ein Heide.“

Sie sind schuldig, ihnen mit guten Beyspielen vorzugehen.

Die tägliche Erfahrung lehret uns diese doppelte Wahrheit, daß die Untergebenen sich gemeiniglich nach den Beyspielen ihrer Vorgesetzten richten, und daß man unvermerkt die Grundsätze und die Denkungsart derjenigen annimmt, mit welchen man einen nahen Umgang hat. Auf den Herrschaften ruhet also in Ansehung ihrer Dienstbothen nicht blos die allgemeine Christenpflicht, sie durch Beyspiele der Tugenden und einen löblichen Wandel zu erbauen, sondern sie sind noch besonders verbunden, in Gegenwart ihrer Hausgenossen nur solche Reden zu führen, die sich für einen Christen ziemen, und stets so zu handeln, daß diese zum Guten angefeuert werden. Aus einem beynahe allgemeinen Vorurtheile glaubt man sich berechtigt, thun zu dürfen, was jene thun, unter deren Befehle man stehet; eben so wie man sich nach ihren Worten richten muß, glaubt man sich auch nach ihren Handlungen richten zu müssen. Aus dieser Ursache mag der Apostel die Herrschaften so zu dringlich ermahnet haben, daß sie über ihre Dienstbothen wachen sollen, indem sie dereinst über ihre Seelen werden Rechenschaft geben müssen.

Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften. — Sie sind zu arbeiten schuldig.

Nur weil die Herrschaften nicht alle Arbeiten, welche ihr Hauswesen mit sich bringt, selbst verrichten können, entweder Standes halber, oder weil sie zu häufig sind, schließen sie mit Leuten, die in ihre Dienste treten den Vertrag, die Hausarbeiten unter der Bedingung zu übernehmen, daß sie von ihnen die Nahrung und einen bestimmten Lohn dafür erhalten. Die Dienstbothen machen sich also verbindlich, die Hausarbeiten zu verrichten, und wenn sie diesem Auftrage, den sie freywillig angenommen haben, nicht Genüge thun, begehen sie gegen ihre Herrschaften eine Ungerechtigkeit, welche, im Falle der aus ihrem Müßiggange entstandene Schaden beträchtlich ist, die Pflicht des Ersatzes mit sich bringt. Es versteht sich daher von selbst, daß die Dienstbothen zu Erfüllung ihrer Pflichten nicht genug thun, wenn sie nur in der zur Arbeit bestimmten Zeit beschäftiget sind, sondern es wird auch erfordert, daß sie ganz nach dem Sinne ihrer Herrschaften, und so arbeiten, daß diese billiger Weise damit zufrieden seyn können. Die Dienstbothen sind verpflichtet, hierinn nach ihrem Gewissen zu handeln, und sich manchmahl selbst zu fragen, ob sie mit der Arbeit, wie sie dieselbe verrichten, zufrieden seyn würden, wenn sie an der Stelle ihrer Herrschaften wären. Diese mögen gegenwärtig seyn, oder nicht, so soll ihre Thätigkeit immerhin dieselbe seyn. „Diener! sagt der „Apostel Ephes. 6, 6. dienet euren Herren mit aller Achtsam„keit und Sorgfalt eures Herzens, wie Christo; nicht als Aus„gendiener, die nur Menschen gefallen wollen; sondern als Knech„te Christi, die Gottes Willen von Herzen erfüllen. Wisset, „daß Jeder nach der Rechtschaffenheit seines Betragens auch sei„nen Lohn von dem Herrn empfangen wird."

Sie sind ihnen den Gehorsam schuldig.

Wer unter die Befehle eines Andern tritt, leistet gewissermassen auf seinen eigenen Willen Verzicht; er verpflichtet sich,

nach den Befehlen zu handeln, die ihm gegeben werden, und jede Arbeit zu der Zeit und nach der Art zu verrichten, wie sie ihm vorgeschrieben wird. Der Diener ist also nicht befugt, nach eigenem Gutdünken zu handeln, sollten seine Einsichten auch noch so scharfsichtig seyn. Wenn er aber wahrnimmt, daß ein Befehl seines Herrn zu deßen Schaden seyn könnte, oder seinen Nutzen auf die beste Art nicht befördert, so kann und soll er dieses mit gebührender Achtung seinem Herrn vorstellen, und ihm allenfalls seine Vorschläge eröffnen, woraus für ihn vielleicht ein größerer Nutzen entstehen würde. Höret sie der Herr an, und ertheilt er neue Befehle, so werden dadurch, wie sichs von selbst versteht, die ersten aufgehoben. Leuchten sie ihm aber nicht ein, und besteht er auf seiner Meinung, wäre auch sein Irrthum noch so handgreiflich, so muß der Diener seinen Willen erfüllen; er darf ihm keine neue Einwendungen mehr machen, wenn er Ursache hat, zu fürchten, sein Herr möchte dadurch beleidigt oder gar zum Zorn gereitzt werden; noch weniger soll er mit ihm streiten, weil er dadurch aus den Verhältnissen treten würde, in welchen er mit ihm steht. Die Diener, sagt der Apostel, sollen ihren Herren unterthänig seyn, und sich gegen sie in Allem gehorsam und gefällig zeigen. (2. Tit. 2, 9.) Alle diejenigen, schreibt er in einem andern Briefe, welche unter dem Joche der Dienerschaft sind, sollen ihren Herren mit aller Ehrerbiethung begegnen, damit Gott und seine Lehre nicht gelästert werden. (1. Timoth. 6, 1.) Wenn durch die Widerspänstigkeit und den Eigensinn der Diener, die Herren aufgebracht oder zu Fluch und Lästerung gereitzt werden, fällt diese Sünde auch den Dienern zur Last; sie sind Ursache, denn hätten sie geschwiegen, würde die Sünde schwerlich begangen worden seyn. Es kömmt nicht darauf an, ob die Herren recht oder unrecht haben, denn in keinem Falle kann der Diener seine Widersetzlichkeit rechtfertigen; er muß sich immer ehrerbiethig bezeigen, sollte er auch mit aller Härte behandelt werden. Denn dies ist Gott angenehm, sagt der Apostel Petrus, wenn ein Diener

aus Gewissenhaftigkeit vor Gott Widriges erduldet. Oder ist es eine Ehre für den Diener, wenn er wegen Vergehungen übel behandelt wurde, und es ertragen mußte? Nein! wenn er wegen eines rechtschaffenen Verhaltens leidet, und es geduldig traget, das erwirbt ihm Beyfall bey Gott. (1, 2. 19, 20.) Ein einziger Fall wird hier ausgenommen: wenn nähmlich die Herren ihren Dienern Befehle geben, welche mit den Befehlen Gottes nicht übereinstimmen, dann hört für diese der Gehorsam nicht nur auf, Pflicht zu seyn, sondern sie sind zu einem ehrerbiethigen Widerstand verbunden, sie sind verbunden, ihnen mit Petrus zu sagen: man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen. Und wenn die Herren auf ihren ungerechten Foderungen bestehen, so bleibt ihnen, um ihr Gewissen zu retten, kein anderer Weg offen, als aus dem Dienste zu treten.

Sie sind ihnen Treue schuldig.

Wenn Diebstähle, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, als ungerechte Eingriffe in fremdes Eigenthum, sowohl von den Menschen, als von Gott gestraft zu werden verdienen, so fordern den Arm der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit vorzüglich gegen sich auf, jene heimlichen Entwendungen, wodurch die Dienstbothen so Manches, das ihren Herrschaften zugehört, sich zueignen, und im Falle das Entwendete vermißt wird, den gerechten Verdacht durch tausend Ausflüchte und Lügen von sich zu wälzen suchen. Die mit dem Diebstahle verknüpfte Bosheit ist um so größer, als der Eigenthümer sich weniger gegen denselben in Sicherheit setzet, weil er in diesem Falle um so leichter ist. Und wem kann es wohl leichter seyn, sich des fremden Eigenthumes zu bemächtigen, als den Dienstbothen, auf deren Gewissenhaftigkeit die Herrschaften sich verlassen? — Was wir uns heimlich zueignen, sagen die Dienstbothen gewöhnlich zu ihrer Entschuldigung, ist von geringem Werthe, daß uns viel, der Herrschaft aber nur wenig nützen kann; und bey den jetzigen theuern Zeiten ist es unmöglich, uns mit un-

ferm geringen Lohne fortzubringen. — Wäre auch das, was ihr heimlich entwendet, von noch so geringem Werthe, was gewiß nicht immer der Fall ist, so ist es doch nicht erlaubt, ohne Wissen der Herrschaft, euch dasselbe zuzueignen. Was hindert euch, um ihre Einwilligung zu bitten? — Noch weniger Grund hat der Vorwand des geringen Lohnes. Ihr seyd einmahl um denselben übereingekommen, und wenn ihr ihn nicht hinreichend fandet, so hättet ihr euch gar nicht darum verdingen sollen. — Wie sollen wir uns aber ohne Dienst forthelfen? — Wenn ihr euch durch euern Kunstfleiß in der Welt nicht fortbringen könnet, und in der Nothwendigkeit seyd zu dienen, so müsset ihr euch auch mit dem Lohne begnügen, wie er euch angebothen wird. Oder wollet ihr euch nicht dazu verstehen, und die Diebstähle kommen an den Tag, was über kurz oder lang gewiß geschehen wird; so lauft ihr Gefahr zur Strafe gezogen zu werden, und am Ende den Bettelstab ergreifen zu müssen.

Trostgründe für die Dienstbothen.

Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß der Stand der Dienstbothen ein harter Stand ist, besonders wenn man ihn nur mit Menschenaugen betrachtet; denn es ist traurig unter die Befehle eines andern sich fügen und ihm dienen zu müssen. Aber nicht unter diesem Gesichtspunkte muß man den Stand der Dienstbothen betrachten: er ist eine weise Verfügung der göttlichen Vorsehung, und vor ihren Augen ist er eben so viel werth als jeder andere Stand, oft weit schätzbarer als der Stand der Könige. Nichts hindert den Diener, wenn er seinen Stand unter dem wahren Gesichtspunkte betrachten will, jene wahre und dauerhafte Glückseligkeit zu genießen, welche in der Zufriedenheit des Herzens besteht, und welche ersättigender als alle Vergnügungen der Welt ist. Was die Herrschaften genießen, ist nur Blendwerk und eitel Ding, das am Ende mehr bitter ist, als es am Anfange süß war. Und wenn sie auch noch so eifrig darnach streben, so beweist dieß nur, daß sie blind sind,

und daß sie ihre Begierden nicht mäßigen können. Dann sind die Dienstbothen vieler Bekümmernisse und Sorgen überhoben, welche ihre Herrschaften drücken; tausend Unfälle betrüben die Tage des Herrn, die dem Diener nie begegnen können, und wenn auch diejenigen, welche dienen, manchmahl durch harte Behandlungen gedrückt werden, so sollen die Diener nur bedenken, daß ihre Herrschaften wegen ihrer beständigen Unzufriedenheit, ihres unaufhörlichen Murrens oder ihres Uebermuths nicht weniger zu leiden haben. Gegen die Dienstbothen ist die göttliche Vorsehung nicht ungerecht gewesen; sie hat ihnen eben so viele und noch weit mehr frohe Stunden zugetheilt als den Herrschaften; zum Beweise könnte hier das Zeugniß vieler dienen, welche sich über ihren Stand erhoben und selbst Herrschaften geworden sind. Es steht also nur bey ihnen diese Stunden zu genießen und in einer ruhigen Gemüthsstille, welche die Ergebung in den göttlichen Willen mit sich bringt, nach jener endlosen Glückseligkeit zu streben, welche ihrer jenseit des Grabes wartet.

Ehestand.

Wir betrachten hier den Ehestand nur in sofern er eine Verbindung zweyer Personen verschiedenen Geschlechtes, in Absicht auf die Fortpflanzung ihres Gleichen, ein Sacrament des neuen Bundes, und also ein heiliger von Gott selbst eingesetzter Stand ist. Wir beschränken uns daher blos auf die Pflichten der Eheleute gegen Gott und gegen einander. Die Pflichten der Eheleute gegen ihre Kinder werden wir unter der Materie Erziehung der Kinder besonders abhandeln.

Die Abhandlung über den Ehestand ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, weil man sich beynahe nicht in einzelne Darstellungen einlassen kann, ohne vielleicht so manchen Anlaß zu unzüchtigen Gedanken zu geben. Man bemühe sich daher seine Lehren in eine bescheidene und gewählte Sprache einzukleiden,

um dadurch zu decken, was im praktischen Leben trivial, oder den guten Sitten gefährlich seyn könnte.

Erster Entwurf.

Ueber die Erfordernisse zum Ehestande.

Wenn schon der Ehestand unter allen Ständen der allgemeinste ist, weil Gott die weit größte Anzahl der Menschen zu demselben berufen hat, so ist er doch derjenige Stand, in welchem der Mensch seine Berufspflichten am hinläßigsten erfüllt, und sie auch am wenigsten kennt. Tausend Nebenrücksichten bestimmen gewöhnlich den Entschluß zu demselben, die Hauptsache läßt man gänzlich außer acht. Und eben darin liegt die vorzüglichste Ursache, warum es so wenige Ehen giebt, welche nicht durch Uneinigkeiten, durch schlechte Hauswirthschaft oder andere dergleichen Ursachen gestört werden. Wir wollen nun die Erfordernisse zu einem guten Ehestande aufsuchen, und näher betrachten. Sie theilen sich in zwey Klassen:

1 die einen bestehen in dem, was man thun soll, bevor man sich zum Ehestande entschließt, und

2 die andern beziehen sich auf jene Verbindlichkeiten, welche man durch den Antritt des Ehestandes über sich genommen hat.

Wenn es wahr ist, woran auch gar nicht gezweifelt werden kann, daß alle Erleuchtung in Geschäften, wovon unser Seelenheil abhängt, von Gott herkömmt, und von Gott erbittet werden soll, und daß er's ist, der uns bald durch heimliche Einsprechungen bald durch gewisse Gefühle, welche die verborgenen Wirkungen seiner Gnade sind, seinen Willen zu erkennen giebt, so erfolgt daraus klar und deutlich, daß wir durch daß Gebeth diese inneren Erleuchtungen des Geistes, diese heilsamen Lenkungen unseres Willens von Gott erflehen sollen. Wer also den Ehestand anzutreten gesonnen ist, und eine Neigung dazu empfindet, der soll

a Gott zu Rathe ziehen, und ihn bitten, er möchte ihm die Wege, auf welchen er zu seinem Berufe gelangen kann,

zu erkennen geben, und ihn in der Wahl der Person, welcher er eine ewige Treue schwören will, leiten. Es ist nicht genug, daß man seinem Berufe zum Ehestande folge im Allgemeinen, sondern man muß auch suchen sich mit einer solchen Person zu vereinigen, mit welcher man die Pflichten des Standes erfüllen kann. — Er muß

b mit reinen Absichten zu Werke gehen, die Sache mit christlichen Augen betrachten und sich vor allem recht zu überzeugen suchen, daß man den Ehestand antritt um in demselben die ewige Seligkeit zu finden, und nicht um seine Leidenschaften zu befriedigen. — Er muß

c einen ernsthaften Willen haben, alle Pflichten, welche der Ehestand mit sich bringt, genau zu erfüllen, und aus dieser Ursache soll er durch reife Betrachtungen über diese Pflichten, und aufrichtige Selbstprüfungen dieselben zu erkennen suchen, und sie an seinen Neigungen und Kräften abmessen.

Hat der Mensch den Ehestand angetreten, so biethen sich ihm wieder neue Pflichten dar, die er erfüllen muß, und wovon sein zeitliches und ewiges Glück abhängt.

a Der Ehestand ist ein geheiligtes Band, welches die Eheleute mit einander vereiniget; durch gegenseitige Liebe, welche sie sich erzeigen sollen, und deren Wirkungen vorzüglich darin bestehen, daß sie ihre Fehler und Schwachheiten auch gegenseitig ertragen, daß sie einander so viel es die Billigkeit erfordert, nachgeben, und nur ein Herz, eine Seele zu haben suchen, kann dieses heilige Band allein Dauer und Festigkeit erhalten.

b Die Eheleute sollen die Treue, welche sie sich vor dem Altare Hand in Hand versprochen haben, unverbrüchlich halten; kein Theil soll dem andern Anlaß zu Verdacht und Eifersucht geben; Mann und Weib sollen sich immer so benehmen, daß das Eheband stets noch fester geknüpft werde.

c Die Eheleute sollen die Beschwerden ihres Standes mit

einander tragen, ſo wohl ihre frohen als ihre trüben Stunden mit einander theilen, ein unbegränztes Vertrauen zu einander haben, und beſonders mit vereinten Kräften an der Erziehung ihrer Kinder arbeiten, welches der erſte Zweck und die Hauptpflicht ihres Standes iſt.

Zweyter Entwurf.
Ueber den Zweck des Eheſtandes.

Im alten Bunde war der Eeheſtand ein von Gott eingeſetzter und verordneter Vertrag in Abſicht auf die Vermehrung und Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes. Im neuen Bunde iſt dieſer Vertrag von Jeſu veredelt worden; er hat ihn ganz beſonders geheiliget und zur Würde eines Sacraments erhöht, an welches er ſeine Gnade heftete. Der Eheſtand iſt daher in dieſem Betrachte für die Chriſten, die ihn antreten, ein Mittel durch die Erfüllung der Pflichten, welche er mit ſich bringt, zur Seligkeit zu gelangen, und zugleich die Kinder, welche die Frucht der ehelichen Verbindung ſind, durch eine chriſtliche Erziehung zu Kindern Gottes zu bilden und ſie gleichfalls zur Seligkeit zu führen. Damit alſo die Eheleute in Stand geſetzt werden die Würde und Vortheile ihres Standes zu erkennen, wollen wir ihnen beweiſen, daß

1 der Eheſtand ein Gnadenmittel iſt in Abſicht auf ihr Seelenheil; daß er

2 ein von Gott eingeſetzter Stand iſt, um die aus der Ehe entſtehenden Kinder durch eine fromme und weiſe Erziehung zu guten Chriſten zu bilden.

Man würde ſich ſehr niedrige Begriffe von dem Eheſtande machen, wenn man glauben wollte, Gott habe ihn nur darum eingeſetzt, um den Menſchen ein Mittel zu geben ihre Wolluſt auf eine geſetzmäßige Art zu befriedigen. Alles iſt heilig und erhaben im neuen Bunde, alles iſt Mittel, uns zur Heiligkeit zu führen. Die hohe Würde des Chriſtenthums erfordert alſo, daß wir an dem Eheſtande nur das betrachten, was heilig iſt,

und zur Heiligkeit führet. Diesen edlen Zweck erreichen christliche Eheleute

a durch ein beständiges Forschen nach Erkenntniß der Pflichten welche ihr Stand mit sich bringt. Die Pflichten des Ehestandes sind von einem weit größern Umfange als man es zu glauben scheint, und eben dieses Vorurtheil, welchem eine sträfliche Unwissenheit zum Grunde liegt, ist Ursache, warum dieser Stand überhaupt von seinem edeln und heiligen Zwecke so sehr entfernt ist. —

b Durch ein thätiges Streben, die mit ihrem Stande verknüpften Pflichten genau zu erfüllen. Es ist nicht genug, daß unser Verstand wisse, was er thun soll, sondern der Wille muß durch besondere Bemühungen in Thätigkeit gesetzt werden. Dies ist die Hauptsache. Dazu wird ein beständiger Kampf mit unserer Sinnlichkeit erfordert, und in diesem Kampfe siegen nur diejenigen, welche die Waffen niemahls niederlegen, und Gott, so oft ihnen die Kräfte mangeln, um seinen Beystand bitten.

Da die Eheleute in ihren Kindern gleichsam fortleben, so ist es natürlich, daß die Pflichten ihres Standes sich auf ihre Kinder erstrecken, und daß sie für sie eben das thun müssen, was sie für sich selbst zu thun verbunden sind. Diese Pflichten bestehen nun vorzüglich darin, daß sie

a ihre Kinder durch heilsame Lehren unterrichten, sie mit ihren Pflichten bekannt machen, ihnen die Sünden und die Häßlichkeit derselben darstellen, sie auf die schrecklichen Folgen der Sünde aufmerksam machen, ihnen die Mittel an die Hand geben, dieselbe zu meiden, sie von allen Gefahren für ihr Seelenheil entfernen, und beständig bedacht sind, daß sie auf den Wegen der Tugend wandeln. — Das die Aeltern

b ihren Kindern mit gutem Beyspiele vorangehen; in ihrer Gegenwart nichts reden noch thun, als was ihnen zur Erbauung dienet, und eine Bekräftigung der guten Lehren

ist, welche sie ihnen ertheilen. Die Aeltern sollen immer einen solchen Lebenswandel führen, daß sie ihn ihren Kindern gleichsam als Spiegel vorhalten, aus welchem diese in ihre zarten und empfänglichen Gemüther einprägen können, wie auch sie sich bilden sollen.

Dritter Entwurf.

Ueber die gegenseitigen Pflichten der Verehelichten.

Da der Ehestand einen Vertrag voraussetzet, den die Eheleute mit einander schließen, so erfolget, daß ein jeder Theil eigene Verbindlichkeiten auf sich nimmt, und sich dadurch anheischig machet, alle Bedingungen des Vertrags zu erfüllen. Alles ist daher im Ehestande gegenseitig. So wie die Liebe Gottes und des Nächsten die Erfüllung des ganzen Gesetzes in sich begreift, eben so ist auch die gegenseitige Liebe der Eheleute gleichsam der Inbegriff aller Pflichten, welche sie gegen einander zu erfüllen haben, und diese Liebe, welche dauern soll bis der Tod das Eheband zerreißt, gründet sich

1 auf eine unzerstörbare Einigkeit, und

2 auf eine unverbrüchliche Treue.

Nur darum stellet man den Ehestand gewöhnlich unter dem Bilde eines unzertrennlichen Bandes vor, weil eine unzerstörbare Einigkeit gleichsam die Seele des Ehestandes seyn soll. Zur Festhaltung dieser Einigkeit sollen Mann und Weib, jedes das Seinige beytragen.

a Dem Manne gehört nach dem Ausspruche Gottes die Obergewalt über die Gattinn, Gen. 3. Aber diese Obergewalt soll nicht willkührlich, nicht despotisch, sondern vernünftig und mäßig seyn. Die Unterwürfigkeit unter eine vernünftige und mäßige Gewalt ist keine Sclaverey, sondern sie ist die freywillige Entschließung des schwächern Theils, der in dieser Gewalt Schutz und Liebe suchet. Darum schuf Gott das weibliche Geschlecht schwach, damit es aus einem freyen Triebe sich unter den Schutz des männlichen

Geschlechts begebe. Misbrauchet also der Mann seine Oberherrschaft nicht, so trägt er das Seinige zur Einigkeit im Ehestande bey.

b Unterwürfigkeit und Gehorsam ist der Ehegattinn als dem schwächern Theile, zur besondern Strafe der Sünde, wozu sie die erste Anleitung gegeben hat, zum Loose geworden. Ihre Pflicht ist es also, sich in allen Fällen zu unterwerfen und nachzugeben, sogar in jenen, wo der Mann seine Gewalt misbrauchet, weil der Widerstand, so billig er in diesem letzten Falle auch im Grunde wäre, die Einigkeit nur mehr und mehr stören würde. Die Gattinn soll die Gelegenheiten abwarten, wo sie ihrem Manne durch sanfte und liebevolle Vorstellungen sein Unrecht begreiflich machen kann, ohne ihn zu beleidigen, und seinen Zorn zu entflammen.

Es darf wohl nicht erst bewiesen werden, daß die Sünde, welche den zarten Schleyer der ehelichen Keuschheit zerreißt, eines der größten Verbrechen ist, und daß die Folgen, welche sie nach sich zieht, unter allen Rücksichten äußerst bedenklich sind.

a Sie ist ein gottesvergessener Meineid, weil dadurch die Treue gebrochen wird, welche vor dem Altare in Gegenwart des Priesters geschworen wurde. Sie ist eine empörende Ungerechtigkeit, weil sie das zarteste Ehrgefühl verletzt, welches durch keine Genugthuung wieder ersetzt werden kann.

b In Ansehung ihrer Folgen ist die Untreue ein eben so großes Verbrechen. Sie öffnet der Sittenlosigkeit Thüre und Angel; sie ist ein unübersteigbares Hinderniß der Erziehung der Kinder; sie ist die Quelle nagenden Kummers und unversiegbarer Thränen.

Vierter Entwurf.

Ueber die Uneinigkeiten im Ehestande.

Bey der Verschiedenheit, welche zwischen den Gemüthsstim-

mungen der Menschen, ihren Launen und Temperamenten statt findet, läßt es sich leicht denken, daß nur äußarst selten solche Menschen sich zusammen finden zwischen deren Charakteren kein Widerspruch ist, und die sich nicht durch Uneinigkeiten von Zeit zu Zeit entzweyen. Weil aber der Ehestand besonders dazu geeignet ist, daß zwischen den Gemüthsstimmungen und den Herzen der Eheleute eine vollkommene Einigkeit bewirkt werde, so sollen sich auch billiger Weise im Ehestande niemahls solche Auftritte ereignen, welche zwischen Mann und Frau anhaltende Uneinigkeiten veranlassen. Um den christlichen Eheleuten zu beweisen, wie sehr Uneinigkeiten den Absichten ihres Standes zuwider sind, wollen wir ihnen

1 die Häßlichkeit derselben und ihre schädlichen Folgen zeigen, und dann

2 ihnen die Mittel an die Hand geben, wie die Einigkeit, wenn sie einmahl gestöret worden ist, wieder hergestellt werden kann.

Der Hauptzweck des Ehestandes ist, daß die Eheleute in demselben selig werden, und die Kinder, welche die Frucht ihrer Verbindung sind, durch eine christliche Erziehung auf die Wege des Heils führen; dazu wird aber hauptsächlich erfordert, daß sie in einer ruhigen Gemüthsstille, zufrieden mit ihrem Stande, leben.

a Diese Gemüthsstille und Zufriedenheit wird aber durch die Uneinigkeit gestört, weil sie einen gegenseitigen Haß erweckt, die Herzen der Eheleute in einer ununterbrochenen Unruhe erhält, in denselben Zorn, Rachgierde und Verfolgungssucht erregt. Und wie ist bey einer solchen Stimmung eine innere Zufriedenheit möglich?

b Die Uneinigkeit veranlaßt manche Laster und Verbrechen, an welche die Eheleute vielleicht niemahls gedacht haben würden. Der gekränkte Gatte um den ärgerlichen Auftritten, welche sich in seinem Hause ereignen, zu entfliehen, wird leicht zum Trunke, zum Spiele und oft zu noch grössern Ausschweifungen verleitet. Ebenso wird die erbitterte

Gattinn das Hauswesen, die Erziehung ihrer Kinder, die Aufsicht auf das Gesinde vernachläßigen, und vielleicht gar die eheliche Treue verletzen.

e Uneinigkeiten zwischen Vater und Mutter sind für die Kinder ein Aergerniß, dessen Folgen äußerst bedenklich sind. Sie verlieren die Hochachtung gegen ihre Aeltern, werden gegen ihre Lehren und Beyspiele gleichgültig, und finden in den Händeln der Aeltern eine Stütze jener Streitsucht, welche dem jugendlichen Alter so natürlich ist, und den ersten Grund zu einem zanksüchtigen Charakter legen, wenn sie nicht bey Zeiten verhütet werden.

Wie kann aber in einem durch Uneinigkeiten getrennten Hause die Einigkeit wieder hergestellt werden? Dazu giebt es verschiedene Mittel: Die vorzüglichsten sind

a öftere Betrachtungen über die Zufriedenheit und das häusliche Glück, welches die Folge der Einigkeit ist, über die Thorheit entzweyter Eheleute, welche sich selbst ihre Tage verbittern, da es doch in ihrer Gewalt liegt, sich dieselben zu versüßen.

b Betrachtungen über die gegenseitigen Pflichten des Ehestandes, welche beyden Eheleuten gebiethen einander nachzugeben, und bey entstandenen Aufwallungen des einen Theils stillschweigend den Augenblick der ruhigen Besonnenheit zu erwarten.

c Betrachtungen über die schädlichen Folgen, welche ihre ärgerlichen Auftritte auf die Kinder haben, über die Verantwortung, welche sie sich zuziehen, und über die Mittel dieses Uebel durch die Tilgung der Ursachen, welche die Uneinigkeiten gewöhnlich veranlassen, zu verhüten.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Ursachen mißvergnügter Ehen.

Da das eheliche Band ein heiliges Band ist, so ergiebt es sich von selbst, daß es nur mit heiligen Absichten geknüpft wer-

den soll. Wollen wir also die Ursachen der vielen schlechten Ehen kennen, welche täglich zum allgemeinen Aergerniße dienen, so müssen wir sie in den Personen selbst suchen, welche den Ehestand nicht antreten, wie Christen ihn antreten sollen. Diese Ursachen sind

1 die schlechte Vorbereitung zum Eintritte in diesen Stand;

2 das schlechte Betragen nach dem Eintritte in denselben.

Daß der Antritt eines Standes ein Geschäft von der größten Wichtigkeit sey, beweißt uns nicht blos die Heiligkeit der Sache, sondern auch die tägliche Erfahrung, indem sie uns die bösen Folgen vor Augen legt, welche Leichtsinn und Unbesonnenheit beym Standesantritte gewöhnlich veranlassen. Dieses wichtige Geschäft erfordert also eine Vorbereitung. Wie bereiten sich aber die Meisten, welche sich zu verehelichen gedenken, gewöhnlich dazu vor? Mit welchen Gesinnungen treten sie größten Theils in den Ehestand?

a Anstatt in den Ehestand zu treten, um durch einen weisen Gebrauch der Mittel, welche er ihnen darbiethet zur Seligkeit zu gelangen, und um durch eine genaue Erfüllung der Pflichten, die er mit sich bringt, immer frömmer zu werden, haben sie keine andere Absicht, als ihre Sinnlichkeit zu befriedigen.

b Bey der Wahl der Person, mit welcher sie sich vereinigen wollen, fragen sie nur ihre Sinnlichkeit oder ihre Habsucht; auf Tugenden und Gemüthsbeschaffenheit wird keine Rücksicht genommen.

c Sie denken nicht an die Pflichten, welche mit dem Ehestande verknüpft sind, und anstatt sich mit einem aufrichtigen Herzen zu prüfen, wie sie diese Pflichten erfüllen werden, beschäftigen sie ihren Geist mit thörichten Anschlägen, welche deutliche Beweise ihres Leichtsinns und ihrer Unbesonnenheit sind.

So wie man den Ehestand angetreten hat, so lebt man auch gewöhnlich in demselben fort. Und schon in den ersten Mona-

then zeigen sich die Folgen des Leichtsinns. Die gewöhnlichsten sind:

a Die Gleichgültigkeit gegen die Pflichten des Ehestandes und überhaupt gegen die Religion. Wer die Religion in seinem Herzen verehret, und sie nach Würde schätzet, kann beym Antritte eines Standes nicht leichtsinnig zu Werke gehen. Wer also leichtsinnig ist, beweist, daß er die Religion nicht achte.

b Zwischen den Eheleuten entstehen Uneinigkeiten, welche das Hauswesen zerrütten, und zu jenen ärgerlichen Auftritten Anlaß geben, die, zur Schande des Ehestandes, so allgemein sind.

c Die Liebe, welche das Eheband immer fester knüpfen soll, erkaltet allmählig, und unter den verschiedenen Folgen, welche diese Erkaltung gewöhnlich nach sich zieht, ist die Vernachläßigung der Erziehung der Kinder nicht die unbedeutendste.

Stellen aus der heiligen Schrift.

1. B. Mos. 3, 16. Sprüchw. 21, 9. Ebendas. 12, 4. Cap. 19, 14. Syr. 25, 1 und 2. Tob. 6, 21. 17. Matth. 19, 5. Luk. 16, 18. Matth. 19, 5 6. Röm. 7, 2. 1. Kor. 7, 38. 27. 1—11. Cap. 11, 3. Kol. 3, 18. 19. Ephes. 5, 22—33. Hebr. 13, 4. 1. Petr. 3, 1—6.

Stellen aus den heiligen Vätern.

In dem Ehestande ist die Heiligkeit des Sacraments von einer höhern Würde als dessen Fruchtbarkeit. Augustinus L. de Bono conjugii Cap. 28.

Im Ehestande hat man keine Gefahr zu fürchten, wenn man die eheliche Keuschheit nicht verletzet. Derf. de Bono Viduitatis. Cap. 9.

Es ist ein von Christus gegebenes und in der Kirche beobachtetes Gesetz, daß, so lange die Eheleute leben, sie sich nicht scheiden lassen. Augustinus L. 1. de Nuptiis c. 10.

Wer sich zu verehlichen denkt, soll trachten so zu seyn, wie er wünscht, daß die Person seyn soll, die er suchet. Wer wünscht aber nicht eine ehrbare Jungfrau, zu finden? Ders. de Verb. Domini.

Indem Jesus bey der Hochzeit, zu welcher er eingeladen war, erschien, wollte er dadurch, wenn wir auch auf die geheimnißvolle Bedeutung nicht acht haben, bestättigen, was er eingesetzt hatte. Ders. Tractat. 9. in Joan.

Dir sollen die Männer nicht gefallen, die Reichthümer besitzen, ehrenvolle Stellen bekleiden, von hoher Geburt sind, und einen schönen Körperbau haben, sondern jene, welche christlich, fromm, keusch und rechtschaffen sind. Ders. L. de Nuptiis et concupisc.

Warum suchest du in einer Ehefrau mehr die Schönheit des Gesichts als die guten Sitten? Sie soll dir mehr wegen ihrer Tugend als wegen ihrer Schönheit gefallen. Wähle dir eine solche aus, welche fromm wie Sara ist. Ambrosius L. 1. de Virginit.

In der Gesellschaft eines frommen wirst du fromm werden, und bey den Gottlosen wirst du verführt. Wenn aber dies bey allen Menschen geschieht, um wie viel mehr wird es im Ehestand geschehen, wo nur ein Fleisch und nur ein Geist ist? Ders. L. 1. de Abraham c. 9.

Lerne von Abraham, was man an einer Ehegattin suchen soll, nicht Gold, Silber oder Güter, sondern ein gutes Gemüth. Ders. am angeführten Orte.

So wie der Mann mehr zu öffentlichen Aemtern fähig ist, so ist auch die Frau mehr zur Aufsicht über das Hauswesen taugslich. Ders. L. 1. de Parad. c. 11.

Im Ehestande hast du dich nicht mit einer Magd, sondern mit einer Frau vereinigt. Gott wollte, daß du ein Ge-

bisher nicht aber ein unumschränkter Beherrscher des schwächern Geschlechtes seyst. Erwiedere also ihre Liebkosungen mit einer gegenseitigen Liebe. Ambrosius L. 5. Henam. c. 7.

Die Vortheile, welche man im Ehestande zu finden hoffet, sind nicht so groß als die Gefahren, die man in demselben zu fürchten hat. Hieronymus Epist. ad Geront.

Eine arme Frau zu nähren, ist zwar schwer, aber eine reiche zu ertragen, ist eine Pein. Ders. contra Jovinian.

Einigkeit, Friede und gegenseitige Liebe zwischen Mann und Weib sind eine Quelle vieler Güter. Chrysostomus. Homil. 38. in Genesim.

Dies sind wahre Reichthümer und die beßten Güter im Ehestand, wenn Mann und Weib mit einander einig sind. Ders. a. a. O.

Ausgearbeitete Stellen.

Was der Ehestand sey.

Der Ehestand ist bey uns Christen ein unverbrüchlicher und gesetzmäßiger Vertrag zwischen zwey unverehlichten Personen verschiedenen Geschlechtes, welche sich eine ewige Treue und Liebe vor dem Angesichte der Kirche in Absicht auf die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, versprechen. Es ist ein heiliger Stand, denn Gott selbst hat ihn eingesetzt, und seit der Erlösung des Menschengeschlechts ist er zur Würde eines Sacraments erhöhet worden, damit diejenigen, welche ihn antreten, durch denselben geheiliget werden, und die erforderlichen Gnaden empfangen, um die Pflichten erfüllen zu können, die er mit sich bringt. Dieser Stand ist also unter allen Rückfichten heilig: durch seinen Urheber, welcher Gott selbst ist, durch die Würde des Sacraments und der heiligmachenden Gnade, welche daran geknüpft ist, und durch die wirklichen Gnaden, die er allen denjenigen bringt, welche ihn mit heiligen Absichten antreten, ihn verehren und als ein Mittel des Heils betrachten. Endlich ist er

auch heilig wegen seiner Aehnlichkeit mit der Verbindung, in welcher Christus mit der Kirche steht, und wegen welcher der Apostel ihn ein großes Sacrament, ein großes Geheimniß in Ansehung Christi und der Kirche genannt hat.

Zweck des Ehestandes.

Bey seiner ersten Einsetzung hatte der Ehestand keinen andern Zweck als die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Nach Entstehung der Sünde sollte er auch noch ein Mittel gegen die Ausschweifungen der Wollust seyn. Aber nur ein untergeordneter Zweck blieb dieses. Der junge Tobias, nachdem er sich mit der Sara verehlichet hatte, sagte zu Gott: „Herr! du „weißt es, nicht aus Wollust bin ich in den Ehestand getre„ten, sondern blos aus der Begierde Kinder zu zeugen, von „welchen dein Nahme bis zum Ende der Jahrhunderte sollte gesegnet werden. Tob. 8, 9.“ — Im neuen Bunde wurde der Ehestand ganz besonders geheiliget; Jesus heftete an denselben die Gnade eines Sacramentes, und so wurde er zu einem Mittel der Seligkeit. Man würde also von dem Ehestande sehr niedrige Begriffe haben, wenn man glauben wollte, er wäre von Gott nur darum eingesetzt worden, damit die Menschen ihre Leidenschaft auf eine gesetzliche Art befriedigen könnten. So betrachten ihn der Jude und der Heide; der Christ aber soll an demselben ein Sinnbild der Vereinigung Jesu mit seiner Kirche erkennen, und wissen, daß die Absicht des Ehestandes mit jener der Kirche darin ähnlich ist, daß die Kinder, welche die Frucht seiner Verbindung sind, durch eine christliche Erziehung zur Seligkeit geführt werden. „Und so wie Christus seine Kirche ge„liebt hat, sagt Paulus, so sollen auch die Männer ihre Wei„ber lieben. Denn nur darum hat Christus seine Kirche geliebt, „um sie zu heiligen, zu reinigen, und sie seinem Vater unbefleckt „darzustellen.“ Eben so sollen auch die Eheleute sich in ihrem Stande zur Tugend ermuntern, und sich vorzüglich von allen Sünden rein erhalten, damit sie dereinst unbefleckt vor dem Throne Gottes erscheinen können.

Der Ehestand ist ein unauflösbares Band.

Wenn auch Gott den Menschen nicht mit ausdrücklichen Worten erklärt hätte, daß der Ehestand ein unzertrennliches Band ist, und daß Niemand sich erfrechen solle, aufzulösen, was er zusammengefügt hat, so würde uns schon unsere Vernunft und noch mehr ein gewisses dunkles Gefühl sagen, daß Mann und Weib, die sich vor Gottes Altar mit einander verehlicht haben, nicht anders als durch den Tod geschieden werden sollen. Die Würde des Menschen fordert, daß der Ehevertrag unverbrüchlich sey, weil bey dem Menschen nicht blos die Fortpflantzung seines Geschlechts der Zweck des Ehestandes ist, sondern vielmehr die christliche Erziehung der aus der Ehe entsprossenen Kinder. Die Liebe, welche die Aeltern zu ihren Kindern haben, und alle Verhältnisse, in welchen sie mit ihnen stehen, sind von der Art, daß sie sich mit den Ehescheidungen durchaus nicht vertragen. Die Unauflösbarkeit des Ehebandes liegt gleichsam schon im Begriffe des Ehestandes, und die rohesten Völker, so gar jene, bey denen die Ehescheidungen üblich sind, fühlen dieses. Auch nur um der Hartherzigkeit der Juden willen hat Moses es ihnen erlaubt, sich von ihren Ehefrauen zu scheiden. Aber vom Anfange der Welt war es nicht so, sagte Jesus Matth. 19, 8. Die Verordnung Mosis über die Scheidebriefe war kein gebiethendes Gesetz, sondern eine bloße Nachsicht, um ein größeres Uebel zu verhüten.

Die gegenseitige Liebe befestiget das Band der Ehe.

Als Adam aus dem geheimnißvollen Schlafe erwachte, in welchen Gott ihn gesetzt hatte, erkannte er aus einer innern Offenbarung, daß das Weib, welches er vor sich sah, von Gott bestimmt war, ihr Herz mit ihm zu theilen, weil sie aus seinem Fleische geschaffen wurde; er empfand jenen Trieb der Liebe, der zwischen Mann und Frau das Eheband knüpfen soll, und rief aus: „Dieses Bein ist aus meinem Gebein, und dieses Fleisch ist aus meinem Fleische genommen. Und Gott sag-

„te darauf: Darum soll der Mann seinen Vater und seine Mut„ter verlassen, und seinem Weibe anhangen, und sie sollen zwey „in einem Fleische seyn. Genes. 2, 23. 24.“ Der Schöpfer selbst hat also die Liebe, welche die Eheleute mit einander vereinigen soll, in ihre Herzen gelegt; sie handeln demnach den Absichten des Schöpfers und dem Zwecke ihres Standes ganz zuwider, wenn sie durch Uneinigkeiten, durch Zänkereyen, durch Verfolgungen den Keim dieser Liebe in sich zu ersticken suchen.

Die Einigkeit der Eheleute soll die Seele des Ehestandes seyn.

Die Eheleute, welche einen lebenslänglichen Bund mit einander schließen, um in einer Wohnung, unter einem Dache ein eigenes Hauswesen zu führen, bilden mit den Kindern, welche sie sich aus ihrer Verbindung versprechen, einen kleinen Staat. Der Hausvater ist das Oberhaupt dieses Reichs; er ist besorgt, daß die Mittel herbeygeschafft werden, die zur Erhaltung seiner Familie nothwendig sind, und aus dieser Ursache treibt er ein Gewerbe, oder bekleidet ein Amt im großen Staate. Die Hausmutter besorgt das Innere des Hauswesens; sie bereitet die Nahrung, und wartet den Kindern ab. Durch dieses vereinigte Zusammenwirken des Mannes und der Frau blühet der Hausstand, und die Familie wird gegen den Sturz gesichert. „Die Einig„keit zwischen den Eheleuten ist daher, wie der heil. Chryso„stomus sagt, der Reichthum und das Glück des Ehestandes, „und dies sind die wahren Güter, wenn Mann und Weib ei„nig leben und miteinander in einem guten Vernehmen sind.“ Diese Güter sind dermassen schätzbar, daß die Eheleute, welche sie besitzen, auch in der Armuth glücklich sind, weil sie ein ruhiges Leben führen, das über alle Reichthümer ist.

Die Uneinigkeit im Ehestande ist die erste Quelle der Unzufriedenheit.

So sehr die Menschen im allgemeinen mit Eifer und Begierde in den Stand der Ehe treten, so sind doch die Ehen nicht selten, die Quelle der Trostlosigkeit und des Misvergnügens, so

zwar, daß man sich beynahe täglich in den ehelosen Stand wieder zurückwünschet. Wollet ihr aber wissen, ihr Eheleute, die ihr so viele misvergnügte Stunden mit einander lebet, warum ihr in euerem Stande nicht glücklich seyd? — Euer Reich ist innerlich getrennt. Ihr habet nicht eine Seele, und ein Herz, wie ihr nur einen Leib ausmachet. Euere Freuden genießet ihr nicht gemeinschaftlich, wie ihr euere Leiden nicht gemeinschaftlich traget; um euch in Tagen der Trübsal eine Stütze wechselseitigen Trostes zu seyn. Euere gegenseitige Fehler ertraget ihr nicht mit Geduld; in euern Schwachheiten gebet ihr einander nicht nach: euere Launen und übeln Gemüthsstimmungen unterdrücket ihr nicht, aus Liebe Eines gegen das Andere; ihr arbeitet nicht in einem Sinne und mit vereinten Kräften an der Beförderung der häuslichen Ruhe, und der innern Zufriedenheit. — Euer Reich ist innerlich getrennt. Beynahe unauslöschlich brennt in euch die Fackel der Zwietracht; unaufhörlich wüthet die Geißel des innern Kriegs.

Praktische Darstellung der im Ehestande gewöhnlichen Uneinigkeiten.

Aergerlich sind die Auftritte, welche sich in einem Hause ereignen, aus welchem der innere Friede und die Einigkeit entflohen sind. Der Gatte und die Gattinn, die Aeltern und die Kinder, die Brüder und die Schwestern, die Herrschaft und das Gesinde leben gleichsam in einer fortdauernden Empörung gegen einander. Eigensinn und Rechthaberey erfüllen die Herzen der Hausgenossen. Anstatt gemeinschaftlich auf die Beförderung der innern Ruhe und der häuslichen Glückseligkeit hinzuarbeiten, suchen sie sich durch Zanksucht ihr Leben zu verbittern. — Hier erblicken wir einen stolz gebiethenden Mann; seine Gattinn behandelt er schlimmer als eine Dienerin; abwechselnde Launen sind für sie harte Gesetze, nach welchen sie sich unbedingt fügen muß; Stillschweigen, so oft sein Unwillen ausbricht, ist strenge Pflicht, und es ist ihm schon genug, zu wissen, daß seine Gattinn etwas will, um blos darum das Gegen-

theil zu wollen. — Dort sehen wir ein zanksüchtiges Weib, die an allen Handlungen und Unternehmungen ihres geduldigen Mannes etwas zu tadeln weiß; unumschränkt und ganz willkührlich zu herrschen, ist ihr heftigstes Bestreben; nichts ist recht, als was sie gebiethet, was sie anordnet, was sie verrichtet. — In einem andern Hause finden wir Mann und Weib in immerwährendem Kriege. Da wird mit gleichen Waffen gestritten, und Gewalt gegen Gewalt gebraucht. Ist der Mann verdrießlich, so zanket auch das Weib; begeht er einen Fehler, so spottet sie seiner; giebt er den Kindern einen Verweis, so nimmt sie dieselben in Schutz. — Machet hingegen das Weib einen Fehltritt, so murret der Mann; will sie etwas unternehmen, so setzet er sich entgegen; will sie die Vergehungen der Kinder züchtigen, so steht er als ihr Vertheidiger auf, und wie oft hebt er sogar die Hand über sie auf, besonders wenn er des Abends berauscht nach Hause zurückkehrt? —

Folgen der Uneinigkeiten im Ehestande.

Die bösen Folgen, welche die Uneinigkeiten im Ehestande nach sich ziehen, sind nicht zu berechnen. Wie leicht geschieht es nicht, daß der durch die ewige Zanksucht seiner Frau ganz ermüdete Mann außer seinem Hause Erholung und Freude suchet, die er doch nur in seinem Hause genießen sollte? Dieß ist auch oft die einzige Ursache, warum er sich dem Trunke, dem Spiele oder andern Verirrungen überläßt, die sein Elend immer mehr vergrößern und sein Gewissen beschweren. — Die durch das Murren ihres despotischen Mannes erbitterte Ehefrau verfällt in Kleinmuth; anstatt ihrem Hauswesen vorzustehen, und ein wachsames Auge auf ihre Kinder zu haben, zieht sie sich in einen abgelegenen Winkel zurück, um ihren Kummer in Thränen auszugießen, oder sie ladet wohl gar durch heimliche Untreue ein Verbrechen auf sich, welches die eheliche Glückseligkeit auf immer vergiftet, und ihre Seele in den ewigen Untergang stürzet. — Und wie sehr sind die Kinder zu bedauern, die täglich

Zeugen des häuslichen Zwistes sind? Muß nicht das Beyspiel zanksüchtiger Aeltern ihnen für ihr ganzes Leben schädlich werden? Muß es ihnen nicht alle Ehrfurcht, alle Liebe zum Gehorsam gegen ihre Aeltern rauben? Können wohl die Ermahnungen der Seelsorger zur Friedfertigkeit den geringsten Nutzen schaffen, wenn das Betragen der Eheleute den edlen Grundsätzen der Religion der Liebe, Hohn spricht? Wird nicht der schon früh in ihrem Herzen ausgestreute Saame der Lieblosigkeit und Zwietracht gedeihen und selbst noch für ihre künftigen bürgerlichen und häuslichen Verbindungen die unseligsten Früchte hervorbringen? Werden Dienstbothen, die unter der Aufsicht zanksüchtiger Herrschaften stehen, immer gewissenhaften Gehorsam, Treue und Ehrlichkeit beweisen? — Wie kann sich endlich die Religion mit den leidenschaftlichen Gefühlen des Hasses, der Feindschaft und der Erbitterung vertragen? — Das Christenthum verlangt Eintracht und brüderlichen Sinn, wenn es recht erkannt und geliebt wird, wenn es wohlthätig auf die Herzen wirken soll. In einem friedlichen Hause allein findet es eine günstige Aufnahme, in einem friedlichen Herzen allein fallen seine Lehren auf einen guten Boden. Jac. 3, 18. Und wenn in einem Hause nicht wahre Gottesfurcht herrscht, woher soll dann Gottes Segen kommen? — Ja ein Haus, dessen Bewohner mit sich uneins sind, muß zusammenfallen.

Zwischen Eheleuten soll die engste Verbindung seyn, die sich denken läßt.

Zwischen den Aeltern und den Kindern hat die Natur eine sehr enge Verbindung geschlossen. Durch die Wirkung eines unwillkührlichen Triebes und einer wunderbaren Zusammenstimmung neigen sich ihre Herzen zu einander, und deßwegen empfinden auch die Aeltern die Schmerzen, welche ihre Kinder erdulden, so wie sie die Freuden, welche sie genießen, gleichsam mitgenießen. Diese Gefühle sind gegenseitig, und wohlgerathene Kinder empfinden eben dasselbe gegen ihre Aeltern; sie nehmen glei-

chen Antheil an ihren Schmerzen und Freuden, und wenn sie im Alter in Dürftigkeit fallen, kommen sie ihnen mit einer thätigen Unterstützung zu Hilfe, und geben ihnen gewissermassen wieder zurück, was sie von ihnen in der Jugend empfangen haben. Diese seligen Gefühle sind die Folge der engen Verbindung, welche zwischen den Aeltern und Kindern statt findet. Aber eine noch engere Verbindung soll zwischen Eheleuten seyn. Der Mann, sagt Gott im ersten Buche Mosis, soll seinen Vater und seine Mutter verlassen, und seinem Weibe anhangen. 2, 24. Er soll sich also vorzüglich an den neuen Gegenstand seiner Liebe wenden, und das Band, womit die Natur ihn an seine Aeltern geknüpft hatte, gleichsam zerreißen; sein Herz höret auf, ihr Eigenthum zu seyn, und das Weib tritt in den Besitz desselben, oder vielmehr beyde Herzen sollen nur noch ein einziges ausmachen, eben so wie sie ihrem Körper nach zwey in einem Fleische sind. Der Mann soll sein Weib lieben, wie sich selbst, sagt Paulus; denn noch Niemand schreibt er anderswo, hat sein eigenes Fleisch gehaßt, sondern er ernähret es, und beschützet es, wie Christus seine Kirche. Eph. 5, 29.

Wie soll die gegenseitige Liebe der Eheleute beschaffen seyn?

Wenn es heißt, daß der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen soll, so bedeuten diese Worte des Heilands nicht, daß, wer heirathet, seine Aeltern gänzlich vergessen soll. Gleichwie Kinder nicht aufhören Kinder zu seyn, so lange ihre Aeltern leben, eben so höret auch die Pflicht nicht auf, sie zu lieben, zu schätzen, ihnen in ihren Bedürfnissen beyzustehen, und ihre Befehle zu verehren. Die gegenseitige Liebe der Eheleute ist daher bloß eine Vorzugsliebe, welcher jede andere, die ihren Grund in der Natur hat, nachgeordnet seyn soll; und wenn sie den Grad erreicht, auf welchen Eheleute sie zu bringen trachten sollen, so wird auch zwischen ihnen die Einigkeit herrschen, welche die Hauptbedingung ihres Standes und

das erste Erforderniß zu ihrer irdischen Glückseligkeit ist. Sie allein versüßet die Mühseligkeiten, welche zwischen zwey mit einander lebenden Personen unausbleiblich sind, und nur durch sie wird es möglich, daß Eheleute einander zum Troste, statt zur Last werden. Auch nur sie erleichtert die Beschwernisse der Erziehung, bringt dieses edle Geschäft ihres Standes in Fortgang, und belebt und stärkt die Geduld, welche bey demselben so nothwendig ist. Doch nur mit dem Beystande Gottes frommen ihre Bemühungen, denn zu jedem Stande werden Gnaden erfordert, die demselben angemessen sind. Wird diese aber Gott den Eheleuten geben, die nicht miteinander einig sind? — Wenn Einigkeit, Friede und gegenseitige Liebe Mann und Weib mit einander verbinden, sagt der heil. Chrisostomus, so gießt Gott die Fülle alles Guten über solche Eheleute aus.

Welches ist das beste Mittel, die Uneinigkeiten im Ehestande zu verhüten?

Bey der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere läßt es sich leicht denken, daß jene Ehen äußerst selten sind, welche nie durch den geringsten Unmuth gestört, nie durch einen unbedeutenden Zank verbittert, nie durch einen kleinen Misverstand auf Augenblicke beunruhiget werden. Auch die am glücklichsten zusammenpassenden Gemüthsstimmungen treffen doch niemahls ganz so innig mit einander überein, daß nicht zuweilen ein kleiner Zank entstünde, dessen Folge ein beyderseitiges Misvergnügen ist. Um wie viel mehr werden jene Ehen durch Uneinigkeiten entzweyet, wo nur ein blindes Ohngefähr, oder ein ungeprüfter Trieb, oder Rücksichten auf gleichen Stand und große Güter, das Eheband geknüpft haben. Es kömmt hierinn das Meiste auf die Berichtigung eines beynahe allgemeinen Vorurtheils an, welches die Fackel der Zwietracht gewöhnlich anbläst. Mann und Weib maßen sich meistentheils gleiche Rechte und eine gleiche Gewalt zu. Wie ist wohl bey solchen Umständen eine Einigkeit möglich? Ein Reich, in welchem zwey Alleinherrscher seyn wollten,

könnte nicht bestehen. Zwietracht und ewige Kriege würden es bald zerrütten. In der Ehe, ist es eben so, es kann darinn nur ein Haupt seyn, und dieses ist der Mann, gleich wie Christus das Haupt der Kirche ist. So sagt es uns der Apostel. — Dem Manne gebührt also die Obergewalt, und die Unterwürfigkeit ist das Loos des Weibes geworden.

In wie weit ist die Frau dem Manne den Gehorsam schuldig?

Wenn der Apostel Paulus den Männern die Obergewalt über ihre Gattinnen einräumet, so war seine Meinung keineswegs, daß diese Gewalt ohne Schranken seyn sollte. Die Männer, setzet er hinzu, sollen ihre Weiber wie ihre Körper lieben; alle ihre Befehle soll die Liebe versüßen; die Liebe soll das Band der Ehe befestigen. Ferne sey also von allen christlichen Ehen, von Ehen, an welche Gott seine Gnade geheftet hat, jener stolze und gebietherische Ton, durch welchen der Mann die Seele seines Weibes oft so tief betrübet. Ferne sey aber auch von denselben jener zanksüchtige Widerstand, wodurch das Weib den Zorn des Mannes entzündet. Nachgeben und Stillschweigen sind die einzigen Waffen, womit sie ihn bezwingen soll. Ein Feuer, dem keine Nahrung gegeben wird, erlischt von selbst, und der Zorn des Mannes, der nicht aufgereitzt wird, vergeht sehr bald wieder. Ein stilles Weib, sagt der weise Syrach, ist ein Geschenk Gottes: eine gesittete Gattinn ist mit nichs zu vertauschen. 26, 18. Jedoch nur so lange ist Stillschweigen für eine Frau Pflicht, als das Aufbrausen des Mannes dauert. Ist dieses vorüber, dann mache sie ihm gelassene Vorstellungen; mit liebreicher Hand öffne sie ihm die Augen über seine Vergehungen; ohne Leidenschaft und Rachgierde zeige sie ihm die Unbilligkeit seiner Forderungen, wenn sie es wirklich sind; aber sie enthalte sich sorgfältig aller Spöttereyen, wodurch sie das Uebel nur vergrößern würde. In allen widrigen Fällen des Ehestandes muß das Weib die Gewalt des Mannes mit den Waffen der Liebe zu bekämpfen suchen; die Natur

hat ihr Geschlecht vorzüglich aus dieser Absicht mit denselben ausgerüstet, damit sie sich zur Besänftigung des Mannes zur Herstellung des Friedens und der Einigkeit in der Ehe, derselben bediene. Kräftig und wirksam ist das Benehmen einer Frau, welche ihre Pflichten genau kennt und zu erfüllen suchet: ihre Bemühungen wird Gott niemahls ohne den erwünschten Erfolg lassen, wenn sie mit seiner Gnade angefangen, mit einer unüberwindlichen Geduld fortgesetzt, und durch das Gebeth unterstützt werden.

Welch großes Verbrechen die Untreue im Ehestande sey.

Da die Ehe, ein Vertrag ist, durch welchen Mann und Weib, nach der Erklärung des Apostels, sich gegenseitig ihre Körper übergeben, und sich feyerlich verpflichten, bis zum Tode diese Bedingung nicht zu brechen, so ergiebt sich von selbst, welch eine große Sünde es ist, wenn der Mann oder die Frau dieser Pflicht entgegenhandelt, und die eheliche Keuschheit verletzen. — Giebt es wohl, für sich betrachtet einen häßlicheren Meineid, als der Ehebruch ist? Läßt sich eine empörendere Ungerechtigkeit denken, besonders wenn man auf alle Umstände Rücksicht nimmt, die sie gewöhnlich begleiten? Wie nagend und herzzerreissend ist der Kummer des aufrichtigen Mannes, der einen gegründeten Verdacht auf sein Weib wirft! Wie bedauernswerth ist seine Lage, wenn er auf alle Verhältnisse blicket, die ihn an seine Gattinn knüpfen! Wie muß es dem guten Vater um's Herz seyn, wenn er seine unschuldigen Kinder in die Arme nimmt, sie liebkoset, und dabey an die Untreue seiner Gattinn denkt! — Wie bitter dagegen müssen die Thränen seyn, welche eine tugendhafte Frau über die Ausschweifungen ihres Mannes vergießt! Giebt es eine Lage, die peinlicher als die ihrige ist, besonders wenn sie ihren Kummer noch unterdrücken und sich in der Gegenwart ihres strengen Gebiethers eine fröhliche Miene geben muß? Beleidigungen dieser Art lassen sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen; für andere Beleidigungen

kann man wohl vor dem Richter Genugthuung verlangen, und den Beleidiger dadurch zur Strafe ziehen; für diese aber ist keine Genugthuung möglich. Die Ehre, das Gefühl des beleidigten Theils ist tief gekränkt; jede Erinnerung daran schlägt dem Herzen neue Wunden, Wunden die weder vergessen, noch durch die Zeit geheilt werden können. Bey den Menschen ist auch kein Trost dafür zu finden, den nur Wenige giebt es, denen man ein solches Anliegen anvertrauen darf; und wenn man auch, um sich seinen Kummer zu erleichtern, einen getreuen und theilnehmenden Freund besitzt, dem man sein Herz eröffnen kann, kann er mehr thun als uns bedauern und mit uns klagen! — Menschlicher Trost kann bey Unglücklichen dieser Art nur wenig Beruhigung gewähren. Der Trost, den die Religion giebt, ist hierinn allein wirksam; aber wie viele giebt es, welche wie die heilige Monika, an dieser Quelle zu schöpfen wissen? —

Folgen der ehelichen Untreue.

Schrecklich sind die Folgen, welche für die Kinder aus den Ehen erwachsen, die durch Untreue zerrüttet sind. Die unschuldigen Geschöpfe wissen nichts von dem heimlichen Kummer, der zwischen ihren Aeltern eine Art von Scheidewand aufgeführt hat; vergebens hüpfen sie munter und fröhlich vor dem mit finsterer Stirne nachdenkenden Vater; vergebens suchen sie ihn zur Heiterkeit zu stimmen, und stammeln ihm rührende Fragen entgegen. Der ernsthafte Mann stößt sie mit bedenklicher Miene, mit langsamem Arm von sich, sie können seinen Kummer nicht zerstreuen, sie können den nagenden Gram seines Herzens nicht lindern. — Vergebens lächeln sie der betrübten Mutter entgegen, und versuchen die Thränen zu trocknen, die ihren Augen entströmen. Ihr Anblick vergrößert nur den Schmerz der Trostlosen. Daß die Aeltern unter diesen Verhältnissen die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigen müssen, ist sehr natürlich; denn was könnte wohl derselben mehr entgegen seyn als die Ausschweifungen des einen und der Kummer des andern? Und wozu ist die

Zusammenwirkung beyder Ehegatten mehr nothwendig als zur Erziehung der Kinder, welche ohnehin schon ein so schwieriges Geschäft ist? —

Wie läßt sich die durch Untreue erkaltete Liebe zwischen Eheleuten wieder herstellen?

Es ist äußerst schwer in einem Ehestande, der durch bekannt gewordene Untreue innerlich getrennt ist, die gegenseitige Liebe wieder herzustellen, und es giebt vielleicht kaum eine Angelegenheit, worin der Rath der Menschen allein so wenig fruchtet. Hierzu muß Gott durch ein inbrünstiges und ununterbrochenes Gebeth zum Vermittler gerufen werden. Mit seiner Gnade kann vieles zu Stande gebracht werden, woran die Menschen verzweifeln. Zuvörderst müssen aber alle leidenschaftlichen Aeußerungen von Gram, Haß, und Unwille auf die Seite gesetzt werden; nicht einmahl von dem heimlichen Kummer darf der beleidigte Theil etwas hervorblicken lassen, sondern sein ganzes Benehmen muß Gelassenheit, Freundschaft und Liebe seyn; er muß sich befleißen, dem Treulosen wieder mit vollem Vertrauen zu begegnen, ihm vorzüglich zu gefallen leben, und nur das thun, woran er Freude hat, jedoch ohne dabey seine Absicht zu verrathen; und erst alsdann, wenn er versichert ist, daß er sein Herz wenigstens schon halb wieder gewonnen hat, kann er ihm sein Anliegen mit Wärme und ohne alle Bitterkeit eröffnen. Dieser Augenblick muß aber mit vieler Klugheit gewählt werden, denn beynahe alles hängt von dieser Wahl und von der Art ab, wie dabey zu Werke gegangen wird.

Ermahnungen an Eheleute, von welchen der häusliche Friede geflohen ist.

Erkennet also, meine Lieben! die ihr durch Uneinigkeiten euer Leben verbitteret, und einander zur Last anstatt zum Troste seyd, erkennet, daß ihr selbst die Urheber eueres Unglückes waret. Habet Mitleiden mit euch selbst, und machet euerm

harten Schicksal ein Ende; es liegt in euerer Gewalt. Verstehet euch mit einander, traget euch wechselweise, aber mit Liebe und ohne Bitterkeit, euere Klagen und Beschwerden vor, und entlediget endlich euere Herzen der Last, unter deren Druck sie schon so lange seufzen. Und wenn auch euer persönliches Interesse euch nicht dazu bewegt, so blicket doch auf euere unschuldigen Kinder, denen ihr durch euere häßlichen Zänkereyen und durch die gewöhnlich darauf folgenden Schimpf- und Fluchworte großes Aergerniß gebet. Bedenket, daß die Seelen dieser zarten Geschöpfe von der Geißel des Krieges, der in euerm Hause wüthet, auf eine gewisse Art eben so verwüstet werden, wie ein Land, welches zum Schauplatze eines äußern Krieges geworden ist. Wie können euere Kinder von euch den Weg der Tugend wandeln lernen, wenn sie nur Zwietracht und Uneinigkeit von euch sehen? Wie können sie sich gewöhnen, die Fehler ihres Nächsten zu verbergen und geduldig zu ertragen, wenn sie so oft gegenseitige Vorwürfe euerer heimlichsten Fehler höhren? — Gehet also in euch, schämet euch nicht, ihr gehet ja euerm Glücke entgegen; reichet euch versöhnungsvoll die Hand; knüpfet das zerrissene Band wieder, und versprechet euch unverbrüchlichen, ewigen Frieden, wie ihr am Altare euch ewige Treue versprochen habt.

Anmerkung. Ueber die erforderliche Vorbereitung zum Ehestande und die Mittel eine gute Wahl zu treffen, schlage man den Artikel Beruf nach.

Ehrsucht, Siehe **Eigenliebe.**

Eifer (für die Ehre Gottes) Siehe **Dienst Gottes.**

Eifer (in der Erfüllung der Religionspflichten.) Siehe **Lauigkeit.**

Eigenliebe.

Da die Eigenliebe eine übermäßige Liebe seiner selbst ist, wodurch man verschiedene leidenschaftliche Triebe zu befriedigen suchet,

so sind die Ehrsucht, die Ruhmgierde, die Eitelkeit auch Zweige dieses Lasters. Und wir werden daher diese alle hier abhandeln. Ebenso die Selbstkenntniß, weil sie das einzige Mittel ist, die Verirrungen der Eigenliebe an sich selbst gewahr zu werden, und sich von diesem Laster loszumachen; und so werden wir auch in diesem Artikel von den Mitteln zur Selbstkenntniß zu gelangen, und von den Hindernissen, welche ihr entgegen stehen, handeln.

Wir müssen auch noch erinnern, um allen Mißverstand zu verhüten, daß die zwey Worte Eigenliebe und Selbstliebe einen ganz verschiedenen Sinn haben. Das erstere bedeutet eine leidenschaftliche und das andere eine mäßige Liebe, eine Tugend. Im Sinne dieser Tugend hat uns Jesus befohlen unsere Nebenmenschen zu lieben wie uns selbst.

Erster Entwurf.

Ueber die Eigenliebe überhaupt.

So lange der Mensch diese Erde bewohnet ist er stets mit sehr vielen und sehr verschiedenen Gefahren umgeben; die Feinde seiner Seele legen ihm allenthalben Fallstricke, und suchen ihn in dieselben zu locken. Der gefährlichste unter diesen Feinden ist die Eigenliebe, welche in ihm selbst wohnet, ihn nie verläßt, und ununterbrochen bemüht ist, ihn zu verführen und in den ewigen Untergang zu stürzen. Es ist für jeden Menschen von der größten Wichtigkeit, sich gegen diesen Feind in Sicherheit zu setzen, und seinen ununterbrochenen Angriffen mit Gewalt zu widerstehen, um nicht erliegen zu müssen. Dazu wird aber erfordert, daß man diesen Feind genau kenne, besonders da die schreckenvollen Verwüstungen, welche er anrichtet, meistens nur aus dieser Unkenntniß herrühren. Um nun diese Verwüstungen zu verhüten, wollen wir zeigen,

welch ein gefährlicher Feind die Eigenliebe ist.

Da der Mensch ein von Gott abhängiges Wesen ist, welches durch sich selbst nichts vermag, und unter dem Drucke sei-

ner eigenen Schwachheit kraftlos dahin sinken würde, wenn Gott es mit seiner Gnade nicht unterstützte, und ihm die erforderlichen Kräfte gäbe, das Gute zu vollbringen, was dasselbe zuweilen wirklich thut, so ist es auch billig, daß der Mensch Gott als den Urheber und die Quelle alles Guten erkenne, ihm die Ehre gebe, und sich im Bewußtseyn seines eigenen Nichts erniedrige. Aber die tägliche Erfahrung lehret uns, daß

a alle Menschen schon mit einem geheimen und innern Triebe auf die Welt kommen, durch welchen sie beständig gereitzt werden, alles auf sich selbst zurückzubringen, sich gute Eigenschaften, Talente und Fähigkeiten anzumaßen, um sich über Andere zu erheben. Dieser Trieb ist die Eigenliebe, und weil jeder ihn empfindet, und durch denselben irre geführt wird, so ist die Eigenliebe der allgemeinste Seelenfeind.

b Die innern Kriege sind weit gefährlicher als jene, welche man mit fremden und auswärtigen Feinden führet, weil man sich gegen die innern Feinde niemahls so leicht in Sicherheit setzen und gegen die unvermutheten Angriffe und Verräthereyen sich schützen kann. Da nun die Eigenliebe in dem Menschen selbst wohnet, ihn niemahls verläßt, und ihn beständig verfolget, so ist sie ein innerer Feind.

c Einen Feind, der mit einer großen Macht heranrückt, und offen angreift, kann man besiegen, wenn man ihm eine verhältnißmäßige Macht entgegenstellet, sich auf seine Angriffe vorbereitet, und in dieser Absicht seine Vertheidigungsmittel wohl auswählt und anwendet. Geht dieser Feind aber mit List zu Werke, weiß er seine Kunstgriffe mit Geschicklichkeit zu gebrauchen, so kann es leicht geschehen, daß man mit aller entgegengestellten Macht nichts ausrichtet. Auf diese letztere Art greift uns die Eigenliebe an. Ihre Waffen sind Zauber, Täuschungen und Verblendungen. Die Eigenliebe ist also ein arglistiger Feind.

d In einem Kriege kömmt es nicht immer darauf an, mit

welcher zahlreichen Macht man seinem Feinde entgegen geht, sondern mit welchem Muthe man ihn zu bekämpfen suchet, und mit welchem Haße man gegen ihn beselt ist. Die Geschichte liefert uns unzählige Beyspiele von Wundern der Tapferkeit, welche der Muth oder Haß bewirkt haben. Der Mensch, der mit seiner Eigenliebe Krieg führet, hat es nicht mit einem Feinde zu thun, den er haßt, sondern mit einem, den er liebt. Anstatt ihn mit einer Art von Wuth anzugreifen, und nicht zu ruhen, bis er ihn ganz unterjocht hat, wünscht er vielmehr von ihm überwunden zu werden. — Die Eigenliebe ist also ein Feind, der am schwersten zu überwinden ist.

Zweyter Entwurf.

Ueber dieselbe Materie.

Der Heiland sagt im Evangelium, „wer sein Leben liebt, „der wird es verlieren, wer es aber in dieser Welt gering ach„tet, der wird es für das ewige Leben erhalten. Joh. 12, 25." Sein Leben lieben heißt nichts anders, als den lasterhaften Trieben der Eigenliebe folgen, und ihren Forderungen Genüge leisten. Dagegen aber sein Leben gering achten heißt, mit seiner Eigenliebe in einem beständigen Kampfe seyn, ihr nichts gestatten, sie unaufhörlich verfolgen. Nach dieser Erklärung ergiebt es sich von selbst, wie derjenige, der sein Leben liebt, es in der Ewigkeit verlieret, da hingegen derjenige, der es auf dieser Welt gering achtet, dasselbe für die Ewigkeit gleichsam aufbewahrt. Wir wollen aber nun ausführlicher darstellen und untersuchen, was es nach dem Sinne des göttlichen Heilandes heiße,

1 sein Leben lieben, und wie man es durch diese Liebe verlieret; und dann was es heiße,

2 sein Leben gering achten, und wie man es dadurch für die Ewigkeit aufbewahret.

Um sich einen deutlichen Begriff von dem zu machen, was es heiße, **sein Leben lieben**, muß man jenen innern Trieb,

der in jedem Menschen eine übertriebene Selbstliebe erweckt, zu Rathe ziehen, und man wird finden, daß dieser innere Trieb der Eigenliebe ihn dazu verleitet,

a sich für besser zu halten, als er wirklich ist. Dies sehen wir aber alle Tage; wir verwundern uns über die Blindheit der Menschen in dieser Hinsicht, und können es nicht begreifen, wie die Eigenliebe sie so sehr verblenden kann, — und wir denken nicht, daß auch wir einen solchen Trieb der Eigenliebe empfinden, der uns eben auch dazu verleitet, uns für besser zu halten als wir sind.

b Derselbe Trieb, der alles auf sich selbst zurückzubringen suchet, ist mit unserer Sinnlichkeit ganz einverstanden; er hilft ihr zur Befriedigung aller ihrer lasterhaften Begierden, und reißt die Schranken nieder, welche die Religion ihm zu setzen suchet.

c Wer sein Leben liebt, der heftet sein Herz an dasselbe, es wird das höchste Ziel seiner Wünsche, und in den Genuß seines Lebens setzet er seine ganze Glückseligkeit.

Wie ist es aber möglich, daß ein Christ, der nach diesem Sinne sein Leben liebt, zum ewigen Leben gelangen könne? Wer weiß nicht, wie sehr das irdische Leben, in welchem der Mensch nur sich allein suchet, von dem Leben, zu welchem wir eigentlich berufen sind, unterschieden ist?

Was sein Leben gering achten bedeute, läßt sich nun sehr leicht aus dem abnehmen, was sein Leben lieben heißt. Es heißt nichts anders als seine Eigenliebe unterdrücken, um ihre Täuschungen zu erkennen, und ihren Verführungen auszuweichen. Wer dieß thut, der bringt es dahin, daß

a er sich kenne, wie er ist, seine Fehler einsehe, und die Gebrechen seiner guten Werke entdecke; dadurch wird er in den Stand gesetzt, sich zu bessern, und was er an seinen Werken Mangelhaftes gewahr wird, zu ersetzen.

b Wir sind auf dieser Welt, nicht um unsere Leidenschaften zu befriedigen, sondern um sie zu bezähmen, um uns,

wenn sich in unserm Herzen sündhafte Begierden regen, zu verleugnen. Denn der Heiland versichert, daß, wer sich nicht selbst verleugnet, des Himmelreichs nicht würdig ist.

c Die Glückseligkeit, welche der Mensch auf dieser Welt genießt, ist seinem Berufe, nach einer gränzenlosen Glückseligkeit, nicht angemessen. Wenn auch alle unsere Herzenswünsche erfüllt würden, so gut sie die Welt erfüllen kann, so wären wir darum dennoch nicht vergnügt. Wollen wir also zur wahren und dauerhaften Glückseligkeit gelangen, so müssen wir die Erdenseligkeit verachten, wir müssen sie hassen, weil sie mit der ewigen im Widerspruche ist.

Dritter Entwurf.

Ueber die Wirkungen der Eigenliebe.

Das allgemeine Sprüchwort sagt, die Liebe ist blind, weil eine Binde ihre Augen schließt. So wahr dieses von der Liebe im Allgemeinen schon ist, so läßt es sich ganz besonders noch von der Eigenliebe behaupten, weil es ihr Hauptzweck ist, die Menschen zu blenden, und weil sie nur durch Täuschungen ihr Spiel treiben kann. Die Blindheit, welche die Eigenliebe bewirkt, ist aber von einer ganz eigenen Art: sie besteht darin, wie Tertullian sagt, daß sie nicht sieht, was ist, und daß sie sieht, was nicht ist. — Laßt uns das deutlicher machen und durch ausführliche Erklärung zeigen,

1 in wie weit die Eigenliebe nicht sieht, was ist, und

2 in wie weit sie sieht, was nicht ist.

Die Eigenliebe reitzt den Menschen, sich immer über andere zu erheben, sich Ehre, Lob und Ansehen zu erwerben, und sich dadurch auf einen Standpunkt zu schwingen, auf welchem er über andere hinaussieht. Wäre der Mensch von seiner eigenen Nichtigkeit überzeugt, und glaubte er fest, wie es wirklich ist, daß tausend andere ihn an Werth übertreffen, so würde seine Ehrsucht nicht so frech seyn. Es liegt also der Eigenliebe äusserst daran,

a den Menschen ihre Fehler zu verbergen, damit sie durch den Anblick derselben nicht gedemüthigt und in ihrem Streben nach Ehre gehindert werden.

b An den Handlungen, welche wir verrichten, zeigt sie uns gleichsam nur die Aussenseite; sie läßt uns nicht bis in das Innere derselben blicken, damit wir die unlautern Absichten, aus welchen wir sie gewöhnlich verrichten, nicht gewahr werden, und uns zu unserer Schande unwillkührlich überzeugen müssen, daß, was wir thun, nichts ist; daß es keinen innern Werth hat, weil es nur äußerliches Blendwerk ist.

c Sie verbirgt uns das Aergerniß, welches wir andern durch unsern tadelhaften Lebenswandel geben, um uns immer in dem verführerischen Wahne zu erhalten, daß wir unsern Nebenmenschen nicht nur kein böses Beyspiel sind, sondern das wir bey ihnen in einem guten Ruf stehen; und sie läßt uns glauben, daß die Ehrenbezeugungen, welche man uns erweist, nicht blos gesellschäftlicher Ton, sondern ungeheuchelte Herzenssprache seyen. —

Auf diese Art sieht die Eigenliebe nicht, was wirklich und in der Wahrheit ist.

Und auf eine ganz ähnliche Art erklärt es sich, wie sie Dinge sieht, welche nicht sind. —

a Wer sich über andere zu erschwingen suchet, thut es nur darum, weil er sich Vorzüge über andere anmaßet; denn der Mensch ist niemahls so blind, daß er nicht wüßte: die Ehre gebühre dem Verdienste. Damit also der Mensch seine Ehrsucht vor seinen eigenen Augen rechtfertigen könne, dichtet ihm seine Eigenliebe so manches Verdienst zu, welches er nicht besitzt, oder sie weiß ihm vorzuspiegeln, daß im Besitze der Reichthümer, hoher Stellen, körperlicher Schönheit und dergleichen Eitelkeiten ein wahres Verdienst besteht.

b Eben so dichtet sie ihm auch manche gute Eigenschaften und Fähigkeiten zu, die zur Erfüllung seines Amtes erfordert

werden, und läßt ihn glauben, daß es Niemand besser als er zu vertreten im Stande ist, und daß Jedermann ihm diese Gerechtigkeit widerfahren läßt.

c Kein Mensch ist so lasterhaft oder so unfähig, der nicht etwas Gutes an sich hat. Dieses Gute zieht die Eigenliebe besonders ans Licht, sie zeigt es ihm gleichsam durch ein Vergrößerungsglas, und flößt ihm solche hohe und übertriebene Begriffe von seinem Selbstwerthe ein, daß so unbedeutend auch sein eigenes Verdienst ist, er kein Bedenken trägt, sich zu den ersten zu rechnen.

Vierter Entwurf.

Ueber das Laster der Ehrsucht als eine Folge der Eigenliebe.

Die Ehre gebührt dem Verdienste: Dies ist eine allgemein anerkannte Wahrheit; nur in der Anwendung derselben stimmen die Menschen nicht mit einander überein, weil sie das wahre und das falsche Verdienst nicht von einander unterscheiden. In der Beurtheilung unserer selbst, blendet uns die Eigenliebe und ist Ursache, daß wir uns einen Werth beymessen, den wir nicht haben; sie weckt also in uns den Kitzel der Ehrsucht auf; sie entzündet das Feuer dieser gefährlichen Leidenschaft, und setzet uns allen Gefahren aus, welche sie mit sich bringt. — Damit wir nun die Gefahren erkennen, welchen die Eigenliebe uns aussetzet, indem sie in unsern Herzen die Ehrsucht rege macht, wollen wir

1 das Laster der Ehrsucht schildern, und dann

2 die bösen Folgen zeigen, welche es nach sich zu ziehen pflegt.

Wenn in dem Herzen des Menschen die Begierde nach Ehre und Ruhm erwacht, so folget er blindlings allen Regungen seiner Leidenschaften. Die Ehrsucht

a blendet also den Menschen; weder sich selbst noch Andere sieht er in dem wahren Lichte; sich hält er für besser als er ist, die andern setzt er in seiner Meinung herab; er glaubt sogar er wäre berechtigt, sich für besser zu halten, weil er an sich keine Fehler, an andern aber um so mehr erblickt.

b Sie macht ihn vermessen. Wer von sich selbst eingenommen ist, und andere verachtet, der glaubt, daß alle Wege zu Ruhm und Ehrenstellen für ihn allein offen stehen; keine Bescheidenheit hält ihn zurück, er setzt sich über alle Gesetze der Anständigkeit hinweg, und Niemand trauet er mehr ein Recht zu der Würde zu, nach welcher er strebet.

c Sie machet ihn vor Gott und vor den Menschen verächtlich. Vor Gott, weil er ihn nicht als den Urheber und die Quelle alles Verdienstes anerkennt. Vor den Menschen, weil sie es wohl einsehen, wie er sich einen übertriebenen Selbstwerth zueignet, wie er deswegen von Stolz aufgeblasen ist, und jeden andern verachtet.

Es läßt sich leicht denken, daß die Ehrsucht, weil sie ein so großes Laster ist, und eine wahre Empörung gegen Gott in sich begreift, auch sehr bedenkliche Folgen nach sich ziehen muß, wie es die Erfahrung täglich beweist. Die vorzüglichsten dieser Folgen sind:

a Sie verleitet den Ehrsüchtigen sich aller Mittel zu bedienen, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Ihn kümmert es nicht, ob er dadurch seinem Nebenmenschen eine Ungerechtigkeit zufüge, oder ob er sonst einen Weg einschlage, den die Religion ihm verbiethet. Ihm ist es genug, daß er ihn zu seinem Ziele führet.

b Sie setzet ihn allen Gefahren aus, welche Ruhm und Ehren nach sich ziehen. Nur für diejenigen sind Ruhm und Ehre folgenlos, welche nicht darnach gestrebt haben und denen sie gleichsam gegen ihren Willen ertheilt worden sind, weil sie sich bey solchen Gesinnungen der Ehren nicht würdig erachten, die man ihnen gleichsam aufgebürdet hat. Wer sie aber suchet, der wird noch hochmüthiger, wenn er sie erlangt hat, als er zuvor war.

c Sie legen in sein Herz den Keim eines beynahe unheilbaren Stolzes, der immer mehr zunimmt, je nachdem die

Ehrsucht mehr Mittel findet, in ihrem Streben vorwärts zu kommen.

Fünfter Entwurf.
Ueber die Verirrungen der Eigenliebe.

Jesus ist auf die Welt gekommen, den Menschen eine Lehre zu verkündigen, welche den Bemühungen der Eigenliebe ganz entgegen strebt. Die Eigenliebe will, daß der Mensch alles für sich sey, daß er in allem nur sich suche, und so viel es sich thun läßt, alles sich zueigne. Das Christenthum dagegen will, das der Mensch nichts für sich, sondern alles für Gott sey, daß er niemahls seine eigene Ehre, sondern nur die Ehre Gottes suche, und daß er alles auf diese Ehre, als auf das edelste Ziel hinzuleiden sich bemühe. Nur wer in diesem Sinne denkt, handelt und lebt, der wandelt auf den Wegen des Heils. Wer aber seiner Eigenliebe Gehör giebt, der geht auf der breiten Straße des Verderbens. — Um uns von dieser Wahrheit ganz zu überzeugen, wollen wir beweisen

1 daß alles, wornach unsere Eigenliebe strebt, dem Heil unserer Seele meistens nachtheilig ist, und daß
2 das, was sie flieht, zu unserm Heile beförderlich seyn kann, wenn wir es auf die gehörige Art zu benützen suchen.

Vor allem sehnet sich die in jedem Menschen wohnende Eigenliebe

a nach Ehre, Ruhm und Ansehen. Um dieses Streben zu rechtfertigen, eignet sie sich verschiedene Vorzüge über die andern Menschen zu, welche sie entweder auf eine übertriebene Art vergrößert, oder gar erdichtet. — Wie schädlich aber dieses Streben der Eigenliebe ist, läßt sich schon dadurch augenscheinlich erweisen, daß es ihn hindert seine Fehler und bösen Neigungen zu kennen, und ihn also des Mittels beraubt dieselben zu bessern und zu tilgen.

b Die Eigenliebe strebt mit vielem Eifer nach den Reichthümern und Glücksgütern der Erde, weil sie in denselben die

beßten Mittel findet, ihre zahlreichen Begierden zu befriedigen. — Es bedarf aber auch nicht vieler Beweise um zu zeigen, wie gefährlich die Reichthümer in den Händen des Menschen sind, besonders wenn er sie darum liebt, weil sie seine Eigenliebe zur Befriedigung ihrer Leidenschaften bedarf.

c Der Genuß irdischer Freuden, der Lustbarkeiten, des Spiels, des Müßiggangs liegen auch im Gebiethe der Wünsche unserer Eigenliebe; sie setzet in dieselben die höchste menschliche Glückseligkeit. — Aber wie sehr hindern sie den Menschen, das Heil seiner Seele zu bewirken; sie sind demselben gerade entgegengesetzt, und es lassen sich keine Dinge denken, die sich mehr widersprechen als Liebe zu Erdenfreuden und Liebe zu Gott.

Betrachten wir nun unsere Eigenliebe in jenen Dingen, welche sie flieht, so werden wir finden, daß sie meistens von der Art sind, daß sie zu unserm Seelenheil beförderlich seyn können. — Nichts ist unserer Eigenliebe mehr zuwider als

a Verachtung, Erniedrigung, Verborgenheit. Unbilden kränken sie; sie ist untröstlich, wenn sie zurückgesetzt, und wenn andern der Vorzug gegeben wird. — Aber nach der Lehre des Christenthums ist es uns heilsam, wenn mir gedemüthigt werden, wenn die Menschen uns verachten, hassen, verfolgen und wenn sie uns durch Unbilden beleidigen.

b Sie flieht die Armuth, weil man in dem Zustande der Dürftigkeit aller Mittel zu einem bequemen Leben beraubt, und weil die Armuth überhaupt eine drückende Last ist. — Wie nützlich aber die Armuth dem Menschen ist, der die Eitelkeit der irdischen Güter einsieht, und der nach jenen ewigen Gütern strebet, welche der Rost nicht anfrißt und die von den Dieben nicht geraubt werden können, hat uns der Heiland in seiner Bergpredigt deutlich genug zu verstehen gegeben.

c Eine noch größere Abneigung hat unsere Eigenliebe gegen alle körperliche Leiden, gegen Krankheiten, Trübsale, Un-

glücksfälle. — Wer weiß aber nicht, wie heilsam auch diese dem Menschen sind, wenn er sie mit einem christlichen Auge betrachtet, als Fügungen einer weisen Vorsehung, die alles dies zuläßt, damit wir uns geduldig in den Willen Gottes ergeben, und uns dadurch Verdienste für das zukünftige Leben sammeln.

Sechster Entwurf.

Ueber die Eigenliebe als ein Hinderniß zur Selbstkenntniß.

Ein Mensch, dessen Herz durch das Laster noch nicht gänzlich verdorben ist, und der noch nicht alles Gefühl für das Gute verloren hat, bleibt immer noch so gerecht gegen sich selbst, daß, wenn er von seiner Geringfügigkeit in Ansehung anderer überzeugt ist, er sich doch keinen übertriebenen Selbstwerth beyleget. Die Verirrungen der Menschen, in der Beurtheilung ihrer selbst, kommen also blos daher, weil die Menschen sich nicht kennen, weil die Eigenliebe ihnen eine Binde vor die Augen zieht, um ihnen ihre eigenen Fehler zu verbergen. — Um den schädlichen Einfluß der Eigenliebe auf die Selbstkenntniß zu beweisen, wollen wir

1 die Hindernisse aufzählen, welche die Eigenliebe der Selbstkenntniß entgegenstellt, und dann

2 die Mittel aufsuchen, wodurch man den Einfluß der Eigenliebe vernichten und zur Selbstkenntniß gelangen kann.

Obgleich wir täglich Beyspiele vor Augen haben, daß Menschen, die ihre Eigenliebe blendet, sich selbst zu kennen nicht im Stande sind, so giebt es doch äußerst wenige, welche diese Beobachtung auf sich selbst anwenden, und auf den Gedanken verfallen, daß sie in der Beurtheilung ihrer selbst wohl auch im Irrthume seyn können. Die Ursache davon ist

a der Leichtsinn, in welchem die Menschen ihre Tage dahin leben. Was unter ihren Augen vorgeht, sehen sie wenn es ihrer Eigenliebe zuwider ist, so, als würden sie es nicht gewahr; sie sehen und sie denken nicht, unbesorgt durchlaufen sie ihre irdische Bahn, und niemahls

stellen sie sich über sich selbst zu Rede, um sich selbst zu durchblicken, um zu sehen wer und wie sie sind.

b Streben nach Ehre, Ansehen und Lob, ist ein anderes Hinderniß, welches die Eigenliebe der Selbstkenntniß entgegenstellt. Sie treibt den Menschen, immer nur auf die Ehre zu blicken, nach welcher er geizet, und so sieht er niemahls auf sich selbst; was ihm am nächsten ist, bleibt ihm verborgen, und auf diese Art weiß er auch niemahls, wer er ist und wer er seyn soll.

c Streben nach der Befriedigung seiner Leidenschaften, wozu die Eigenliebe ihm gleichfalls den Weg öffnet, ist ein drittes Hinderniß. In den Leidenschaften, den sinnlichen Vergnügungen, welche sie gewähren, ist alles nur Zauber, Täuschung und Blendwerk. Wie ist es einem Menschen, der denselben anhängt, möglich die Wahrheit zu sehen, besonders da die Kenntniß dirser Wahrheit ihn in seinem Genusse stören würde?

Es ist für jeden Menschen von der größten Wichtigkeit, sich die Binde von den Augen zu reißen, mit der ihn die Eigenliebe umwand, und die Mittel zu erkennen, um dies zu thun. Diese Mittel sind:

a Oftere Prüfungen seiner eigenen Handlungen. Wer sich gewöhnet, auf seine Werke einen Verdacht zu werfen, und sie mit einer gewissen Ahndung, als möchten sie nicht von so großem Werthe seyn, als sie es uns zu seyn scheinen, einer unpartheyischen Prüfung unterwirfft, wird bald das Mangelhafte an denselben entdecken, und den Kunstgriffen seiner Eigenliebe auf die Spur kommen. — Ein anderes Mittel ist,

b Oftere Erforschungen seines Gewissens. Sehr selten sind jene Menschen, welche genau wissen, wie es mit ihrem Gewissenszustande steht. Diese Unwissenheit, in welcher die Eigenliebe sie beständig zu erhalten su-

chet, kann nur gehoben werden, wenn wir den Schleier, der unsere Gebrechen verbirgt mit Muth zerreissen.

Das Gebeth ist das dritte und vorzüglichste Mittel die Kunstgriffe der Eigenliebe zu vereiteln und zur Selbstkenntniß zu gelangen. Die Erleuchtung des Geistes ist eine Gnade Gottes, sie muß also auch von Gott erbittet werden.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Ps. 113, 1. Spr. 16, 4. 17, 16. Matth. 16, 24. Cap. 20, 26. 27. 22. Luk. 16, 15. Joh. 12, 25. 1. Kor. 10, 24. Cap. 13, 4 u. d. f. Philip. 2, 3. 4. 21. 2. Timoth. 3, 2.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Die Liebe ist von zweyerley Art: die eine ist gut und die andere böse, die eine angenehm und die andere bitter; beyde können nicht zugleich in dem Herzen des Sünders bestehen. Wer also außer dir, o Gott, etwas anderes liebt, in dem ist deine Liebe nicht. Augustinus. in Meditationibus.

So ist das Gemüth des Menschen beschaffen, daß er seiner niemahls vergißt, an sich immer denkt, sich selbst immer liebet. Derf. de Trinitat. c. 14.

Groß und wunderbar ist die Lehre, daß die Liebe des Menschen zu sich selbst sein Untergang und der Haß gegen sich selbst seine Rettung sey. Hegest du eine unordentliche Liebe zu dir, so hassest du dich, und hassest du dich, so hast du eine wahre Liebe zu dir selbst. Derf. Tractat. 51. in Johan.

Lerne dich lieben, indem du dich selbst nicht liebest. Derf. a. a. O.

Der Fall des ersten Menschen war die Eigenliebe. Derf. Serm. 47. in C. 7. Matth.

Wenn die Liebe Gottes das höchste Gut des Menschen ist, so ist die Eigenliebe sein größtes Uebel. Derf. Cap. 26. Manual.

Man soll sich gegen das Laster der Eigenliebe sehr hüten, weil große Uebel aus demselben entstehen. Augustinus Tract. 123. in Joan.

Es ist höhere Tugend sich selbst zu verachten als die Welt, welche viele ihrer Eitelkeit wegen verachtet haben. Ders.

Durch den Haß der Welt und seiner selbst schreitet die Seele zur Liebe Gottes und des Nächsten. Ders. Lib. de spiritu et anima.

Gott kann dir nicht gefallen, so lange du dir selbst nicht misfällst. Ders. a. a. O. Ders. in Ps. 122.

Wir wissen ja, daß die Eigenliebe die Augen des Herzens schließt. Gregorius Homil. 4. in Ezech.

Es fällt dem Menschen vielleicht nicht so schwer seine Güter zu verlassen als sich selbst, denn es ist gewiß weniger schwer zu verleugnen was man besitzt, als zu verleugnen, was man ist. Ders.

Es ist unbegreiflich, wer sich, nicht Gott liebt, der liebt sich nicht: wer aber Gott, und nicht sich liebt, der liebt sich. Augustinus Tract. 123. in Joan.

Fliehe diesen Blutigel, und dann hast du alles verlassen, denn er zieht alles an sich. Wirff ihn von dir, und du wirst dich eines drückenden Joches entledigen. Bernardus Serm. 71. in Cantic.

Die Liebe sucht in keiner Sache sich selbst. Thom. von Kempen von der Nachf. B. 3. Cap. 5.

Wo einer sich selbst sucht, da hat er die Liebe schon verloren. Ders. a. a. O.

Wie schwer sind die Menschen zu finden, die sich so lieben, wie sie sollten. Laurentius Justinianus de Discipl. monast. Cap. 22.

Die Liebe ist demüthig, nicht auf Eitelkeit bedacht. Thom. von Kemp. von der Nachf. Chr. B. 3. Cap. 5. N. 7.

Wenn du überall nur auf deinen Nutzen, auf Befriedigung deiner Neigung siehst; so wirst du niemahls ruhig werden. Ders. Cap. 27. N. 2.

Du sollst wissen, daß die Eigenliebe dir mehr als alle andere Dinge schadet. Thom. von Kemp. Nachf. Chr. a. a. O.

Von diesem Laster, daß nähmlich der Mensch sich selbst zu sehr liebet, hängt beynahe alles ab, was von Grunde aus besiegt werden soll. Ist dieß aber einmahl zu Stande gebracht, und das Uebel getilgt, so wird er dann ununterbrochen Ruhe und Frieden haben. Derf. a. a. O.

Ausgearbeitete Stellen.

Was die Eigenliebe sey.

In jedem Menschenherzen liegt ein geheimer Trieb, der in einer ununterbrochenen Thätigkeit ist, und sich in die meisten unserer Gedanken, Begierden und Handlungen einmischt; er blendet uns in der Beurtheilung unser selbst, und erweckt in uns das Streben nach Ehre, Lob und Ansehen. Aus dieser Ursache sind wir Menschen so sehr geneigt, unsern Werth immer zu erhöhen und uns manche Fähigkeit anzudichten, die wir nicht besitzen, und was wir allenfalls Gutes an uns haben, gleichsam durch ein Vergrößerungsglas zu betrachten. Vergleichen wir uns mit unserm Mitmenschen, so glauben wir immer tausend Vorzüge vor ihm zu besitzen. Entweder bilden wir uns ein, daß wir ihm an Verstand und Geist überlegen sind: oder daß wir unsern Berufsgeschäften mit mehr Thätigkeit vorstehen; daß wir unser Amt mit mehr Würde bekleiden, unsere Kunst mit mehr Beyfall treiben, und unser Gewerb mit mehr Redlichkeit führen; oder daß wir rechtschaffener denken als er, gegen den Hilflosen dienstfertiger sind, und überhaupt im Umgange durch unser kluges Benehmen die Achtung unserer Nebenmenschen in einem höhern Grade verdienen als er. Oft setzen wir wohl auch einen Werth in Dinge, die an sich keinen haben, weil sie die Wirkung eines blinden Zufalls sind. Wer eignet sich nicht gerne Vorzüge zu, wenn er seiner Geburt hal-

ber eines höhern Standes ist? Wenn er durch Erbschaften oder durch Schenkungen oder durch andere glückliche Zufälle Reichthümer erworben hat? Wenn sein Körper von einem regelmässigern Wuchs und sein Gesicht von einer schönern Bildung ist? Dieser unselige Trieb, der uns reizt, uns selbst zu erhöhen und nach Ehre zu streben, ist die Eigenliebe.

Die Eigenliebe ist eine Folge der Erbsünde.

Der Apostel Paulus schreibt an die Römer, 7, daß in seinen Gliedern ein anderes Gesetz ist, welches dem Gesetze des Geistes widerstrebt, und dieses Gesetz nennt er das Gesetz der Sünde, dieses Gesetz ist nichts anders als der unselige Hang, der uns beständig zum Bösen hinreißt, der uns anspornt, uns über andere zu erheben, uns übertriebene oder gar erdichtete Vorzüge und Eigenschaften zuzueignen, uns selbst in allem zu suchen, alles auf uns zurückzubringen, uns allein das Verdienst unserer guten Handlungen zuzueignen, und nichts als uns selbst zum höchsten Ziele unserer Begierden zu machen. Unsere Eigenliebe ist also das, was der Apostel das Gesetz der Sünde nennt, und welches in uns bewirkt, daß wir nicht nach dem Gesetze des Geistes leben, welches uns unsere Pflichten lehret, daß wir nicht thun, was wir eigentlich nach dem Gesetze des Geistes thun wollten, sondern was unser Fleisch will. Da dies nur der Sünde unserer Stammältern zufolge geschehen ist, so ist auch die Eigenliebe, welche wir alle mit uns auf die Welt bringen, eine Strafe der Erbsünde.

Charakter der Eigenliebe.

Da die Eigenliebe die Liebe seiner selbst und aller auf uns selbst Bezug habender Dinge ist, so macht sie die Menschen gleichsam zu ihren eignen Anbethern. Nur alsdann tritt sie aus sich selbst hervor, wenn sie sucht, was ihr behagt und schmeichelt. Nichts ist so gebiethend, wie ihre Wünsche, nichts so geschickt wie ihre Kunstgriffe, nichts so abwechselnd wie die

verschiedenen Gestalten, welche sie annimmt, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Sie betrachtet sich in dem großen Weltall gleichsam wie einen Mittelpunkt; alles suchet sie an sich zu ziehen, alles möchte sie nach ihren Einsichten eingerichtet und regiert wissen. Ueberall erblickt sie bey andern Unordnung und Misverhältniß. Unwissenheit und Eigennutz, Thorheit und Unsinn. Alles würde sie, nach ihrer Meinung, besser einrichten, wenn man ihrem Rathe folgen wollte. Wer glaubt nicht gerne von sich selbst, daß das, was er sieht, wohl gesehen; was er erkennt, richtig erkannt; was er denkt, genau durchdacht sey? Ein jeder bildet sich ein, er lasse sich nicht wie andere, von Leidenschaften blenden; er glaubt, Vorurtheile und Eigensinn vermögen nichts über ihn, und er hüte sich gegen jeden Irrthum. Und doch ist Niemand mehr dem stolzen Eigendünkel, der Kurzsichtigkeit und dem Irrthume ausgesetzt als eben jene, welche nicht erkennen, daß sie nur darum auf eine solche Art von sich selbst denken, weil die Eigenliebe sie blendet.

Verschiedenheit der Eigenliebe von der Selbstliebe.

Indem Jesus uns befahl, unsere Nebenmenschen zu lieben wie uns selbst, setzte er voraus, daß eine gewisse Liebe unser selbst, die wir Selbstliebe nennen, eine billige, mit seinen Gesetzen übereinstimmende Liebe sey. Diese Selbstliebe besteht darinn, das wir aus Liebe zu uns und zum Heil unserer Seele alles thun und meiden, was unsere Pflichten von uns fordern; daß wir uns zu erkennen suchen, wie und was wir sind, sammt unsern Fehlern und Gebrechen, um uns bessern zu können. Unserer Sinnlichkeit sollen wir nichts gestatten, und so schwer ihr die strengen Pflichten des Christenthums auch vorkommen, so sollen wir nicht auf sie achten, sondern diese Pflichten muthvoll erfüllen. Der heilige Augustin sagt daher, daß die Selbstliebe ein Haß unser selbst, daß ist unserer Sinnlichkeit sey, weil sie ihr nichts gönnet, sondern beständig mit ihr streitet und sie zu bezähmen sucht. — Die Eigenliebe ist gerade

das Gegentheil. Der Sinnlichkeit gönnt sie alles, und ist stets bedacht allen ihren Forderungen Genüge zu leisten. Ihrem Streben nach Ehre und Lob kömmt sie zu Hilfe; den Menschen sucht sie zu blenden und zu täuschen; sie dichtet ihm gute Eigenschaften an, die er nicht hat, und jene, welche er allenfalls besitzt, zeigt sie ihm in einem übertriebenen Lichte; dagegen aber entrückt sie seinen Augen alles, was ihn demüthigen könnte; sie verbirgt ihm jene Fehler und Laster, welche der Wagschale seines Unwerths das Uebergewicht geben, und seinen Geist lenket sie von allen jenen ernsthaften Betrachtungen ab, wodurch er in den Stand gesetzt werden könnte, sich recht zu durchforschen und zu erkennen wie, und wer er ist. Selbstliebe und Eigenliebe sind sich also schnurgerade entgegengesetzt.

Die Eigenliebe ist unter einem gewissen Gesichtspunkte die Quelle aller Sünden.

Wenn man die verschiedenen bösen Neigungen, welche den Menschen zur Sünde verleiten, durchgeht, und sie bis zu ihrem Ursprung verfolgt, so findet man gar bald daß sie alle die Eigenliebe zum Grunde haben, weil der Mensch, welche Sünde er auch immer begeht, sich selbst suchet. Der Verleumder setzet nur darum die Ehre seines Nebenmenschen herab, tadelt seine Handlungen, decket seine Fehler auf, zieht seine verborgenen Schwächen ans Licht, um dadurch sich selbst zu erheben. Der Habsüchtige sammelt darum mit so vielem Eifer Schätze zusammen, weil er meint im Besitze großer Reichthümer bestehe ein wahres Verdienst, und der Reiche sey besser als der Arme, blos darum weil er reich ist. Der Neider sieht mit heimlichem Gram und Unwillen auf das Glück seines Nebenmenschen, und wünscht daß Unglücksfälle seine frohen Tage trüben möchten, weil er nach dem Besitze dieses vermeinten Glückes sich sehnt. Der Weichling strebt mit Eifer und Thätigkeit nach dem Genuß sinnlicher Vergnügen, weil seine Eigenliebe darin die Glückseligkeit findet, welche sie sucht. Auf diese Art ist die Eigenliebe in einem gewissen Verstande die Quelle und der Ursprung aller Laster.

Die Eigenliebe ist ein schlauer Feind der Seele.

Wer es mit einem Feinde zu thun hat, der ihn offen und frey angreift, kann sich leicht in den Stand der Vertheidigung gegen ihn setzen; wenn er ihm nähmlich eine gleiche Macht entgegenzustellen, alle seine Bewegungen zu beobachten, und sich auf jeden Angriff bereit zu halten sucht. Hat er aber einen hinterlistigen Feind vor sich, der immer da ist, wo man ihn nicht vermuthet, und seine Angriffe auf eine so geschickte Art einzurichten weiß, daß man sie nicht gewahr wird, und daß man das Schlachtfeld verlassen muß ohne es selbst zu wissen, so sind alle Vertheidigungsanstalten vergeblich, wenn man ihn nicht mit gleichen Waffen zu bekämpfen, und List mit List zu vereiteln trachtet. Und ein solcher arglistiger Feind ist die Eigenliebe. Vor allem ist sie bemüht, sich zu verbergen; sie flößt uns Gedanken von Eigenruhm, von Ehrsucht, von Selbstgenügsamkeit ein; sie setzet uns in Thätigkeit, um nach Ehren zu streben, um Menschenlob zu erschmeicheln, um andere durch Verachtung, Tadel und Verleumdung herabzuwürdigen, und allen diesen Kunstgriffen weiß sie eine solche Gestalt zu geben, daß wir unsern Eifer und die Thätigkeit, zu welcher sie uns anspornet, nicht gewahr werden. Blind folgen wir ihren Trieben; und wir werden dadurch ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung und des Spottes; man belächelt uns mitleidsvoll, man scherzt heimlich und öffentlich über unsere Verkehrtheit und unsern Eigendünkel, und blickt verächtlich auf uns herab; aber wir eilen unermüdet unserm Untergange zu, und der Gedanke kömmt uns nicht einmahl in den Sinn, daß der ärgste Feind unserer Seele uns eine Grube unter den Füssen gegraben hat.

Die Eigenliebe macht uns blind.

Es giebt zwar keine Leidenschaft, welche den Menschen nicht blendet, weil alle Leidenschaften, wenn sie rege sind, unsere Einbildungskraft erhitzen und dadurch die Vernunft benebeln. Ist aber diese Hitze wieder vorüber, so ist man auch wieder im Stan-

de, die Verirrungen, zu welchen man im Feuer der Leidenschaft verleitet wurde, einzusehen, und man kann alsdann auch die Mittel ergreifen, um sich für die Zukunft nicht mehr hinreißen zu lassen. Die Blendungen der Eigenliebe sind von einer ganz andern Art. Sie finden nicht blos Statt, wenn die Einbildungskraft erhitzt ist, sondern sie dauern immerfort; sie verweben sich mit unserer Denkart, sie vermischen sich mit allen unsern Handlungen, sie schleichen sich so gar in alle unsere Absichten, Anschläge und Unternehmungen ein, daß wir ohne es zu wissen immer nur uns selbst, unsere Ehre vor den Menschen, unsern Ruhm und unser Ansehen suchen. Diese Blendungen der Eigenliebe werden uns so sehr zur Gewohnheit, daß wir sie niemahls vermuthen, wenn sich auch schon tausend Vorfälle ereignen, welche uns die Augen über uns selbst öffnen sollten. Es sey dann, daß wir, durch eine ganz besondere Gnade Gottes erleuchtet, uns absichtlich vornehmen, uns die Binde von den Augen zu reißen, die Blendungen der Eigenliebe aufzudecken, um uns selbst zu erkennen, wie wir sind, mit allen unsern Gebrechen und Mängeln, ohne alle Bemäntlung und Beschönigung. Wie groß wird aber unsere Verwunderung in einem solchen Falle seyn, und wer ruft alsdann nicht mit dem heil. Augustin aus: „Ich wandelte in Finsternissen, gieng durch „Finsternisse, und verfiel immer mehr in Finsternisse!“

Die Eigenliebe mischet sich in unsere beßten Werke ein.

Zur Vollkommenheit einer Handlung, welche das Christenthum für ein gutes, für die Seligkeit verdienstvolles Werk anerkennt, wird erfordert, daß es blos in Absicht auf Gott und das Heil unserer Seele, blos aus Achtung gegen seine Befehle und aus einer reinen Begierde ihm zu gefallen verrichtet werde. Wie viele giebt es aber unter unsern Werken, welche diese Eigenschaften haben, in welche die Eigenliebe sich nicht einmischt, und ihnen den besten Werth raubt? Man prüfe alle seine Handlungen, man durchsuche den Trieb, der uns zu denselben leitet, die

Nebenabsichten, welche man dabey hat: wird man in denselben nicht immer ein geheimes Streben nach Ehre und Menschenlob finden? Man leistet seinem Nebenmenschen Hilfe, man erzeigt ihm eine Dienstgefälligkeit, man giebt dem Armen ein Almosen: fordert man nicht Dank von ihm? Klagt man nicht über seinen Undank? Man führt ein eingezogenes Leben, man erlaubt sich nichts Unanständiges, man ist in seinen Geschäften gerecht, in seinem Amte fleißig, in seinem Gewerbe thätig: thut man dieß aber ganz allein aus Rechtschaffenheit, aus Achtung für die Pflicht, und wirkt die Furcht vor Tadel nicht mehr auf uns als die reine Absicht unsere Pflichten zu erfüllen? Man mag es sich zwar einbilden, daß man um Menschenlob oder Menschentadel sich durchaus nicht bekümmere, aber wenn man Scharfsinn genug hätte den Einfluß des Lobs und des Tadels auf unsere guten Werke zu durchblicken, so würde man gewiß nicht mehr daran zweifeln, daß Lob und Tadel unsere Handlungen leiten; und wenn Gott aus Rücksicht auf unsere Schwachheit nicht Mitleiden mit uns hätte, wie wenig dürften wir uns von unsern guten Werken versprechen? Sogar in unsere Gebethe in unsere Andachtsübungen mischt sich sehr oft die Eigenliebe ein; denn wenn wir in unsern Herzen eine gewisse Selbstgenügsamkeit, ein gewisses Wohlgefallen über unsere Gebethe empfinden, so ist es Eigenliebe. Wenn wir heimlich froh sind, daß andere sich an unserm Gebethe erbauen und uns deßwegen schätzen, so ist es Eigenliebe; wenn wir uns heimlich schmeicheln, und uns unserer Andacht wegen besser als andere zu seyn glauben, so ist es Eigenliebe. Ueberhaupt bedarf es einer äußerst großen Wachsamkeit und immerwährenden Selbstprüfung, wenn man seine guten Werke von dem schädlichen Einflusse der Eigenliebe rein halten will.

Die Eigenliebe ist ehrsüchtig.

Die Ehre gebührt dem Verdienste. Auf diese allgemein anerkannte Wahrheit gründet die Eigenliebe ihre Ehrsucht. Da sie sich selbst einen übertriebenen Werth zueignet, und sich aller-

ley Eigenschaften, Talente und Fähigkeiten einbildet, so erkennt sie auch an sich das Verdienst, welchem Ehre gebührt. Ist sie einmahl von der irrigen Anwendung dieses Grundsatzes ganz eingenommen, so kennt ihre Ehrsucht keine Gränzen mehr; sie glaubt sich berechtigt, alle Mittel zu gebrauchen, um ihren Durst nach Ehren zu stillen, mögen sie auch noch so niedrig und ungerecht seyn, weil sie immer nur ihren einzigen Zweck vor Augen hat. Sie verfolgt ihn mit einer Art von Wuth, und es ist kaum glaublich, zu welchen Verirrungen ihre Ehrsucht sie oft verleitet. Die Verachtung, welcher sie sich aussetzet; die Demüthigungen, welche sie sich zuzieht; das Mistrauen, welches sie bey Jedermann erweckt; die Zurechtweisungen und Vorwürfe, welche sie sich muß gefallen lassen: nichts vermag ihr die Augen zu öffnen, und ihr ihre Verirrungen begreiflich zu machen, weil bey dem Menschen keine Leidenschaft so blind als seine Eigenliebe ist.

Die Eigenliebe geitzt nach Reichthümer.

Die Begierde nach Ehre, und die Begierde nach Reichthümern sind zwey Leidenschaften, welche so sehr miteinander verschwistert sind, daß die eine niemahls ohne die andere seyn kann. Die Ehrsucht will in einem gewissen Zustande von Bequemlichkeit leben; durch die vielen Begierden, mit welchen sie ihr Wesen treibt, weiß sie sich tausend Bedürfnisse zu erschaffen, die sie befriedigt wissen will, und wozu die Reichthümer das einzige Mittel sind. Werden in dieser Hinsicht ihre Wünsche erfüllt, und gelangt sie zu Reichthümern, so vermehren sich auch ihre Begierden, ihre Bedürfnisse vervielfältigen sich, und nehmen täglich mehr zu. Ihr Geitz nach Reichthümern wird dann eben so unersättlich als ihr Geitz nach Ehren, und so erklärt sich's, wie die Eigenliebe den Menschen zu jenen Ausschweifungen verleitet, die man den Reichthümern zuzuschreiben pflegt.

Die Eigenliebe wird durch Verachtung auf das tiefste gekränkt.

Da die Eigenliebe mit der heftigsten Begierde nach Ehre

und Menschenlob strebt, so läßt sich leicht daraus schließen, daß sie die Verachtung auf das Aeußerste flieht, weil ja nichts mehr als die Verachtung diesem Wunsche entgegengesetzt ist. Sie ist entweder verdient oder unverdient, je nachdem man sich dieselbe durch Verbrechen oder wegen seines rechtschaffenen Wandels zugezogen hat. Giebt sich Jemand wegen seiner unedeln Denkungsart, wegen niederträchtigen Ränken oder gar wegen öffentlicher Laster der allgemeinen Verachtung Preis, so hat er es nur sich selbst beyzumessen, wenn er mit Schande bedeckt wird. Wenn unsere Eigenliebe eine Verachtung dieser Art fliehet, so ist es billig und gut, weil sie eine Lebensweise voraussetzt, welche den Christen entehrt. — Aber es giebt noch eine Verachtung anderer Art, die unverdient ist; ich meine jene Verachtung, die man oft durch einen rechtschaffenen Wandel, durch eine genaue Erfüllung seiner Religionspflichten und durch eine unerschütterliche Widersetzlichkeit gegen alles, was die Welt hochschätzt, und was überhaupt mit den Lehren des Evangeliums nicht übereinstimmt, sich zuzieht. Es ist natürlich, daß der Mensch, der die Religion verehret, allen Feinden derselben ein Stein des Anstoßens seyn müsse, und daß er folglich von ihnen nur Schande und Verachtung zu erwarten habe, so lange er nicht ihren Grundsätzen folgt. Obgleich eine Verachtung dieser Art dem Menschen zur Ehre gereicht, indem sie ein öffentliches Zeugniß seiner Rechtschaffenheit ist, so flieht sie doch unsere Eigenliebe; aus einem falschverstandnen Ehrgefühle hält man sie für eine Beleidigung, und im Grunde ist sie nur eine Kränkung der Eigenliebe. Daher sehen wir auch so viele schwache Christen, welche, um sich dem Tadel und der Verachtung der Gottlosen nicht auszusetzen und um dem Vorwurfe, als wären sie Sonderlinge auszuweichen, gegen ihr Gewissen so manche ihrer Pflichten nicht erfüllen, und nur heimlich Christen seyn wollen, in den Augen der Welt aber sich ganz nach dem Tone der Welt richten, und wenigstens den Schein haben, als wären sie mit den Lehren der Welt gänzlich einverstanden. Wie wenig aber

das Betragen solcher Christen der Lehre des Christenthums angemessen ist, beweist uns Christus selbst, indem er sagt, daß man nicht zwey Herren zugleich dienen könne. Und eben diese Schwachgläubigen wird er dereinst vor seinem Vater auch nicht erkennen, weil sie ihn vor den Menschen nicht haben bekennen wollen.

Die Eigenliebe weiß allen Lastern einen Schein von Tugend zu geben.

So groß ist die Zauberkraft der Eigenliebe, daß sie uns alle Laster unter dem Gewande der Tugend zeigt. Sie weiß uns den Gegenstand wonach sie sich sehnet, so einseitig vorzustellen, daß das Gefährliche und Unerlaubte völlig außer unsern Gesichtskreise fällt, und nur das sichtbar wird, was er etwa Gleichgültiges, oder wohl auch Gutes an sich haben mag. So läßt sie dem Stolzen in seinem hochmüthigen Betragen nur eine gerechte Handhabung des standsmäßigen Charakters sehen; und verbirgt ihm die vielfältigen Verletzungen, der christlichen Sanftmuth und Nächstenliebe, welche doch die natürlichen Folgen des Stolzes sind. Dem Geitzigen zeigt sie in seiner Geldsucht nur eine vorsichtige Sparsamkeit: nicht die unmenschliche Hartherzigkeit gegen die Dürftigen; dem Weichlinge in seinen Ergötzungen, nur eine nothwendige Erholung der Leibs- und Seelenkräfte: nicht den Verlurst der kostbaren Zeit; nicht die Vernachläßigung der Standespflichten, nicht die augenscheinlichste Gefahr der manigfaltigsten und schrecklichsten Sünden; dem Vorwitzigen in seinem Vorwitze, nur eine unschuldige Unterhaltung: nicht die Lügen, die Schmähungen, und Verleumdungen, deren er sich theilhaftig macht; und wozu er durch seine vorwitzigen Fragen und sein neugieriges Zuhören die Gelegenheit darbiethet. So giebt sie den allzufreyen Umgang mit dem weiblichen Geschlechte, für einen Wohlstand: die freventlichen Urtheile für eine kluge Einsicht; das Murren, für eine billige Ahndung: den Neid für einen rechtmäßigen Eifer: die zur Unzeit und mit Hintansetzung der nothwendigsten Berufsgeschäfte

unternommenen Andachtsübungen, für Werke der Gottseligkeit aus. Ueberhaupt, wie es schon der heil. Augustin gesagt hat: was wir immer wollen, das ist gut; und was uns gefällt, das ist heilig. Es mag die Sache an sich beschaffen seyn, wie sie will; genug daß unsre Eigenliebe dabey ihre Befriedigung findet; so scheint sie uns auch erlaubt, ehrbar, gut, und wohl gar heilig zu seyn. — Dagegen bedarf es aber auch nichts mehr, als etwas nicht zu wollen, um sich für unschuldig zu halten, es nicht zu thun, und der Eigenliebe ermangeln in solchen Fällen die Ausflüchten nicht, die Pflichten, welche ihr zuwider sind, von sich abzulenken.

Kunstgriffe, womit die Eigenliebe ihre Ehrsucht zu decken pflegt.

Wenn schon alle Menschen einen innern Trieb empfinden, das überspannte Gefühl ihres Selbstwerthes zu äußern, so verhalten sie sich doch in der Befriedigung desselben nicht auf gleiche Art. Ein jeder, um sich zu erheben, bahnt sich einen eigenen Weg, je nachdem seine Gemüthsbeschaffenheit verschieden ist, und er seinen Zweck am beßten zu erreichen glaubt. Wer von Natur aufrichtig ist, und die Gedanken seines Herzens frey und offen zu äußern pflegt, der bedient sich keiner Umwege, um andern zu erkennen zu geben, was er von sich selbst hält, damit sie dadurch bewogen werden, ihn eben so zu schätzen, wie er sich selbst schätzt. Ist er in Gesellschaft, so trachtet er immerfort dem Gespräche eine solche Wendung zu geben, daß er von sich reden kann, und alsdann steht ihm auch der Mund nie stille. Mit einer gewissen Selbstzufriedenheit macht er seine Zuhörer mit allem vertraut, was im innersten seines Herzens vorgeht. Bald unterhält er sie mit den Angelegenheiten seines Hauswesens, seines Geschäftes oder mit andern dergleichen Vorfällen, und rühmt ohne Zurückhaltung die Klugheit, mit welcher er bey allen seinen Handlungen zu Werke geht. Bald erzählt er, was ihm schon vor mehrern Jahren widerfahren, und bemerkt dabey wie verständig er sich jedesmahl benahm. Oft verirret er sich gar bis

in seine Jugendjahre, und wenn seinen Zuhörern die Geduld nicht ausgeht, erfahren sie nun seinen ganzen Lebenslauf. Den unbedeutendsten Dingen sucht er einen Schein von Wichtigkeit zu geben, und wer Prahlerei von Bescheidenheit nicht genug zu unterscheiden weiß, möchte versucht werden, ihn wirklich für das zu halten, was er zu seyn wünscht. — Doch erreichen solche Menschen, die immer nur von sich sprechen, selten ihren Zweck; die Blendung dauert gewöhnlich nur eine kurze Zeit und ihr Trieb sich zu loben wird bald erkannt, und mit Verachtung belohnt, sogar von denjenigen, die in ihren Reden eben so unbescheiden wie sie sind, und auf eine nicht weniger anstößige Art sich zu erheben suchen.

Die Eigenliebe bedient sich auch der Heuchelei.

Die Eigenliebe sucht durch ihr Streben nach Ehre nicht blos zu seyn, was sie nicht ist, sondern sie will auch oft nicht seyn, was sie wirklich ist, das heißt sie will nicht für so lasterhaft gehalten werden, als sie es ist. Aus dieser Ursache nimmt sie zur Heuchelei ihre Zuflucht; denn so sehr auch das Laster bey den Menschen in Ehren steht, so wird doch derjenige, welcher es begeht, verachtet. Hierin ist man überhaupt ziemlich gerecht, und täglich sehen wir Menschen, die der Tugend spotten, und innerlich doch denjenigen, der sie ausübt, verehren und schätzen. Obschon es nicht viele giebt, die nach dieser Art von Ehre streben, weil man sie nur durch die Ueberwindung seiner Leidenschaften und die Ausübung der Tugend erkaufen kann, so findet man doch hie und da Menschen, welche nach der mit der Tugend verknüpften Ehre trachten. Weil sie aber ihre Leidenschaften dabey zu befriedigen wünschen, so umhängen sie sich blos den Mantel der Tugend; sie verrichten einige äußere Werke; damit man daraus schließe, sie wären innerlich eben so beschaffen, wie sie äußerlich es zu seyn scheinen. Noch mehr durch Reden als durch Handlungen suchen sie ihren Zweck zu erreichen. Bey jeder Gelegenheit sprechen sie der Tugend das

Wort, vorzüglich aber rühmen sie jene edlen Gesinnungen, welche man ihnen selbst zueignen soll; sie verabscheuen die Laster, welche ihnen entgegengesetzt sind, und ohne zu erröthen, tadeln sie öffentlich Schandthaten, die sie heimlich selbst begehen. — Die Pharisäer bey den Juden waren solche Heuchler; sie strebten nach der Ehre einer hohen Tugend und Rechtschaffenheit. Deßwegen zeigten sie sich sehr eifrig in der Beobachtung der äußern Gebräuche des Gesetzes; an Fasttagen giengen sie traurig einher, erschienen oft auf öffentlichen Plätzen, damit man ihre Werke sähe und ihnen die Ehre erwiese, nach welcher sie strebten. In den Tempeln verrichteten sie lange Gebethe; sie gaben den Zehnten vom Anis und Kümmel, und durch dergleichen Kleinigkeiten suchten sie andern die Meinung aufzudringen, daß sie in der Erfüllung aller auch der wichtigsten Pflichten eben so genau wären. Aber Jesus, der in ihre Herzen sah, entschleierte die Heuchler, und deckte ihre heimlichen Absichten vor dem Volke auf; er verglich sie abgeweißten Gräbern, die von Außen den Menschen schön zu seyn scheinen, inwendig aber mit Todtenknochen und Unrath angefüllt sind. Matth. 23, 27.

Die Eigenliebe entlehnt oft die Sprache der Demuth.

Es giebt eine Art, sich selbst zu tadeln, welche reine Tugend, christliche Demuth ist: sie besteht in einem aufrichtigen Bekenntnisse seiner Fehler und Verirrungen. — Der durch Eigenliebe verführte Heuchler bekennt auch seine Fehler, aber nur damit man ihn, indem man ihm widerspricht, lobe. — Der wahre Demüthige hingegen will, durch die Aufdeckung seiner Mängel alles Lob, das man ihm etwa geben möchte, von sich ablehnen, weil er wahrhaft überzeugt ist, daß er es nicht verdient. — Der Heuchler, wenn er sich auch alles Lob verbittet, wird dennoch durch seine Miene, durch ein gewisses Lächeln das Wohlgefallen verrathen, welches er an dem Lobe hat, das ihm sein Geständniß zubringt. — Der wahre Demüthige sträubt sich gegen dasselbe mit einer Bescheidenheit, aus welcher seine Demuth

mit unverkennbaren Zügen hervorleuchtet. — Der Erstere weiß in seinen Selbsttadel geschickt sein Lob einzuflechten, besonders wenn er nicht wie er wünscht widerlegt wird; die Fehler, die er bekennt, sind übertriebene, oder in gewissen Umständen ausgeübte Tugenden, welche nur die Bosheit der Menschen zu Fehlern machet: er bekennt, daß er zu aufrichtig, zu gutherzig, zu mitleidig, zu freygebig, zu gleichgiltig gegen seine Reichthümer ist. — Der andere aber wird ohne Umwege unbekannte Nebenumstände aufdecken, unreine Absichten bekennen, seine wahren Gesinnungen an den Tag legen und s. f. wodurch der Handlung, wegen welcher er gelobt wird, der Werth in der That und wenigstens zum Theil benommen wird. Das Lob fällt dann freylich auf seine Person wieder zurück, weil derjenige, der sich eines Lobes unwürdig zu seyn schätzet, eben darum desselben würdig wird.

Irrthum der Eigenliebe in Absicht auf Ruhm und wahre Ehre.

Der Ruhm und die wahre Ehre sind zwey Dinge, die man nie findet, wenn man sie sucht, die sich aber immer von selbst finden, wenn man sie zu suchen unterläßt; der einzige Weg, der zu Ruhm und Ehre führet, ist jener, von welchem wir nach unsern selbstsüchtigen Einsichten glauben, daß er uns davon entferne: er ist ungeheuchelte Bescheidenheit. Diese Tugend zeigt uns jedes fremde Verdienst in seinem wahren Glanze; sie zerreißt den Schleier, welchen die Eigenliebe über die Talente und die guten Eigenschaften der Andern zieht; sie hellet den Nebel auf, der uns hindert, unsere eigenen Fehler einzusehen; die Vorurtheile zu erkennen, die uns in der Beurtheilung unseres eigenen Werthes blenden, und den Einfluß der Leidenschaften wahrzunehmen, welche sich stets bestreben, die Ehre Anderer herabzusetzen, und zu vernichten, um auf den Trümmern derselben uns zu erheben. Der bescheidene Mann weiß, daß man glücklich vollendete Unternehmungen, ansehnliche Würden und ruhmvolle Handlungen mehr einer zufälligen und glücklichen Zusammenstimmung der Umstände als eigenem Talente zu verdan-

ken hat; er weiß, daß das grausame Schicksal die Menschen oft despotisch behandelt, und ihre Gunst nicht nach Verdienst, sondern nach Willkühr austheilt; er weiß, daß die Eigenliebe Jeden blendet, und den aufrichtigsten Beurtheiler seiner eigenen Handlungen sehr oft zu einem Irrthume verleitet. Wenn die Menschen ihn mit Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen überhäufen, so erinnert er sich der unstatthaften, bald überspannten, bald ungerechten und selten gegründeten Urtheile der Menschen; er sagt zu sich selbst, was ein Kriegsherold zu den römischen Siegern während ihres Siegszuges sagte: Gedenke, daß du ein Mensch bist. Du sollst wissen, daß die Ehre, die dich umringt, und die mit so vielem Glanze vor deinen Augen schimmert, wie ein Traum wieder verschwinden wird; daß die hochklingenden Titel eitle Benennungen sind, die den Werth des Mannes, dem sie ertheilt werden, nicht erhöhen können.

Die Eigenliebe ist ein Hinderniß zur Selbstkenntniß.

So sehr auch Jemand von sich selbst eingenommen ist, und sich wegen angebohrner, oder erworbener Geistesfähigkeiten Vorzüge über den großen Haufen zueignet, so kann er sichs doch nicht bergen, daß es eine gewisse Seite giebt, unter welcher er eben nicht lobenswerth seyn möchte. Täglich hat man Gelegenheiten sich zu überzeugen, daß an dem besten Menschen nicht alles gut ist, und daß, wenn an einer Seite eine Eigenschaft glänzt, die man allgemein verehrt, an einer andern Seite ein Fehler hervorsteht, welcher, wenn er auch die gute Eigenschaft nicht verdrängt, doch wenigstens einen Schatten auf dieselbe wirft, der ihren Glanz verdunkelt. Dann geht auch in dem Innern des Menschen Vieles vor, das man von Außen nicht immer gewahr werden kann, und wodurch sein Werth oft sehr herabgesetzt wird. Wenn der Mensch über die menschlichen Schwachheiten nur ein wenig nachdenkt, so wird er sich bald überzeugen, daß auch er ein schwacher Mensch, ein Mensch voller Gebrechen sey. Ich werde doch in dieser Hinsicht nicht

besser als andere seyn: dieß muß er sich selbst gestehen, wenn er die Anwendung seines Nachdenkens auf sich selbst machen will. — Aber so weit läßt man es gewöhnlich nicht kommen; man sieht die Fehler der andern, ihre Schwachheiten, ihre Leidenschaften; man sieht, wie sie dem Triebe ihrer bösen Neigungen folgen, wie sie sich von ihren Leidenschaften beherrschen lassen, und ihre ganze Glückseligkeit in den Sinnengenuß setzen; man sieht, wie sie über alles dies unbekümmert dahin leben, wie sie sich blenden lassen, und vielleicht nur sie allein wissen nicht daß sie lasterhafte Menschen sind. Alles dies sieht man, aber man schreitet nicht bis zur Anwendung, man läßt es bey dieser Anschauung bewenden, und eben so unbekümmert, wie diejenigen, die man vor Augen, und mit welchen man Umgang hat, lebt man seine Tage dahin; eben so, wie sie, läßt man sich von seinen Neigungen hinreissen; man befriedigt ihre Forderungen, man wandelt auf der betretenen Bahn fort, denkt weder an Fehler, die man nicht kennt; noch an Vorurtheile, womit man behaftet ist, noch an alte Gewohnheiten, die man an sich nicht bemerkt, weil man sie nicht für Sünde hält, und eben deßwegen auch nicht sucht, ihnen auf die Spur zu kommen. Man ist also über sich selbst eben so unbesorgt, wie andere; man bestrebt sich eben so wenig, wie sie, seine Fehler und Laster zu kennen; man bekümmert sich eben so wenig, wie sie, die verborgenen Falten seines Herzens zu zerlegen, und bis in den tiefesten Abgrund seines Gewissens zu dringen, alles aufzusuchen und zu berichtigen, was dem göttlichen Gesetze zuwider ist; und auf diese Art ist die Eigenliebe das größte Hinderniß zur Selbstkenntniß.

Engel, Siehe, Schutzengel.

Ergebung in den göttlichen Willen.

Es ist beynahe nicht möglich von der Ergebung in den Willen Gottes zu reden; ohne von den Führungen der Vorsehung,

von dem Vertrauen, welches wir auf diese haben sollen, von der Geduld in den Leiden zu reden, weil alle diese Materien unter einem gewissen Gesichtspunkte sich ähnlich, und mit einander verflochten sind. Aber da doch eine jede dieser Materien wieder ihre eigenen Züge hat, und für sich betrachtet, von sehr großem Umfange ist, so werden wir auch eine jede besonders abhandeln, und uns bemühen, die Ergebung in den göttlichen Willen hier, so viel sichs thun läßt, nur in so weit darstellen, als sie eine unbedingte Unterwürfigkeit in den Willen Gottes ist.

Erster Entwurf.

Ueber die Ergebung in den göttlichen Willen überhaupt.

Die traurigste Folge des Falls unserer Stammältern ist ohne Zweifel, daß bey der Freyheit, welche uns blieb, das Gute oder das Böse zu thun, unser Wille sich eher zum Bösen als zum Guten hinneiget. Dieser dem Menschen angebohrnen Neigung zum Bösen folgt unser Wille blindlings, wenn er nicht zum Guten hingezogen wird. Weil aber unsere Vernunft zu schwach und zu kurzsichtig ist ihm die gehörige Leitung zu geben, so hat uns Gott seinen Willen als ein Gesetz vorgeschrieben, welches die Richtschnur unseres Willens seyn soll. Die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem Willen Gottes, eine unbedingte Ergebung unseres Willens in den seinigen: dies ist für jeden Christen Pflicht. Und diese Ergebung ist

1 der kürzeste Weg zur Vollkommenheit. Sie ist
2 der sicherste Weg zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit.

Wenn die Liebe Gottes der Inbegriff und der Zweck aller Gebothe ist, so kömmt gewiß derjenige diesem Zwecke am nächsten, dessen Wille mit demjenigen, der die Gebothe gemacht hat, ganz eins ist, und der nichts als seine Heiligung will, wie uns der Apostel versichert. Durch die Gnade des allmächtigen Gottes, dessen Wille in dem Herzen eines solchen Menschen lebt,

wird er sich befleißen, jene erhabenen Tugenden auszuüben, in welchen die christliche Vollkommenheit besteht.

a Alle Lehrsätze der geoffenbarten Religion wird er ohne Mühe glauben, so sehr sich auch seine Vernunft widersetzen möchte, weil er vollkommen überzeugt ist, daß wofern er dem Gutdünken und dem Willen seiner kurzsichtigen Vernunft folget, er auch zuverläßig zu Irrthümern wird verleitet werden, wovon das Ende der ewige Untergang ist.

b Mit einem unbegränzten Vertrauen wird er von Gott hoffen, daß er ihm die Kräfte geben werde, seinen eigenen Willen zu verleugnen, um nur nach dem Willen desjenigen zu denken und zu handeln, der die Wahrheit, das Leben und der wahre Weg ist, und von dieser Hoffnung auf's Innigste beseelt, wird er sich durch keine Hinterniße davon abschrecken lassen.

c Jesum, seinen Heiland und Lehrer, wird er stets vor Augen haben, und durch eine genaue Erfüllung jener heiligen Gebothe, welche er ihm als seinen Willen vorgezeichnet hat, wird er sein Herz von der inbrünstigen Liebe zu ihm entflammen, und in gleichem Sinne, wie er, wird er zu ihm sprechen: Meine Speise ist, daß ich den Willen dessen erfülle, der mich gesandt hat. Joh. 4, 34.

So wie die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen, der kürzeste Weg zur Vollkommenheit ist, eben so ist sie auch der sicherste Weg zur Seligkeit. — Drey Dinge werden zur Glückseligkeit des Menschen erfordert, und man findet sie nur bey demjenigen, dessen Wille mit dem göttlichen vollkommen eins ist. — Nur derjenige ist glückselig,

a dem nichts gegen seinen Willen geschieht. Wir wissen, daß in dieser Welt nichts geschieht, als was Gott anordnet oder zuläßt. Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Wohlstand: alles ist von Gott, sagt der weise Syrach 11, 14. Es mag also demjenigen, der sich in den Wil-

len Gottes ergeben hat, geschehen, was es immer ist, so geschieht ihm eigentlich nichts gegen seinen Willen, weil sein Wille mit dem Willen Gottes eins ist. — Nur derjenige ist glückselig,

b dem immer nach seinem Willen geschieht. Vergebens würden wir Menschen uns dem allmächtigen Willen widersetzen wollen; keine menschliche Gewalt ist im Stande ihn aufzuhalten oder einzuschränken, weil der göttliche Wille allmächtig ist. Befleißen wir uns also unsern Willen nach dem Willen Gottes vollkommen einzurichten, so werden wir mit ihm einen und denselben Willen haben, und weil der Wille Gottes allezeit erfüllt wird, so wird auch der unsrige immer erfüllt werden. — Nur derjenige ist glückselig,

c dem nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, und dessen sämmtliche Begierden erfüllt sind. Was ist aber im Himmel oder auf der Erde, das der Mensch noch verlangen könnte, wenn er alles will, was Gott in Absicht auf ihn will, und wenn er nichts will, als was Gott will?

Zweyter Entwurf.

Ueber die Ergebung in den göttlichen Willen als ein Kennzeichen der Auserwählung.

Als Jesus sein Lehramt antrat, und die Apostel zu seinen ersten Anhängern wählte, schrieb er ihnen vor, sich selbst zu verleugnen. Bisher hatten sie in allem nur ihrem eigenen Willen gefolgt, jetzt aber sollten sie diesen Willen verleugnen und ihm denselben zum Opfer darbringen. Die Verleugnung seines eigenen Willens, um nach dem Willen Gottes zu leben, ist also das sicherste Kennzeichen, daß wir wahre Jünger Jesu, treue Nachfolger seines Wandels sind. Denn durch die Ergebung unseres Willens in den seinigen

1 betragen wir uns eben so wie er sich gegen seinen Vater, der im Himmel ist, betragen hat.

2 Wir biethen ihm, eben so wie er, das edelste Opfer, jenes unseres eigenen Willens, das ist, uns selbst dar.

Jesus ist auf die Welt gekommen, um uns sich selbst als ein Muster, als das Urbild aller Heiligkeit darzustellen, das mit wir uns nach demselben, bilden sollen. Der erste und bewunderungswürdigste Zug dieses Urbilds ist,

a daß Jesus gleich bey seinem Eintritte in diese Welt sich dem Willen seines himmlischen Vaters unterwarf; alles geschah vollkommen nach den Weissagungen der Propheten; in den geringsten Umständen seiner Geburt, seiner Jugendjahre seines Lehramtes wurden sie erfüllt, denn im Anfange des Buchs stand von ihm geschrieben, daß er seinen Willen thun sollte. Ps. 39. — Erfüllen wir also genau den Willen Gottes, und unterwerfen wir uns willig seinen Führungen, so werden wir dadurch unserm Urbilde auch am meisten ähnlich werden.

b Jesus lehrte seine Jünger und alle Menschen, daß man nur in so fern sein Anhänger seyn könne, als man nicht seinen eigenen Willen, sondern den Willen seines Vaters vollkommen erfülle. Um es ihnen desto begreiflicher zu machen, wie sehr diejenigen, die Seinigen seyen, die den göttlichen Willen zu ihrer beständigen Richtschnur haben, sagte er: Wer den Willen meines himmlischen Vaters thut, der ist mir Bruder, und Schwester und Mutter. Matth. 12, 50. Erfüllen wir diese Lehre, so sind wir also seine treuen Nachfolger.

Jesus hat seinem himmlischen Vater sich selbst als ein unbeflecktes, reines Opfer dargebothen. Mehr konnte er nicht geben, denn er gab sich selbst. Verleugnen wir unsern eigenen Willen, um ihn dem Willen Gottes zu unterwerfen, so biethen wir ihm

a das edelste Opfer dar, das ein Mensch Gott, als seinem Herrn und Gebiether, zu Füssen legen kann. Je größer das Gut ist, welches man als ein Opfer hingiebt, desto edler ist das Opfer. Und der Mensch hat kein Gut von

einem höhern Werthe als seinen Willen; denn wer seinen Willen hingiebt, der opfert seine Sinne, seine Begierden, sein Herz, sich selbst. — Dieses Opfer ist Gott
b höchst angenehm. Als Menschen sind wir verpflichtet, Gott durch einen äußern und innern Dienst zu verehren. Diese Gesinnungen haben die Menschen seit dem Anbeginne der Welt durch Opfer an Tag gelegt. Aber kein Opfer kann Gott angenehmer seyn, als jenes, welches der Mensch von sich selbst, das ist, von seinem Willen machet. Wer also seinen Willen Gott zu Füssen legt, denselben verleugnet, um sich ganz den Führungen der Vorsehung zu überlassen, der ist vom Geiste Gottes beseelt, er ist ein Kind der Auserwählung.

Dritter Entwurf.

Ueber die Ursachen, worauf die Pflicht, der Ergebung in den Willen Gottes sich gründet.

Es läßt sich leicht denken, daß es Gott den Menschen nicht befohlen haben würde, ihren eigenen Willen zu verleugnen, um nur nach dem seinigen zu leben, wenn seine Weisheit nicht die gegründetsten Ursachen dazu gehabt hätte. Seit dem unsere Natur durch den Fall unserer Uraltern verdorben worden ist, gleicht unser Wille, wenn wir ihn in unserer Gewalt haben wollen, einem gefährlichen Werkzeuge in den Händen eines schwachen und erfahrungslosen Kindes, das den Gebrauch desselben nicht kennt, und sich deßwegen leicht damit schaden könnte. Um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, wollen wir in der Weisheit Gottes die Ursachen aufsuchen, warum er den Menschen befahl, ihren Willen dem seinigen zu unterwerfen. Die vorzüglichsten sind:

1 weil der Wille des Menschen, der denselben eigenmächtig gebrauchet, ihn zum Bösen verleitet;

2 weil der Mensch nur durch den Willen Gottes auf die Wege des Heils geleitet werden kann.

Die Seele des Menschen hat Gott mit zwey Fähigkeiten

ausgerüstet, in welchen ihre hohe Würde und ihre Vorzüge über die vernunftlosen Thiere bestehen. Sie ist im Stande zu erkennen, was gut und mit den Gesetzen Gottes übereinstimmend ist, und sie ist auch im Stande dieses zu wollen. Aber

a dieser Wille ist durch die Erbsünde so sehr verdorben worden, daß, wenn schon der Geist des Menschen sieht, was gut ist, und was er thun soll, sich sein Wille dieser Erkenntniß dennoch entgegensetzt, und sich zum Bösen hinneiget. Täglich sehen wir an uns selbst Beweise dieser traurigen Wahrheit.

b Wenn unser Geist durch seine Vorstellungen es dahin bringt, daß in unserm Herzen der Wille des Guten erwachet, so ist er zu schwach; er ist unvermögend das Gute, welches er will, nach den Absichten Gottes auszuführen, wenn er sich nicht beständig denkt: daß ist der Wille Gottes, meines Herrn, den muß ich befolgen.

c Der menschliche Wille ist bey den guten Vorsätzen, welche er macht, viel zu leichtsinnig; er verläßt dieselben gar bald wieder, wenn er sich nicht zu ihrer Befolgung durch den Gedanken aufmuntert, es ist Gottes Wille. Denn dadurch allein, daß man seinen Willen mit dem Willen Gottes vereiniget, erhalten die guten Vorsätze Festigkeit und Dauer.

Die Heiligkeit des Christen besteht nur allein darin, daß er in allen Angelegenheiten seines Seelenheils beständig den Willen Gottes erfülle,

a weil der Wille Gottes heilig ist. Er hat uns zur Heiligkeit berufen, er hat uns die Wege der Heiligkeit gezeichnet; wir werden, also zuverläßig zu diesem unserm Ziele gelangen, wenn wir uns bestreben, den Willen Gottes genau zu erfüllen.

b Diesem Willen Gottes ist Jesus, unser Urbild und Muster, vollkommen getreu gewesen; durch seinen Lebenswandel hat er es bewiesen, und seinen Jüngern mehrere Mahle gesagt,

daß er nicht seinen Willen, sondern den Willen dessen suche, der ihn gesandt hat. Joh. 5, 30.

c Nur durch die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen werden wir in den Stand gesetzt, unsere Leidenschaften zu bezähmen, sie zu unterjochen, und den Hang zu überwinden, der uns beständig zur Sünde reitzt.

Vierter Entwurf.

Ueber die Mittel zur Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen zu gelangen.

Es giebt für den Christen keinen Zustand, in welchem er Gott angenehmer ist, und für sich ruhiger lebt, als wenn er nach dem Rathe des Apostels Petrus (1. Epist. 5, 6. 7.) sich unter der mächtigen Hand Gottes demüthiget, und alle seine Sorgen dem anheimstellt, der über ihn wacht. Und unbekümmert lebt er alsdann nach dem Willen Gottes, und er weiß, daß ihm alles zum Guten gedeihen wird, wenn er in allem sich den Führungen der Vorsehung überläßt. — Um euch, meine Lieben! zu bewegen, diese Gesinnungen euerm Herzen einzuprägen, wollen wir zeigen,

1 durch welche Betrachtungen und Mittel der Christ die Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen erlangen kann, und dann

2 was er thun soll, um diese Tugend in seinem Herzen zu bewahren.

Seyd vollkommen, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist, sagt Jesus zu allen Menschen im Evangelium. Unser Beruf ist daher nach Vollkommenheit zu streben.

a Befleißen wir uns aber in allen Vorfällen und Anliegen den Willen Gottes zu erfüllen, so ist dieß der kürzeste Weg zur Vollkommenheit, weil der Wille Gottes der Inhalt aller Gesetze, das Urbild aller Vollkommenheit, und das beßte Mittel ist, ihm am ähnlichsten zu werden.

b Das Streben nach der Tugend der Ergebung in den göttli-

chen Willen ist für den Christen auch der sicherste Weg zur Vollkommenheit. Wer nur nach einzelnen Tugenden trachten wollte, ohne sich ganz und unbedingt dem Willen Gottes zu ergeben, wäre in beständiger Gefahr von seiner Eigenliebe geblendet und irregeführt zu werden. Dieß hat aber derjenige nicht zu fürchten, der nur den Willen Gottes suchet.

c Endlich muß der Christ erwägen, daß keine Tugend seinem Herzen einen so dauerhaften und angenehmen Trost bringt, als wenn er sich das Zeugniß geben kann, daß er nur will, was Gott will, und nichts will, als was er will.

Die Kenntniß der Mittel und der Betrachtungen, durch welche der Christ zur Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen gelangen kann, ist nicht hinreichend; er muß auch die Mittel kennen sein Herz im Besitz dieser Tugend zu sichern. Die vorzüglichsten sind,

a daß er durch öftere Gebethe, von Gott die Gnade erflehe, seinen Willen zu erkennen. Da der Mensch nicht immer wissen kann, aus welchem Geiste er geleitet wird, und er also leicht in der Prüfung seines eigenen Willens und des göttlichen irren könnte, so muß er die Kenntniß des göttlichen Willens und des Weges, auf welchem er wandeln soll, nach dem Beyspiele des Propheten von Gott selbst erbitten. —

b Er suche sich vollkommen zu überzeugen, daß alle Führungen der Vorsehung Gottes eine Folge seines Willens, und der sicherste Weg zu unserm Seelenheil sind, so sehr auch unsere Sinnlichkeit ihre eigenen Einsichten denselben entgegenstellen möchte. —

c Er betrachte fleißig die Pflichten des Standes, den er angetreten hat, um dadurch fähig zu werden, den Willen Gottes genau zu erkennen, weil jeder nach seinem Berufe eigene Pflichten, die von Gott bestimmt worden sind, zu erfüllen hat.

Stellen aus der heiligen Schrift.

1. B. Mos. 50, 19. Hiob 1, 21. 2. Könige. 15, 26. Pf. 142, 9. Pf. 39, 8. Syr. 11, 14. Amos 3, 6. Matth. 12, 50. Derf. 7, 21. Derf. 11, 27. Joh. 4, 34. Cap. 5, 30. Cap. 6, 38. Cap. 7, 17. Apostelg. 9, 6. Röm. 12, 2. Ephes. 5, 10, 17. Jak. 4, 15. 1. Joh. 2, 17. 24.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Dasselbe wollen und nicht wollen: dies ist das festeste Band der Freundschaft. Hieronymus ad Demetriadem.

Wir sprechen, dein Wille geschehe, nicht damit Gott das thue, was er will, sondern damit wir thun können, was Gott will. Cyprianus de Orat. Domin.

Es geschieht auf eine wunderbare Art, daß was auch ohne den Willen Gottes gemacht wird, deshalb nicht gegen den Willen Gottes gemacht wird. Gregor. Moral. 6. c. 12.

Ein jeder ist sich selbst sein Gesetz, wenn er seinen eigenen Willen dem allgemeinen und ewigen Gesetze vorzieht; durch eine vermessene Nachahmung des Schöpfers will er sich selbst sein Gesetz und sein Recht seyn. Derf. a. a. O.

Das größte Gut für den Menschen ist, wenn dessen Wille dem göttlichen gleichförmig ist. Der heil. Thomas in Conc. Domin. infra Oct. Epiph.

Wir sollen Gott unterworfen seyn, aber wir sind es nicht vollkommen; denn in uns entstehen Regungen, welche dem Willen Gottes zuwider sind. Fulgentius. Epist. 4.

Herr! Gieb mir, daß ich erfülle was du willst, und dann befiehl, was du willst. Augustinus in Confess.

Du sollst wissen, daß, was hienieden gegen unsern Willen geschieht, nur dem göttlichen Willen gemäß geschieht; es ist seine Verordnung, sein Wink, sein Gesetz. Derf. in Pf. 148.

Welche sind die eines aufrichtigen Herzens sind? Jene,

welche ihren Willen nach dem Willen Gottes richten, und den Willen Gottes nicht dem ihrigen unterzuordnen suchen. Augustinus in Ps. 123.

Sprich bey allem, was dein Herz begehrt: Herr! wenn dir dies gefällt, so soll es geschehen. Thom. von Kempen von der Nachf. B. 3. 15. N. 1.

Unser Wille soll dem göttlichen Willen dermassen unterthänig seyn, daß, wofern wir wissen, daß er etwas will, wir es gleich auch wollen, und dagegen durchaus nicht wollen, was wir wissen, daß er nicht will. Bernardus in Sermon. Quomodo voluntas nostra divinae subjici debeat.

Dies scheint die höchste Stufe der Demuth zu seyn, wenn unser Wille, wie es billig ist, dem göttlichen Willen untergeordnet ist. Derf. a. a. O.

Die Worte des Apostels: Herr, was willst du, daß ich thue, sind ein Muster einer vollkommenen Bekehrung. Derf. Serm. 1. in Converf. S. Pauli.

Unser Wille, den Gott gut schuf, wird nicht vollkommen seyn, so lange er nicht unter dem Willen Gottes steht. Derf. Tract. de lib. Arbitr.

Dies dienet mir statt aller Ursache zu wissen, daß die höchste Vernunft nichts ohne Ursache macht. Gregorius Naz. Orat. 5.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter Ergebung in den göttlichen Willen verstehen soll.

Die Ergebung unseres Willens in den göttlichen oder die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen Willen ist eine Tugend, welche aus einer reinen Liebe Gottes entsteht, durch welche man beständig bereit ist, alles zu thun, was Gott uns befiehlt, alles willig anzunehmen was er uns zuschickt, und kraft welcher man, durch die Gnade Gottes gestärkt, in den verschiedenen Vorfällen des menschlichen Lebens, so unangenehm sie auch seyn mögen, immer die nähmliche Gemüthsruhe behält. Zur Vollkommenheit dieser Tugend wird also erfordert, daß man

bereit sey, mit einer ruhigen Gemüthsstimmung von der Hand Gottes zu empfangen, was es immer ist, zeitliches Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Ehre oder Verachtung, und daß man bey bevorstehenden Unfällen mit dem Hohenpriester Heli zu Gott spreche: Er ist der Herr; er mache, was vor seinen Augen gut ist. 1. Kön. 3, 18. Hat sich aber der unangenehme Vorfall wirklich ereignet, so soll man sich zu überzeugen suchen, daß er eine Folge des göttlichen Willens ist, und mit Job sprechen: Wie es dem Herrn gefiel, so geschah es; der Nahme des Herrn sey also gepriesen.

Absicht Gottes bey dem Gebothe der Ergebung unseres Willens in den seinigen.

„Alles steht unter den Befehlen Gottes, und es ist Niemand, der seinem Willen widerstehen kann," sagt Mardochäus in seinem Gebethe zu Gott. Esther 13, 9. Der Mensch mag also seinen Willen dem göttlichen unterwerfen oder nicht, so geschieht dennoch, was in den Rathschlüssen der ewigen Weisheit festgesetzt ist, und der Wille Gottes wird erfüllt. Was mag also Gott zur Absicht gehabt haben als er uns befahl, unsern Willen zu verleugnen und ihn in den seinigen zu ergeben? Er wollte uns bewegen, aus einem freywilligen Tugendtriebe ein Joch über uns zu nehmen, welches wir doch tragen müssen, damit es uns dadurch erleichtert und angenehmer würde, und damit unsere guten Werke durch unsere freywillige Unterwerfung in seinen Augen verdienstlich und uns zur Seligkeit beförderlich würden. Gott stellt es also dem Menschen frey, sich freywillig unter den Willen Gottes zu beugen, oder dazu genöthiget zu werden; von ihm hängt es ab, durch seine Ergebung, die Gnade Gottes und alle damit verknüpften Schätze zu gewinnen, oder durch seinen eiteln Widerstand sich den Zorn Gottes zuzuziehen, ihm wie ein Kind seinem Vater, den es liebt, oder wie ein Sclave seinem strengen Herrn, zu dienen. Gott läßt uns Menschen also die Frey-

heit, hier auf Erden seinen Willen so zu erfüllen wie er im Himmel erfüllt wird, und wie wir es täglich in unserm Gebethe an ihn begehren, oder ihn so zu vollziehen, wie er in der Hölle vollzogen wird.

Vor allem suchte Jesus den Menschen die Pflicht der Ergebung in den göttlichen Willen ans Herz zu legen.

Da Jesus in die Welt gekommen ist, nicht allein als Erlöser, sondern auch als Lehrer des Menschengeschlechtes, so verwendete er die Zeit, welche dem Erlösungswerke vorangieng, die Menschen zu belehren, und ihnen seine Lehrsätze tief in das Herz zu prägen. Die Juden verwunderten sich über die Lehren, die er vortrug, theils weil sie ihnen ganz sonderbar vorkamen, theils auch weil sie Jesum vorher nicht als einen gelehrten Mann kennen gelernt hatten. Er aber sagte zu ihnen: Will Jemand den Willen Gottes thun, so wird er an meiner Lehre erkennen, daß sie von Gott ist. Joh. 7, 17. Also nur durch die Erfüllung des göttlichen Willens wird der Mensch in den Stand gesetzt, die Lehre Jesu als göttlich zu erkennen, sie zu lieben, zu befolgen, und folglich durch dieselbe selig zu werden. Auch nur darum leuchtete sie den Juden nicht ein, weil sie fest auf ihren Gesinnungen verharrten, sie wollten einen Erlöser nach ihrem Sinne haben, und weil sie hierin ihren Willen nicht verleugnen und es Gott nicht unbedingt anheimstellen wollten, Israel nach seiner Weisheit zu retten, sind sie ihrem verderbten Sinne überlassen worden.

Jesus gieng hierin den Menschen mit seinem Beyspiele vor.

Der Apostel Paulus lehret uns in seinem Briefe an die Hebräer, 10., daß Jesus einer Weissagung des Propheten Davids gemäß gleich bey seinem Eintritte in die Welt zu seinem himmlischen Vater sprach: „Opfer und Gaben hast du nicht „gewollt, einen Leib aber hast du mir zubereitet. Brandopfer „und Sündenopfer haben dir nicht gefallen; Ich sprach daher:

„Siehe, ich komme, wie im Buche von mir geschrieben steht, „um deinen Willen, o Gott! zu vollbringen.“ Also nur um den Willen seines Vaters zu vollbringen nahm er einen Leib an, und wurde der menschlichen Natur nach uns gleich. Alle Umstände seines Lebens geben uns die deutlichsten Beweise seiner unbedingten Ergebung in den Willen seines Vaters; und wie er es uns selbst versichert, that er immer, was der Wille seines Vaters war. Wenn er sich dem harten Gesetze der Beschneidung unterwarf, die Flucht nach Aegypten nahm, seine Jugendjahre in der Werkstätte seines Nährvaters zubrachte, durch Samarien und Judäa predigte, die Verfolgungen seiner Feinde geduldig ertrug, sich über ihre Verleumdungen hinwegsetzte, ihrem Haß mit Liebe begegnete, alle Menschen ohne Unterschied aufnahm, Wunder aller Art wirkte, und zuletzt sich selbst der Wuth der Juden Preis gab, die ihn auf die grausamste Art ans Kreuz hefteten, so geschah alles dieß nur um den Willen seines Vaters zu erfüllen. Und um uns zu beweisen, daß er nichts sehnlicher wünschte, als diesen Willen zu vollbringen, sagte er zu seinen Jüngern, daß es seine Speise sey, den Willen dessen zu thun, der ihn gesendet hat. Damit aber auch sie diesen Willen erfüllten, erklärte er ihnen, daß er nur jenen für seinen Bruder, seine Schwester, seine Mutter erkennen werde, der den Willen seines Vaters im Himmel vollzieht, und daß die Vollbringung dieses Willens der einzige Weg ist, der zum Himmelreiche führet.

Die Heiligen haben vorzüglich darin dem Heilande nachgeahmet, daß sie auch wie er den Willen des himmlischen Vaters erfüllten.

Wenn die Heiligkeit vorzüglich darin besteht, daß wir unsern Lebenswandel nach dem Wandel Jesu, der unser Vorbild ist, einrichten, so muß die Ergebung in den göttlichen Willen der erste Zug der Heiligkeit seyn. — Die Demuth war von jeher die Lieblingstugend der allerseligsten Jungfrau Maria gewesen, und nichts wünschte sie so sehr, als ihre Tage in der Verbor-

genheit, ferne von allem Menschenumgange, von allen Ehren und Würden zuzubringen. Die Geschichte erzählt uns, wie sehr sie erschrack, als der Engel ihr den Rathschluß Gottes ankündigte, und wie sehr ihre Demuth durch denselben in Verlegenheit gesetzt wurde. So bald diese heilige Jungfrau den Willen Gottes erkannte, so legte sie ihm in dem nämlichen Augenblicke selbst ein Opfer der Lieblingsneigungen ihres Herzens dar, und sprach mit einer vollkommenen Ergebung: Herr, mir geschehe nach deinem Worte. — Gleiche Gesinnungen legten alle jene Männer, Wittwen und Jungfrauen an den Tag, welche sich durch eine besondere Heiligkeit ausgezeichnet haben. Auf den ersten Ruf verließen die Apostel alles, und folgten Jesu nach. Sie konnten es noch nicht wissen, wie erhaben das Amt war, zu welchem er sie berufen hatte; sie sahen im Gegentheil nichts, als Leiden und Verfolgungen voraus. Weil sie aber mit der Stimme Jesu auch die Stimme der Gnade hörten, welche ihnen innerlich den Willen Gottes erklärte, so folgten sie diesem heiligen Willen, über ihr zukünftiges Loos ganz unbekümmert.

Lehrsätze, worauf die Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen sich gründet.

Niemahls würden die Menschen sich so sehr abgeneigt finden, ihren eigenen Willen zu verleugnen, um sich dem Willen Gottes unbedingt zu ergeben, wenn sie folgende Lehrsätze bey stillschweigenden Leidenschaften erwägen wollten. 1. Der Wille Gottes wird immer erfüllt, wie es in den ewigen Ratschlüssen festgesetzt ist, die Menschen mögen sich freywillig demselben unterwerfen, oder sich gezwungen ergeben, wie der heil. Augustin sich hierüber erklärt. 2. Durch die Erbsünde ist der Wille des Menschen verdorben worden; er neigt sich eher zum Bösen als zum Guten hin; und überdies ist unsere Vernunft zu kurzsichtig, als daß sie immer im Stande wäre, zu erkennen, was zum Heil unserer Seele wahrhaft beförderlich ist, oder nicht. Was kann also billiger seyn, als daß der Mensch seinen Willen

dem Willen Gottes unterwerfe, um nur diesem zu folgen? 3. Nichts geschieht in der Welt, das Gott nicht absichtlich verordnet, oder wenigstens zuläßt. In beyden Fällen dienet uns alles, was immer geschieht, zu einer Gelegenheit, uns Verdienste zu erwerben, wenn wir uns nach den Absichten Gottes dazu bequemen. So gar die Sünde, die Gott zuläßt, weil er uns frey erschaffen hat, ist für den Rechtschaffenen nach dem Willen Gottes ein Mittel zur Tugend; er soll ihre Häßlichkeit betrachten, ihre schrecklichen Folgen überdenken, und sie meiden. 4. Wenn Gott durch unangenehme Vorfälle unsere Sinnlichkeit kränket, so ist es ein Beweis seiner Liebe; unsere Tugend will er prüfen, damit sie dauerhafter und vollkommener werde.

Man muß Gott um die Kenntniß seines Willens bitten.

Da der Mensch nicht immer weiß, aus welchem Geiste er handelt, und die Kenntniß des göttlichen Willens eine erleuchtende Gnade ist, welche unsern Verstand aufkläret, so soll auch der Mensch nach dem Beyspiele des Propheten David diese Gnade von Gott verlangen, und ihn bitten, daß er ihn lehren möchte, seinen Willen zu vollbringen. Ps. 142. Dies wäre unstreitig das schönste Gebeth, weil der Mensch, der es verrichtet, nicht nur, wie bey jedem andern Gebethe Gott um Hilfe bittet, sondern er ergiebt sich ihm ganz, er überläßt sich ihm, und legt ihm alle Begierden und Neigungen seiner Sinnlichkeit als ein Opfer zu Füssen. Was möchte Gott wohl sonst bewogen haben, den heiligen Paulus zu einem Gefäße der Auserwählung zu machen, und ihm den ehrenvollen Auftrag zu geben, seinen Nahmen vor allen Völkern zu predigen als die Bereitwilligkeit, womit er im ersten Augenblicke, in welchem die Gnade in seinem Herzen wirkte, zu ihm rief: Herr, was willst du, daß ich thue? Bis dahin hatte Paulus nur seinem eigenen Willen gefolgt und war irre gegangen. Jetzt wollte er auf dem Wege der Wahrheit und Tugend wandeln,

nicht mehr seinem verführenden Willen wollte er jetzt folgen, sondern blos dem Willen Gottes, und darum bath er Gott, er möchte ihm seinen Willen zu erkennen geben.

Wie Gott den Menschen seinen Willen zu erkennen giebt.

Im allgemeinen giebt uns Gott seinen Willen durch die Gebothe zu erkennen, welche er uns vorschreibt. Als er sie festsetzte, hatte er zur Absicht, daß sie uns zur Richtschnur dienen, und daß wir uns nach Kräften bemühen sollten, denselben gemäß zu leben. Die Gebothe und alle damit verbundenen Pflichten sind daher im Grunde nichts anders, als der Ausdruck des göttlichen Willens. Auf eine ähnliche Art giebt uns Gott seinen Willen auch noch durch die Befehle derjenigen zu erkennen, die uns vorgesetzt sind. Hier auf Erden vertreten sie seine Stelle; sie haben von ihm den Auftrag erhalten, durch ihre Befehle diejenigen zu regieren, welche unter ihnen stehen; ihre Befehle sind daher ein Ausdruck des göttlichen Willens. — Insbesondere aber giebt Gott einem jeden Menschen seinen Willen zu erkennen durch jene innerlichen Einsprechungen seiner Gnade, wodurch er ihn zum Guten reitzt, und welche sich bald wie von Ohngefähr spüren lassen, bald durch den Anblick fremder Beyspiele, durch heilsame Warnungen anderer, oder durch öffentlichen Unterricht veranlaßt werden. Durch gewisse einzelne Vorfälle, die unsere Sinnlichkeit kränken, giebt Gott den Menschen insbesondere auch oft seinen Willen zu erkennen, das ist, er will, daß die Menschen durch diese widrigen Vorfälle aus ihrem Schlummer erwachen, daß sie in ihrem Herzen heilsame Gesinnungen befolgen, und mit Geduld von seiner Hand annehmen, was er ihnen nur aus Liebe, als eine Gelegenheit, Tugend auszuüben, zuschickt.

Die Ergebung in den göttlichen Willen ist die höchste Andacht.

Wenn wir unter dem Worte Andacht jene Gemüthsstimmung verstehen, vermöge welcher der Mensch sich über die Er-

de, gleichsam bis zum Throne Gottes, erschwinget, seinen Geist und sein Herz von allem Irdischen ablöset, und sich in die Betrachtung himmlischer Dinge ganz vertiefet, so ist eine unbedingte Ergebung in den göttlichen Willen die höchste Andacht. Wer haftet weniger am Irdischen, als wer keinen irdischen Willen hat? Wer hat für himmlische Dinge mehr Gefühl, als wer keinen andern, als einen himmlischen Willen hat? Will der Mensch nichts, als was Gott will, so ist er ganz nach dem Sinne Gottes; er steht mit ihm in der höchsten Vereinigung, zu welcher ein Geschöpf mit seinem Schöpfer gelangen kann; er ist von allem Einfluße seiner Leidenschaften frey. Dieses ist aber der vollkommenste Zweck der Andacht; die Ergebung in den göttlichen Willen ist also auch die höchste Andacht.

Trost und Glückseligkeit, welche die Ergebung in den göttlichen Willen mit sich bringt.

Nur derjenige ist wahrhaft glücklich und vergnügt, dem nichts gegen seinen Willen geschieht. Wer aber keinen andern Willen als den Willen Gottes hat, dem kann auch niemahls etwas gegen seinen Willen geschehen, weil in der Welt nichts geschieht, als was Gott will. Die Glückseligkeit, die er genießt, ist also unzerstörbar, Sorgen und Bekümmernisse können sie nicht trüben, weil sie gleichsam außer dem Wirkungskreise der menschlichen Unfälle liegt. Wer es durch die Verleugnung seines Willens einmahl so weit gebracht hat, daß er ganz in dem Willen Gottes ruhet, gleicht einem Manne, der seine Wohnung auf einen über die Oberfläche des Meeres hervorragenden Felsen gebauet hat; er sieht, wie die düstern Wolken sich am Himmel zusammenziehen, wie die brausenden Winde sich erheben, wie die stürmischen Wellen sich ihm entgegenstürzen; aber er bleibt ruhig und furchtlos; denn er weiß, daß die Winde und Wellen, so sehr sie ihm auch zu drohen scheinen, an dem Felsen zerschmettern, ohne ihn erschüttern zu können. Ihm ist es also im Grunde gleichgültig, ob das Meer stille oder in Bewegung sey, weil es gegen

ihn auf dem Felsen, worauf er wohnet, nichts vermag. Ebenso mag auch über den Menschen, der sich ganz in den Willen Gottes ergeben hat, kommen, was es ist, so bleibt er unerschüttert, weil er weiß, daß alles nach dem göttlichen Willen geschieht, und er in diesem Willen ruhet; bey allen Vorfällen spricht er mit dem Propheten ganz getrost zu sich selbst: Den Höchsten hast du gewählt zu deinem Schutze, auf Gott hast du dein Vertrauen, er ist deine Zuversicht; dich kann kein Unfall treffen, keine Noth kann sich deiner Hütte nahen. Ps. 90, 9. 10.

Unsere Ergebung in den göttlichen Willen soll unbedingt und ohne Ausnahme seyn.

So wie die Liebe Gottes sich nicht theilen läßt, und in einem Herzen, das nicht ganz von der Liebe zu Gott entflammt ist, auch keine wahre Liebe zu Gott glühet, eben so darf der Mensch sich nicht mit der Hoffnung trösten, daß er die Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen ausübet, wenn er seinen Willen nicht ganz verleugnet, sondern seiner Sinnlichkeit noch etwas vorbehält. Es giebt gewisse Vorfälle im menschlichen Leben, bey welchen, so sehr sie auch am Anfange bestürzen, man sich doch zuletzt fassen, und in den Willen Gottes ergeben kann. Aber es giebt auch andere Fälle, in welche man sich durchaus nicht schicken zu können glaubt, und gewöhnlich sind dieses solche, welche entweder unsere Eigenliebe, unsere Ehrsucht demüthigen, oder eine unserer Lieblingsneigungen kränken. Die Vorurtheile, welche mit unserer Eigenliebe, oder mit einer unserer Lieblingsneigungen in Verbindung stehen, sind gewöhnlich schon so tief in unser Gemüth eingedrungen, daß wir sie nur mit der größten Mühe und dem aufrichtigsten Forschen gewahr werden können. Man hält daher nichts für billiger, als daß man doch wenigstens etwas für sich behalte, wenn man sonst alles für Gott aufopfert. Wer glaubt nicht, wenn er durch Verleumdungen gekränkt worden ist, mit allem Rechte seinen Mismuth

und seinen innern Gram wenigstens in Klagen ausschütten, und gegen seine Feinde eine heimliche Abneigung in seinem Herzen nähren zu dürfen? Scheint uns etwas billiger zu seyn, als dem Undankbaren die Fortsetzung unserer Gutthaten zu versagen, auch wenn er derselben bedarf? Wird die trostlose Mutter, welcher der unerbittliche Tod ihren einzigen Sohn in der Blüthe seiner Jahre raubte, sich nicht bitterer Klagen über den harten Schlag, der sie traf, und mitunter auch heimlicher Vorwürfe gegen die Vorsehung Gottes berechtiget glauben? Daß aber Gott an solch einem getheilten Opfer kein großes Wohlgefallen haben könne, wird leicht begreiflich werden, wenn man bedenkt, daß Jesus, unser Vorbild und Muster, sich seinem himmlischen Vater ganz und ohne Ausnahme opferte, und sein Opfer durch den Tod am Kreuze bekräftigte.

Je vollkommener unsere Ergebung ist, um so weniger schmerzlich sind unsere Leiden.

So viel wissen wir aus Erfahrung, daß, wenn derjenige, der leidet, von dem Gegenstande, der ihm seine Leiden verursacht, seine Gedanken abwenden, und sich zerstreuen kann, er den Schmerzen auch nicht mehr empfindet. Eben dieses thut der fromme Christ, der an dem Gegenstande seiner Leiden die Hand Gottes erkennt, die ihn prüfet. Nicht der Schmerz, den er erduldet, beschäftiget alsdann seinen Geist, sondern der Gedanke, daß er eine Prüfung ausstehet, aus welcher er Verdienste für das ewige Leben sammeln soll. Dieser Gedanke giebt ihm Muth, er verliert den Gegenstand seiner Leiden aus den Augen, und er lebt wieder auf. Hierzu kömmt noch, und dies ist auch das Wichtigste, daß der Christ, der sich in den Willen Gottes ergiebt, durch eine besondere Gnade gestärkt wird, ohne welche es seiner schwachen Natur nicht möglich wäre, seinen Geist von dem Gegenstande seiner Leiden so abzuwenden, daß er sie nicht mehr empfindet. Und in dieser Gnade finden wir die Ursache, warum die Ungläubigen, welche wohl auch wissen,

daß die menschlichen Leiden nicht schmerzen, wenn man seinen Geist davon abwendet, mit diesem Grundsatze so wenig ausrichten, und sobald den Muth wieder sinken lassen, da doch unsere Heiligen unter dem Drucke weit härterer Leiden sich immer aufrecht erhielten, und den grausamsten Peinigungen trotzten. Die Heiligen waren durch eine unsichtbare Gnade Gottes gestärkt, die Ungläubigen sind dieses aber nicht.

Wie billig es sey, daß man seinen eigenen Willen verleugne, und sich in den Willen Gottes ergebe.

Betrachten wir uns als Geschöpfe Gottes, als Wesen, welche von dem Urheber aller Dinge abhängen, und bedenken wir, daß wir alles, was wir sind, von ihm empfangen haben, was kann dann wohl billiger seyn, als daß wir ihm durch ein freywilliges Opfer unserer selbst, und so gar unseres Willens uns gleichsam wieder zurückgeben? Gott gab uns zwar die Freyheit, und überließ es uns, sie nach unserm Gutdünken zu gebrauchen. Aber über seinen Wunsch, daß wir sie nur zum Guten gebrauchen sollen, ließ er uns keinen Zweifel übrig: denn dafern wir hierin nicht nach seinen heiligen Absichten handeln, haben wir nicht nur keine Ansprüche auf die ewige Seligkeit, sondern in ewigen Flammen werden wir den Misbrauch unserer Freyheit abbüßen müssen. Da wir also nichts zu hoffen, und alles zu fürchten haben, wenn wir nach unserm eigenen Sinne leben, und nur unserm Willen folgen, so ergiebt es sich von selbst, wie billig und vernünftig es sey, daß der Christ seinem eigenen Willen entsage, um nur den Willen Gottes zu vollbringen, und daß er öfter in Betrachtung ziehe, daß, wenn er auch in einigen Stücken gegen seine Sinnlichkeit nachsichtig ist, und seinem verdorbenen Willen folget, im allgemeinen der Wille Gottes dennoch erfüllt werde: geschieht es nicht, in so fern er die Unterwürfigkeit und den Tugendeifer der Menschen belohnt, so geschieht es, in so weit er ihren Eigensinn und ihre Widerspänstigkeit bestraft. Denn, wie der heilige Gregorius sagt,

auf eine ganz wunderbare Art geschieht es, daß auch das, was gegen den Willen Gottes strebt, dem Willen Gottes doch in so fern nicht ganz zuwider ist, weil er eben auch will, daß ein jeder seinen Widerstand büße.

Wie der Christ in der Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen sich üben kann.

Wir würden uns sehr irren, wenn wir glauben wollten, daß die Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen eine Tugend sey, welche man nur bey ganz besondern Vorfällen in seinem Herzen erwecken und ausüben dürfe. Ist ein Unglück einmahl geschehen, und ist durchaus keine Hoffnung mehr, es wieder gut machen zu können, so bedarf es eben keines großen Heldenmuthes sich zu fassen und sich zu einem Unglücke zu bequemen, welches man doch nicht ändern kann. Die edle Tugend der Ergebung kann aber zu allen Zeiten ausgeübt werden, auch in jenen Augenblicken, in welchen uns nichts gegen unsern eigenen Willen geschieht. Man kann schon mit Ergebung dem Unglücksfalle zuvorkommen, und alsdann ist die Ergebung auch am vollkommensten. Wer befindet sich wohl nicht in einer solchen Lage, daß ihm Verschiedenes widerfahren könnte? Wer hat nicht irgend etwas, woran sein Herz besonders hängt? — Man stelle sich nun unter der zahllosen Menge von verschiedenen Unfällen eben die vor, welche über uns kommen könnten; man wähle eben jene, welche uns am meisten kränken würden, und denke bey sich selbst, wie uns zu Muthe seyn müßte, wenn sie wirklich geschehen würden; wenn man uns auf einmahl aller Güter, des Hauses, des Hofes, der Kinder beraubte, um uns in einen Zustand der äußersten Dürftigkeit zu versetzen. Wäre dieses mitten im Glücke nicht eine schöne Gelegenheit, die Tugend der Ergebung zu üben, und sein Herz so zu stimmen, daß wir mit gleicher Gemüthsruhe wie Job ausrufen könnten: „Wenn wir von der Hand Gottes das „Glück empfangen haben, warum sollten wir nicht auch das

„Unglück von ihm annehmen. . . Er hat es uns ja gegeben, und er hat es wieder genommen. „Sein Nahme sey also gesegnet.“ — Unstreitig wäre es eine sehr nützliche Uebung, wenn man keinen Tag vorübergehen ließe, ohne sich dergleichen Vorstellungen zu machen. Und will man seine schwache Natur eben nicht einer solchen Prüfung aussetzen, unter welcher sie vielleicht erliegen würde, wie es wohl geschehen könnte, wenn man sich ganz in Jobs Lage hineindenken wollte, so stelle man sich tausend andere Kränkungen vor, die uns begegnen könnten, besonders Kränkungen der Eigenliebe, und man wird Gelegenheiten im Ueberfluße finden, die Tugend der Ergebung ausüben, und täglich mit dem Propheten sprechen zu können: Gott! mein Herz ist bereit, es ist bereit. Ps. 58.

Ersatzpflicht, Siehe Diebstahl.

Erziehung der Kinder.

Unter dem Worte Erziehung verstehen wir überhaupt alle Pflichten, welche die Aeltern gegen ihre Kinder zu erfüllen haben, sowohl in Absicht auf ihr zeitliches als auf ihr ewiges Wohl. Die Erziehung der Kinder ist also, wie es sich hieraus leicht abnehmen läßt, einer der wichtigsten Punkte, welche auf den Kanzeln abgehandelt werden können; denn von der Erziehung, welche der Mensch in seiner Jugend empfangen hat, hängt gewöhnlich sein ganzes übriges Leben ab. Würden sich alle Aeltern mit einander verbinden, um ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, so würden Sittenlosigkeit und Unglaube gar bald aus der Welt verbannt seyn. Nichts ist daher nützlicher, als den Aeltern ihre Pflichten in Absicht auf die Erziehung ihrer Kinder recht oft, und mit allem Nachdruck an das Herz zu legen.

Erster Entwurf.

Ueber die Pflicht der Erziehung überhaupt.

Ein Blick auf den Menschen im Augenblicke, wo er auf

der Welt erscheint, und auf die Jahre, welche er durchlebt, überzeugen uns ohne alle andere Beweise, daß die Aeltern eine höhere Bestimmung haben, als blos die Urheber des Daseyns ihrer Kinder zu seyn, und daß diese höhere Bestimmung darin bestehe, die Kinder nach den Absichten des Schöpfers zu dem zu bilden, was sie seyn sollen, nähmlich zu rechtschaffenen und tugendhaften Menschen. Diese Pflicht ist heilig, nicht nur, weil ihr Gegenstand heilig ist, sondern weil die Folgen, welche die Nichterfüllung nach sich zieht, von der größten Wichtigkeit sind. Um nun die Aufmerksamkeit der Aeltern in Absicht auf die Erziehung ihrer Kinder anzuregen, wollen wir ihnen beweisen,

1 worauf diese heilige Pflicht sich gründet, und
2 wie sie erfüllt werden soll.

Im zarten Alter ist bey dem Menschen noch nichts ausgebildet; gleichwie sein Körper nicht ausgewachsen ist, eben so ist auch sein Geist noch in der Kindheit; das Kind hat nur Anlagen und Fähigkeiten, welche sowohl zum Guten als zum Bösen gelenkt werden können. Ihre Entwickelung und Ausbildung kann also nicht dem Ohngefähr überlassen werden, besonders wenn wir bedenken, daß alle Menschen mit sich auf die Welt bringen

a einen unseligen Hang zum Bösen, dessen schädliche Wirkungen schon im zartesten Alter sich spüren lassen. Bleibt der Mensch sich selbst überlassen, so folgt er blindlings diesem Hange, und sein Herz wird verderbt. Durch die Bemühungen der Aeltern muß also dieser Hang zum Bösen in seinem Wachsthume gehindert, die Anlagen zum Guten müssen rege gemacht und ausgebildet werden, damit der Hang zum Bösen dadurch bezähmet und endlich ganz vertilgt werde.

b Die Wichtigkeit der ersten Eindrücke sind ein anderer Grund, welcher die Erziehung nothwendig macht. Die Erfahrung lehrt uns, daß jene Eindrücke die tiefsten sind, welche das menschliche Herz zuerst empfangen hat, und daß

diese sich auch am schwersten wieder erlöschen lassen. Es ist daher auch so äußerst wichtig, daß der Saame der Tugend schon frühzeitig in die zarten Herzen gelegt werde.

c Die Schwierigkeit wieder gut zu machen, was bey einer verwahrlosten Erziehung verdorben worden ist, gehört auch zu den Gründen, worauf die Erziehungspflicht beruhet. So lange der Mensch jung ist, läßt er sich gleich einem jungen Baume biegen und lenken; sind aber die ersten Jahre vorüber, so sind schon Gewohnheiten vorhanden, die sich eben so schwer, als die Spuren festgelegter Falten tilgen lassen.

Ueber die Nothwendigkeit, die Kinder zu ziehen und sie frühzeitig zur Tugend zu bilden, ist wohl kein Zweifel mehr, und so albern schon über den Zeitpunkt, wo die Erziehung beginnen soll, geschrieben worden ist, so hat es doch noch Niemand gewagt, diese Pflicht gänzlich wegzuleugnen. Alles kömmt daher auf die Mittel an, wie diese Pflicht zur Erfüllung zu bringen ist. Die vorzüglichsten dieser Mittel sind:

a Nützliche Lehren, welche die Aeltern nach Erforderniß der Umstände ihren Kindern ertheilen sollen. Schon in den zartesten Jahren sollen sie ihnen beygebracht werden; denn es ist nicht nothwendig, daß ihre Vernunft ganz entwickelt sey, um schon alles gänzlich und vollkommen zu fassen: denn wenn sie auch noch nicht im Stande sind, diese nützlichen Lehren gleich in Ausübung zu bringen, so werden sie doch dadurch zum Guten vorbereitet. Der Saame muß eine gewisse Zeit in der Erde keimen, bevor die Pflanze zum Vorschein kömmt, und Früchte bringt.

b Gute Beyspiele. Ueberhaupt glaubt man eher den Werken als den Worten, und dies ist besonders bey Kindern der Fall, welche wenig denken und überlegen, und überdies einen ganz besondern Trieb zur Nachahmung haben.

c Eine genaue Aufsicht. Die ersten Eindrücke, welche nützliche Lehren und gute Beyspiele in den zarten Herzen

veranlaßt haben, würden aber gar bald wieder verschwinden, wenn den Kindern ein freyer Umgang mit Jedermann, und der Besuch böser Gesellschaften gestattet würde.

Zweyter Entwurf.
Ueber dieselbe Materie.

Kaum hat der Mensch seine Augen dem Lichte geöffnet, so erinnert die Natur die Urheber seines Daseyns, daß das Kind, welches sie zur Welt gebracht haben, ihrer Obsorge und Wartung von dem Schöpfer anvertraut ist. Gewisse unsichtbare Bande knüpfen sie an das Kind, in welchem sie gleichsam fortleben, und in diesen Banden liegt die Pflicht, es zu erziehen. — Unter einem noch edlern Gesichtspunkte legt die Religion den Aeltern das Kind dar, welches das Tageslicht erblickt hat. Ihr Beruf ist, es so zu bilden, daß es durch seinen tugendhaften Wandel in den Stand gesetzt werde, dereinst an jener Glückseligkeit Antheil zu nehmen, wozu wir eigentlich alle erschaffen sind. Die Erziehungspflicht gründet sich also

1 auf die Natur, und

2 auf die Religion.

Es lag in den Planen der Schöpfung in Absicht auf die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, daß die Aeltern durch ein heiliges Band an ihre Kinder geknüpft würden, und dieses Band ist die Liebe, welche die Herzen der Aeltern zu ihren Kindern empfinden.

a Diese Liebe fordert die Aeltern auf, um das Wohl ihrer Kinder besorgt zu seyn, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, und sie zu verpflegen, bis sie keiner Hilfe mehr bedürfen.

b Der Gedanke: daß wir in dem Kinde, welches wir zur Welt gebracht haben, fortleben, ist eben auch eine kräftige Erinnerung an die Pflicht, das Kind durch eine weise Erziehung so zu bilden, daß es dereinst im Stande sey, seine Aeltern auf eine würdige Art vorzustellen.

Doch diese Gründe, welche in der Natur liegen, sollen den

christlichen Aeltern nicht hinreichend seyn, weil sie an sich nicht erhaben genug sind, und ihnen die heiligen Pflichten, welche sie gegen ihre Kinder zu erfüllen haben, nicht unter ihrem eigentlichen Gesichtspunkte und in ihrem wahren Umfange zeigen. Die Gründe der Religion sind es, die sie vorzüglich zu einer guten Erziehung ihrer Kinder auffordern müßen; diese sind weit erhabener als alle Gründe der Natur. Und die vorzüglichsten bestehen darin:

a daß die Liebe, welche die Herzen der Aeltern empfinden, sich nicht so viel auf ihren Körper, als auf ihre Seele beziehen soll. Sie sollen daher ihre Kinder nach ihrer körperlichen Geburt gleichsam auf eine zweyte Art gebären; nähmlich der Seele nach, in dem Sinne der Worte, welche Paulus an die Galater schrieb: O meine Kinder, die ich von neuem gebäre, bis Christus, der christliche Sinn, in euch ausgebildet ist. 4, 19.

b Daß die Kinder eigentlich kein Eigenthum der Aeltern, sondern vielmehr ein Gut sind, welches Gott ihnen anvertraute, um darüber nach seinen weisen Absichten zu verfügen, wie der heilige Chrysostomus es erkläret. Dieses Gut fordert Gott von den Aeltern wieder zurück, und zieht sie über die Verwaltung desselben zur Verantwortung.

Dritter Entwurf.

Ueber die Beschaffenheit der Erziehungspflicht.

Erhaben und ehrenvoll ist die Bestimmung der Aeltern. Sie sind in den Händen des Schöpfers die Werkzeuge, deren er sich bedient, ihre Kinder zu dem hohen Zwecke zu führen, zu welchem alle Menschen erschaffen worden sind, und welcher in dem Genusse jener ewigen Glückseligkeit besteht, die Gott uns als einen Lohn der Tugend und eines christlichen Wandels darbiethet. Was die Aeltern als rechtschaffene Christen sind, das sollen auch ihre Kinder dereinst seyn, und von ihnen sollen sie dazu gebildet werden. In diesem erhabenen Berufe der Aeltern finden wir zugleich

1 die Beschaffenheit der Erziehungspflicht, und
2 die Mittel diese Pflicht in Erfüllung zu bringen.

Die Pflichten, welche die Aeltern gegen ihre Kinder zu erfüllen haben, zeigen sich unter verschiedenen Gesichtspunkten, aber unter allen sind sie gleich wichtig und heilig.

a In Absicht auf das zeitliche Wohl der Kinder. — Wird die Erziehung eines Kindes verwahrlost, so wird sein Herz verwildert; in den Jugendjahren folget es blindlings den bösen Trieben, welche in ihm rege werden; seine Leidenschaften gewinnen Kräfte; böse Gewohnheiten fassen Wurzeln, und wenn die Mannesjahre heranrücken, so ist der verwahrloste Jüngling zu allem, außer zum Laster, unfähig; er ist zu jedem Stande untauglich, und hat sich den Weg zu allem irdischen Glück versperrt. —

In Absicht auf ihr ewiges Wohl. — Wer hier auf dieser Welt ein Taugenichts, ein verdorbener und gottloser Mensch ist, der ist eben sowohl der ewigen, so wie der zeitlichen Glückseligkeit unfähig. Die Pflichten der Religion kennt er nicht, weil er sie nicht kennen gelernt hat; und wären sie ihm auch bekannt, so würde er sie verabscheuen, weil sie seinen Leidenschaften zuwider sind; sein Herz hat für die Wahrheiten der Religion kein Gefühl, er will von der Abtödtung, von der Buße und von der Bekehrung nichts wissen, und so lebt und stirbt er in der Unbußfertigkeit dahin. —

c In Absicht auf das Wohl des Staats. So lang wir Menschen hier auf dieser Erde sind, ist es gewöhnlich unser Beruf, in Gesellschaft unter einander zu leben. Eine Gesellschaft kann nicht bestehen, wenn sie nicht durch Gesetze regiert wird, welchen Tugend und Rechtschaffenheit zum Grunde liegen. Wie wird aber ein Mensch, der durch eine christliche Erziehung nicht in den gehörigen Schranken gehalten worden ist, in den Schranken bleiben, welche die Gesetze des Staats ihm vorschreiben?

Wie kann aber die Erziehungspflicht, welche unter so vie-

len Rückſichten wichtig und heilig iſt, auf die beſte Art in Erfüllung gebracht werden? — Zu dieſem Entzwecke giebt es vorzüglich drey Mittel, welche folgende ſind:

a der Schulunterricht. Verſtand und Herz müſſen ſchon frühzeitig zum Guten gebildet werden. Dies iſt eine Erfahrungswahrheit, welche kein vernünftiger Menſch leugnen wird. Aber die Aeltern haben dazu nicht immer die Zeit und die erforderlichen Kenntniſſe. Aus dieſer Urſache ſind die öffentlichen Schulen errichtet worden, damit den Kindern in denſelben der erſte Unterricht ertheilt werde. —

b Der Kirchenunterricht. Was die Sittlichkeit und die Kenntniß der Religionspflichten anbelangt, ſo wird in den Schulen nur der erſte Grund dazu gelegt. Dieſer Unterricht wird aber in den Kirchen ergänzt und vollendet. Die Lehren, welche in den Kirchen ertheilt werden, ſind ganz beſonders dazu geeignet, den Menſchen ihre Pflichten zu erklären, und ihnen die Beweggründe, ſie zu erfüllen, mit einem wirkſamen Nachdrucke ans Herz zu legen. —

c Der häusliche Unterricht. Dieſer beſteht vorzüglich in den guten Beyſpielen, welche die Aeltern ihren Kindern geben ſollen. Da ſie die Kinder, beſonders in der erſten Jugend, beynahe beſtändig um ſich haben, und ſehr viel von den erſten Eindrücken abhängt, welche in den zarten Herzen veranlaßt werden, ſo müſſen die Aeltern ihren Wandel den Kindern, welche ſie beſtändig ſehen, wie einen Spiegel darſtellen, in welchem die Kleinen ſehen können, wie auch ſie leben, und dereinſt werden ſollen. — Die Erziehungspflicht der Aeltern beſteht darin, pünktlich darauf zu achten, daß dieſer dreyfache Unterricht ihren Kindern gehörig ertheilt werde.

Vierter Entwurf.

Ueber die Folgen der guten Erziehung.

Eine gute Erziehung iſt das größte Geſchenk, das die Ael-

tern ihren Kindern geben können; sie ist von einem weit grösfern Werthe als die größten Güter, weil die Reichthümer den Werth des Menschen nicht erhöhen, sondern, wenn sie nur das einzige Erbtheil sind, das ist, wenn sie von einer guten Erziehung nicht begleitet werden, so sind sie dem Menschen vielmehr noch zum Untergang in dieser und in jener Welt. Damit die Aeltern die Gutthat einer guten Erziehung nach ihrem Werthe schätzen lernen, und bewogen werden möchten, den erforderlichen Fleiß darauf zu wenden, daß ihre Kinder gehörig erzogen werden, wollen wir heute überdenken, welche Folgen eine gute Erziehung hat

1 für die Kinder, welche sie empfangen, und

2 für die Aeltern, welche sie geben.

Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß der Mensch das ist, wozu er durch die Erziehung gebildet worden ist. Denkt er christlich und rechtschaffen; vertritt er sein Amt mit Eifer und mit den erforderlichen Kenntnissen; ist er thätig und Arbeitsam bey seinem Gewerbe, so hat er es meistens der Erziehung zu danken. Wollen wir wissen, wie die Erziehung alles dies bewirken kann, so müssen wir bis auf die ersten Folgen zurückgehen, welche die Erziehung bey den Kindern hervorzubringen pflegt. Die vorzüglichsten sind folgende:

a Die Jugend wird durch eine wachsame Erziehung gegen die schädlichen Wirkungen der herrschenden Sittenlosigkeit gesichert. Vor Zeiten war das Verderbniß der Sitten nicht so allgemein, wie in unsern Tagen; das Gift der Verführung schleicht allenthalben umher, und steckt die verwahrloste Jugend an. Eine wachsame Erziehung ist das einzige Mittel dessen Verwüstungen zu steuern.

b Bey der Schwachheit unserer Natur, und bey unserm verdorbenen Willen ist es uns äußerst schwer, die Tugend auszuüben, und jemehr der sich selbst überlassene Mensch an Jahren zunimmt, desto größere Hindernisse setzt die Sinnlichkeit seinem Tugendeifer entgegen. Diesen Hindernissen kömmt eine gute Erziehung zuvor, sie legt in das zarte

Herz den Samen der Tugend, und durch die fleißige Wartung dieses guten Samens wird der Same des Lasters erstickt.

c Hätte der Mensch von der Natur noch so schöne Anlagen und Fähigkeiten erlangt, so würde er doch niemahls zu einer Stelle oder zu einem Gewerbe tüchtig werden, wenn nicht seine Anlagen und Fähigkeiten durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet würden. Sie allein machet den Menschen fähig, den Stand, zu welchem er von Gott berufen worden ist, auf die erforderliche Art anzutreten, und die Pflichten, welche er mit sich bringt, zu erfüllen.

Nicht weniger wichtig sind für die Aeltern selbst, die Folgen der guten Erziehung, welche sie ihren Kindern geben. Können sie sich das unbestochene Zeugniß geben, daß sie hierin ihre Pflichten, als gute Aeltern, erfüllt haben, so werden sie

a den süßesten Trost hier auf Erden genießen, dessen ihr Herz fähig ist. Was kann dem Menschen eine reinere Zufriedenheit bringen als das Bewußtseyn, den Zweck seines Daseyns erreicht, und seine Standespflichten erfüllt zu haben. Der Beruf der Aeltern ist, ihre Kinder christlich zu erziehen: haben sie diesen Beruf getreu erfüllt, so bleibt ihrem Herzen hier auf Erden nichts mehr zu wünschen übrig.

b Auch ein ruhiges Gewissen bringt das Bewußtseyn, die Pflichten eines guten Vaters und einer guten Mutter erfüllt zu haben, mit sich. Wenn die Kinder nur ein den Aeltern von Gott anvertrautes Gut sind, für deren Ausbildung sie gewissenhaft sorgen sollen, so wird einst auch Gott dasselbe wieder von ihnen fordern, und sie zu einer strengen Verantwortung darüber ziehen. Dieser Sorgen sind aber die Aeltern überhoben, welche ihre Kinder gut erzogen haben.

c Auch große Verdienste bey Gott ernten die Aeltern ein, welche ihre Kinder christlich erziehen. Gott wünscht nichts sehnlicher, als daß alle Menschen zur ewigen

Glückseligkeit gelangen. Durch nichts kann an der Beförderung dieses Wunsches zweckmäßiger gearbeitet werden, als durch die Erziehung, welche der Jugend ertheilt wird. Und weil Gott kein gutes Werk unbelohnt läßt, so haben auch die Aeltern, welche ihre Pflichten gegen ihre Kinder genau erfüllt haben, die gültigsten Ansprüche auf Belohnung.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Folgen einer vernachläßigten Erziehung.

Der heilige Bernardus trägt kein Bedenken jene pflichtvergessenen Aeltern, welche die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigen, Mörder ihrer Kinder zu nennen. So hart auch diese Benennung klingt, so ist sie doch im Sinne des heiligen Vaters vollkommen wahr; denn die Aeltern, welche ihren Kindern nur das Leben, und keine Erziehung geben, sind Ursache, wenn diese, in ihren Händen verwilderten Kinder, unfähig werden, einst nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn, wenn sie ihr Leben im Müßiggange zubringen, ihr Vermögen am Spieltische verschleudern, und in Ausschweifungen aller Art alle Gefühle für Tugend und Religion verlieren. Solche Auswürflinge der Menschheit sind für diese und für die andere Welt todte Glieder. O daß doch alle nachläßigen Aeltern die schreckenvollen Folgen überdenken möchten, welche ihre Pflichtvergessenheit nach sich zieht. Wir wollen sie hier in gedrängter Kürze zusammenziehen, und ihnen faßlich darstellen,

1 welche Folgen eine verwahrloste Erziehung für die Zeit des irdischen Lebens, und dann

2 welche Folgen sie jenseit des Grabes für die Ewigkeit nach sich zieht.

So freygebig auch die Natur einen Menschen mit Anlagen, mit Talenten und Geistes-Fähigkeiten beschenkt, so sind doch diese edlen Gaben für ihn verloren, wenn sie nicht durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet werden. Sie gleichen einem Schatze, der im Herzen vergraben liegt, und darum ganz un-

nütz ist. Empfängt also der Mensch keine Erziehung, so wird er

a ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft. Er ist unfähig in derselben ein Amt zu bekleiden, oder eine Stelle zu vertreten. Erschwingt sich seine Ehrsucht durch Ränke und dergleichen unrechtmäßigen Mittel zu einer Stelle, so wird das Wohl seiner Mitbürger ein Opfer seiner Unwissenheit und seiner Habsucht. Treibt er einen Handel oder ein Gewerbe, so sind List und Betrug seine Hilfsmittel. Die Redlichkeit ist in seinen Augen nur ein eitler Nahme, und wenn er sich auch den Schein derselben giebt, so hat er keine andere Absicht, als die Unbehutsamen desto leichter zu verführen, um nicht öffentlich gebrandmarkt zu werden.

b Weil aber alles dies nicht unbekannt bleiben kann, und alle Folgen über kurz oder lang von selbst an den Tag kommen, so stehen solche erziehungslose Menschen in einer allgemeinen Verachtung; man verabscheuet ihr Betragen, und man hütet sich sorgfältig mit ihnen Umgang zu haben. Auf den Verlust der Ehre folgt gewöhnlich auch noch der Verlust des Vermögens, wenn die menschliche Klugheit ihrer Habsucht nicht die Mittel eingegeben hat, sich dagegen zu sichern.

Noch weit bedenklicher sind die Folgen für die Ewigkeit. — Wir Menschen sind hier auf der Welt nur im Vorübergehen; Gott hat uns auf dieselbe gesetzt, daß wir hier, wie Pilgrimme, auf den Wegen wandeln, welche uns zu unserm wahren Bestimmungsorte führen, das jenseit des Grabes liegt. Aber die Wege des Heils werden von einer Menge Irrwege durchkreuzt, die zum Untergange leiten.

a Wie wird aber der Mensch die Wege des Heils von der zahllosen Menge der Irrwege zu unterscheiden wissen, wenn sie ihm durch eine christliche Erziehung nicht gezeigt werden? Unsere sich selbst überlassene Vernunft geht zu gerne irre. Die Wege des Heils sind eng, schwer und höckericht; jene

des Untergangs hingegen sind breit, leicht und sehr betreten. Wird der Mensch, der nicht geleitet wird, den letztern nicht den Vorzug geben, da er ohnehin auf dieselben von seinem Hange zum Bösen hingezogen wird? — Unwissenheit des Geistes: erste nachtheilige Folge für die Seele bey einer verwahrlosten Erziehung.

b Das Herz des Menschen gleicht unter vielen Rücksichten einem Acker, der Gewächse aller Art, gute und böse, hervorbringen kann. Wird er angebaut, und mit gutem Samen besäet, so darf man eine gute Aernte hoffen. Wird er aber verwahrlost, so wächst auf demselben nur Unkraut. Die Anwendung dieses Bildes zeigt sich von selbst. — Eine gänzliche Verdorbenheit des Herzens ist die zweyte nachtheilige Folge einer vernachläßigten Erziehung.

Sechster Entwurf.

Von der Pflicht der Aeltern, über die Jugendjahre ihrer Kinder sorgfältig zu wachen.

So lange der Mensch jung ist, hat er weder Einsichten noch Erfahrung; er ist nicht im Stande, das, was ihm nützlich ist, von dem zu unterscheiden, was ihm schädlich seyn könnte. Von allem urtheilt er nur nach dem äußern Scheine, und glaubt, daß alles so sey, wie es ihm vorkömmt. Da also die Gefahren der Welt hinter täuschenden Anlockungen verborgen sind, und besonders auf die zarten Herzen mit einer verführenden Zauberkraft wirken, so vermuthet die unbehutsame Jugend oft eben dort am wenigsten Verdächtiges, wo am meisten Fallstricke liegen. Diese Unerfahrenheit der Jugend, und die Leichtigkeit, mit welcher sie verführt werden kann, macht es allen Aeltern zur größten Pflicht, die Jugendjahre ihrer Kinder genau zu bewachen,

1 damit sie unter ihren Augen die Tugend und die Wege des Heils kennen lernen, und

2 damit sie gegen alle Gefahren der Verführung geschützt werden.

Die Gesetze der Natur fordern und bringen mit sich, daß

die Aeltern, nachdem sie in ihrem irdischen Laufe ihr Ziel erreicht haben, in den Staub wieder zurückkehren, aus welchem sie hervorgegangen sind, und daß sie dann durch ihre Kinder ersetzt werden. Da sie also die Kinder auf der Welt zurücklassen, damit diese an ihre Stelle treten sollen, so müssen sie dieselben auch durch eine wachsame Erziehung während ihrer Jugendjahre so bilden, daß sie von ihnen auf eine würdige Art vorgestellt werden. Die vorzüglichsten Mittel hierzu sind:

a Der ihnen frühzeitig ertheilte Unterricht, in welchem sie über ihre Pflichten, und die Art, sie zu erfüllen, belehrt werden. Die Gelegenheiten ermangeln den Aeltern nicht, die ein wachsames Auge auf ihre Kinder haben, ihnen zu zeigen, was gut ist, ihnen Liebe zur Tugend einzuflößen, ihre Neigungen zu beobachten, und so zu lenken, daß sie sich zur Tugend hinwenden.

b Nützliche Warnungen gegen die vielfältigen Gefahren, welche sie überall umgeben. Diese Warnungen sollen vorzüglich dahin zielen, durch begreifliche Beweise der Jugend ihre Unerfahrenheit und ihre Unbehutsamkeit faßlich zu machen. Beyspiele, die täglich unter unsern Augen vorfallen, können in dieser Absicht mit gutem Erfolge gebraucht werden.

c Der tugendhafte Wandel, mit welchem sie ihnen vorgehen. Wenn die Aeltern ihre Kinder beständig um sich haben, und wenn diese an ihnen nichts als Gutes und Erbauliches sehen, so werden sich ihre zarten Herzen leicht entschließen, den Weg der Tugend zu betreten. Die guten Beyspiele der Aeltern sind bey der Erziehung das wirksamste Mittel.

Vergebens würden die Aeltern in die Herzen ihrer Kinder nützliche Lehren einzuprägen suchen, wenn sie nicht zuerst besorgt wären, dieselben von aller Gefahr zu entfernen; denn die Erziehung kann den beßten Unterricht, welcher die Frucht vieler Jahre war, in einer kurzen Zeit vernichten. — Die vorzüglichsten Gefahren sind:

a Der Umgang mit Menschen, deren Grundsätze und Sitten verdächtig sind. — Der Mensch bildet sich, wie es die tägliche Erfahrung lehrt, gewöhnlich nach der Denk- und Handlungsart derjenigen, mit welchen er Umgang hat. Wenn dieses schon im Allgemeinen wahr ist, so ist es noch ganz vorzüglich für die Jugend wahr, welche alle Eindrücke leicht annimmt, besonders aber jene, die ihre Verführung befördern.

b Der Besuch jener Orte, wo öffentliche Belustigungen gehalten werden. — Der Hang nach Lustbarkeiten, der bey der Jugend gewöhnlich sehr groß ist, und der Zauber, welchen alle Lustbarkeiten begleiten, sind so wirksame Verführungsmittel, daß man Jünglingen und Mädchen den Besuch jener Lustorte äußerst selten, oder gar nicht erlauben soll; und daß, wenn sie sich wirklich bey solchen öffentlichen Belustigungen befinden, man sie mit geschärfter Wachsamkeit stets beobachten muß.

c Das Lesen gefährlicher Bücher, in welchen das Gift der Verführung unter den Blumen einer schönen Schreibart, oder unter dem Zauber einer reitzenden Erzählung verborgen liegt. — Die Verwüstungen, welche sittenlose Bücher unter der Jugend anrichten, sind nicht zu berechnen, und die Aeltern können unmöglich, die Unschuld ihrer Kinder vor dem Falle bewahren, wenn sie ihnen das Lesen gefährlicher Bücher gestatten.

Siebenter Entwurf.

Ueber die Hindernisse zu einer guten Erziehung.

So schädlich auch der Einfluß ist, den die verschiedenen Gefahren der Welt, und die vielfältigen Fallstricke, welche sie der unbehutsamen Jugend legt, auf ihre Erziehung haben, so sind doch jene Hinderniße die größten, welche die Aeltern, denen das Erziehungsgeschäft anvertraut ist, selbst demselben entgegenstellen. Und die Ursache davon ist, weil die mei-

sten Aeltern ihr Betragen gegen ihre Kinder niemahls prüfen, weil sie leichtsinnig nach ihren Einsichten, oder vielmehr nach ihren Leidenschaften handeln, und niemahls darüber nachdenken, ob die Schuld nicht vielleicht an ihnen selbst liegt, wenn ihre Kinder so wenig empfänglich für das Gute, und zum Bösen so geneigt sind. Diese Hinderniſſe bestehen nun vorzüglich

1 in der blinden Liebe, welche die Aeltern zu ihren Kindern haben,

2 in den falschen Grundsätzen, welche die Kinder durch die Nachläßigkeit ihrer Aeltern annehmen.

Wenn man auch noch so wenig Kenntniß des menschlichen Herzens besitzt, so weiß man doch, wie sehr die Eigenliebe den Menschen in Ansehung seiner selbst blendet. Aber noch weit mehr blendet sie die Aeltern in Ansehung ihrer Kinder, weil sie die Kinder weit mehr als sich selbst lieben. Diese heftige Liebe ist dann oft Ursache,

a daß sie ihre Kinder für besser halten, als sie sind. Sie eignen ihnen große Fähigkeiten und Talente zu, die sie kaum mittelmäßig, und oft gar nicht besitzen; auf ihre Tugend bauen sie so fest, daß sie dieselben des Lasters gar nicht fähig glauben, selbst wenn ihnen die Beweise des Gegentheils in die Augen fallen würden.

b Ein jeder Mensch hat seine Fehler, sagt ein allgemeines Sprichwort. Nur an ihren Kindern wollen die Aeltern keine Fehler sehen. Und wenn sie auch hie oder da etwas gewahr werden, das sie tadeln müßen, so wissen sie es auf einer andern Seite wieder so zu beschönigen, daß das Tadelhafte vor ihren Augen schnell verschwindet,

c Sind die Kinder strafwürdig, wird aber durch ihre Vergehungen der Zorn der Aeltern eben nicht gereitzt, so werden ihre Vergehungen auch nicht geahndet; weil die blinde Liebe der Aeltern nicht zuläßt, ihre Kinder zu strafen, und sie dadurch gegen fernere Rückfälle zu schützen.

Noch weit bedenklicher sind die Hinderniſſe von der zweyten Art, wodurch die Aeltern das Erziehungsgeschäft vereiteln.

a Sie sehen ganz gleichgültig zu, wie in den zarten Herzen

ihrer Kinder ein Hang zur Wollust und Ausgelassenheit erwacht. Anstatt dadurch aufmerksam zu werden, diesen Hang genau zu beobachten, um die damit verknüpften Neigungen zu entdecken, schreiben sie ihn der jugendlichen Lebhaftigkeit zu, und sind darüber unbesorgt.

b Sehr oft sind die Aeltern von den verderblichen Grundsätzen der Welt selbst ganz eingenommen, ihr Wandel ist nach denselben geformt, und trägt ihr Gepräge; werden da nicht die Kinder die nähmlichen Grundsätze annehmen?

c Nichts geschieht leichter, als daß die Jugend, die weder Einsichten noch Erfahrung hat, sich den Kopf mit Irrthümern anfüllt, und sich von Tugend und Laster falsche Begriffe macht. Wie selten sind aber die Aeltern, welche sich die Mühe geben, diese Irrthümer ihrer Kinder zu berichtigen?

Achter Entwurf.

Ueber die Pflichten der Aeltern in Absicht auf die zeitliche Versorgung ihrer Kinder.

Wenn schon der eigentliche Zweck, wozu alle Menschen erschaffen sind, jenseit des Grabes in der andern Welt ist, so sind wir dennoch alle berufen, während der kurzen Zeit unseres irdischen Wandels hier auf dieser Erde, in einem Stande zu leben, dessen Pflichten wir erfüllen müßen. Nicht alle sind zu allen Ständen berufen, sondern einem jeden aus uns hat die Vorsehung Gottes jenen Stand angewiesen, in welchem er selig werden soll. Da der Mensch gewöhnlich beym Austritte aus den Jugendjahren in den Stand tritt, zu welchem er berufen ist, und es ihm vielleicht an Erfahrung und den erforderlichen Kenntnissen gebricht, so ist es der Aeltern Pflicht, ihren gereiften Kindern an die Hand zu gehen, und ihren Standes-Antritt mit Weisheit zu leiten. Die Hilfe, welche sie ihren Kindern zu leisten schuldig sind, bezieht sich demnach

1 auf die Wahl des Standes, zu welchem Gott sie berufen hat.
2 auf die Mittel, den Stand gehörig anzutreten.

Der Antritt eines Standes ist die wichtigste Unternehmung des Menschen, weil die zeitliche, und sehr oft auch die ewige Glückseligkeit davon abhängt. Den Aeltern soll es also sehr daran gelegen seyn, daß diese Unternehmung glücklich ausfalle, und ihre Pflicht ist es daher, alles dazu beyzutragen, was in ihren Kräften steht. Vor allem sollen sie also

a die Neigungen ihres Kindes genau beobachten, seine Fähigkeiten mit Thätigkeit durchforschen, um daraus abnehmen zu können, worauf sein Beruf hinzielet. Sie sollen ihr Kind fleißig darüber zu Rath ziehen, es über seine Neigungen und über die Pflichten des Standes, wozu es Lust zeigt, belehren, und sich hüten, eine Neigung, die blos Leichtsinn, oder sonst eine Leidenschaft aufgeweckt hat, mit jener Lust, welche der wahre Beruf ist, zu verwechseln. Ferner sollen sie sich hüten,

b die Wahl ihres Kindes durch ihren Einfluß zu lenken, wenn sie selbst nur von Eigennutz, oder von Ehrsucht geleitet werden. Gehen die Aeltern nicht mit aller Aufrichtigkeit und Redlichkeit und Gottesfurcht zu Werke, wenn sie sich mit ihrem Kinde über seinen Standesantritt berathen, so machen sie sich für alle bösen Folgen verantwortlich.

c Da die Aeltern eben so sehr, wie ihr Kind, Gefahr laufen, bey dieser wichtigen Wahl irre zu gehen, so müssen sie mit dem Kinde ihre Zuflucht zu Gott nehmen, und ihn um Erleuchtung bitten; auch erfahrene und rechtschaffene Menschen darüber zu Rath ziehen.

Es ist nicht genug, daß die Aeltern ihren Kindern bey der Berathschlagung über die Wahl des Standes an die Hand gehen, sondern sie sollen auch für die Mittel besorgt seyn, welche zum Antritte eines Standes erfordert werden. Diese Mittel sind:

a ein vorläufiger Unterricht über die Standespflichten überhaupt,

über die Pflichten gewisser Stände ins besondere, über die Nothwendigkeit die Kenntniß des Berufs, und die damit verknüpften Gnaden von Gott zu erbitten. Diese Vorbereitung ist von großer Wichtigkeit.

b Durch Ordnung in ihrem Hauswesen, durch fleißiges Vermeiden unnützer Ausgaben sollen sie sich in den Stand setzen, daß sie ihre Kinder standesmäßig mit Geld oder Gütern unterstützen können. Man glaube ja nicht, daß dies etwas Gleichgültiges sey, und daß die Aeltern über ihre zeitliche Hauswirthschaft von Gott nicht zur Verantwortung werden gezogen werden. Wie manche Aeltern haben durch Nachläßigkeit in ihrem Hauswesen, oder durch Verschwendung ihres Vermögens sich an den Bettelstab gebracht, und ihren Kindern dadurch die Mittel genommen, sich anständig versorgen zu können.

c Die Hauswirthschaft, ob sie gleichwohl ein zeitlicher Gegenstand ist, steht dennoch mit dem Seelenheil in einer nähern Verbindung, weil, wie die Erfahrung lehret, die Vernachläßigung des Hauswesens und die Verschwendung, des Vermögens gewöhnlich den Verfall der Sitten und der Religion nach sich zieht.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Spr. 1, 8. Hauptst. 13, 24. Hauptst. 23, 13. Hauptst. 22, 6. 15. Hauptst. 13, 1. 15. Hauptst. 30, 19. Hauptst. 29, 15. Weish. 3, 11. Syr. 7, 25. Spr. 29, 17. Syr. 11, 30. Derf. 30, 1. 2. 9—13. Derf. 22, 3. Derf. 16, 1—4. Derf. 30, 8. Derf. 41, 8—10. 1. Timoth. 5, 8. Hebr. 12, 5—11. Koloss. 3, 21.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Zu seinem größten Unglück wird der Sohn die Nachsicht seines Vaters empfinden; denn nachher wird er Gottes gerechte Strenge fühlen. Augustinus in Ps. 50.

An einem Menschen lobe ich jene Liebe nicht, welche ich eben auch an einem Tieger wahrnehme. Derf. Homil. 38. ex 50.

Wer seine Kinder liebet, verdient kein Lob; verabscheuungswerth ist aber, wer sie nicht gehörig liebet. Derf. a. a. O.

O verführerische Freyheit, die du der Untergang der Kinder bist! O du tödliche Vaterliebe! Siehe! Sagen sie nicht, daß sie jene lieben, die sie zum Untergange führen, und denen sie den Tod bereiten? Derf. oder ein Anderer Serm. 33. ad Fratres in Eremo.

Es ist unmöglich, daß ein Sohn zu Grunde gehe, der so viele Thränen gekostet hat. Derf. L. 3. Confess. C. 12.

Je mehr die Väter ihre Kinder lieben, um so mehr sollen sie dieselben zu einem frommen Leben nöthigen. Derf. Epist. 167.

Mit großer Mühe zieht man wieder heraus, was man in der Jugend eingesogen hat. Hieronymus. Epist. ad Laetam.

Tragen im Schooße müssen wir die, die wir züchtigen, und züchtigen müssen wir, die wir im Schooße tragen. Gregorius. Homil. 17. in Evang.

Die Jugend hält man mehr durch Furcht, als mit Vernunftgründen vom Laster ab. Ambrosius. Lib. de Josepho Patriarcha.

Die Unverschämtheit der Jugend schreibt man der Nachläßigkeit der Aeltern zu. Derf. a. a. O.

Die Aeltern sollen sich erinnern, daß auch sie Kinder waren, und von ihren Aeltern nicht unbillig mishandelt werden wollten; die Kinder sollen wissen, daß sie mit der Zeit Kinder haben werden, und von ihnen nicht entehrt werden wollen. Sie sollen sich also gegenseitig erweisen, was sie gegenseitig von einander fordern. Derf. Epist. ad Epiphan. 6.

Die Kinder sind ein heiliges, den Aeltern anvertrautes Gut. Chrysostomus. Homil. 9. in Epist. ad Hebraeos.

Ihr seyd die Apostel euerer Familie; der Apostel nennt sie die Hauskirche, welche ihr regieren und unterrichten sollt. Ders. in haec verba, Ecclesia domestica.

Die Worte der Aeltern sind die Bücher, aus welchen die Kinder von ihnen lernen sollen. Ders. Adversus Vituperat. Vitae monast.

Die Jugend gleicht weichem Wachse, welches sich ohne Widerstand in alle Gestalten drücken läßt. Basilius in Regul. fusius inter. Cap. 15.

Alle Verbrechen der Kinder wird man den Aeltern auf Rechnung schreiben, die ihre Kinder nicht unterrichtet und gezüchtiget haben. Origenes. Lib. 2. in Job.

Lehret sie durch euern Wandel das Böse meiden, das Gute suchen, die Sünde hassen, das Gericht fürchten, und Gott lieben. Eusebius Emissenus Homil. 4. Epiph.

Nicht Aeltern, sondern Mörder seyd ihr, wenn ihr euern Kindern keine Erziehung gebet. Bernardus Serm. 2. super missus est.

Meine Mutter weinte für mich, mehr als Mütter über die Leichen ihrer Kinder. Augustins Bekenntnisse Seit. 34. Münchner Ausgabe 1814.

Sey der Vater, und nicht der Verräther deiner Kinder. Cyprianus Serm. 1. de Eleem.

Ausgearbeitete Stellen.

Worauf die Erziehungspflicht sich gründet.

Es ist eine der weisesten Anordnungen der göttlichen Vorsehung, daß die Menschen schwach und hilfsbedürftig auf diese Welt kommen; denn dadurch werden die Bande, die sie gegenseitig umschlingen sollen, um so enger zusammengezogen, und der erste Keim der Nächstenliebe wird gewissermaßen von der Natur selbst in die Herzen gelegt. — Das Kind liegt unvermögend vor den

Augen seiner Mutter; es bedarf der Nahrung und der Pflege. Sich selbst kann es keine Nahrung geben; sich selbst kann es nicht pflegen. — In dieser Ohnmacht wirft es einen Blick der Liebe auf seine Mutter; es streckt ihr seine schwachen Arme entgegen, und schreit. — Das zarte Mutterherz schlägt mächtig bey diesem Anblicke; durch einen unwillkührlichen Trieb hingerissen, eilt sie dem schwachen Geschöpfe zu Hilfe; sie stillt seinen Hunger, mit der innigsten Freude sorgt sie für seine Verpflegung und Wartung, was der Fremde, sollte er auch ein gefühlvolles Herz haben, doch vielleicht nur mit Eckel und Widerwillen thun würde. — Selig sind daher die Bande, womit die Natur die Aeltern an ihre Kinder geknüpft hat; denn ohne sie würden die schwachen Geschöpfe die Welt beynahe schon in dem Augenblick wieder verlassen müssen, wo sie dieselbe zu erblicken angefangen haben. —

Aber, liebe Aeltern! noch weit erhabenere Bande, als jene der Natur knüpfen Euch an euere Kinder, und diese Bande sind darum erhabener, und für Euch wichtiger, weil sie sich auf die Seele eurer Kinder beziehen, da jene die ihren Grund in der Natur haben, blos den Körper betreffen: ich meine die Pflicht, euere Kinder christlich zu erziehen. — Hier spricht die Natur nicht: kein sinnliches Gefühl erinnert Euch daran; — aber leider ist dieses auch die Ursache, warum ihr diese Pflicht oft so schläfrig erfüllet! — Betrachtet euer Kind! Seine Seele ist, wie sein Leib, gleichsam noch ungebildet; sein Verstand liegt in dem schwachen Körper, wie ein Samenkörnchen in der Erde, vergraben. Wird der aufkeimenden Pflanze nicht gewartet; wird sie nicht fleißig begossen und gepflegt, so geht sie zu Grunde, oder sie verwildert. — Jeder Mensch bringt die Keime aller Leidenschaften, und jener allgemeinen Neigung zur Sünde, mit sich auf die Welt. Diese Keime liegen in den jungen Herzen unter jenen der Tugend vermengt, eben so wie auf einem Acker der Same des verzehrenden Unkrauts unter dem guten Weizen zerstreut liegt. Wird beym ersten Emporsprossen das Unkraut, das von selbst und ohne Wartung aufkeimet, nicht fleißig ausgerot-

tet, so nimmt es überhand; zieht aus der Erde die Nahrungssäfte, die für den Weizen bestimmt sind; und durch seine mit Schnelligkeit heranwachsenden Blätter und Aeste bedeckt es die schwachen Blätter des aufkeimenden Weizens, beraubt ihn der Luft und der Sonnenwärme, — und er erstickt. — — Ein vollkommenes Bild des jugendlichen Herzens, das nicht durch Erziehung gewartet und gepflegt wird, und seinen verderblichen Leidenschaften und Neigungen überlassen bleibt.

Nothwendigkeit der Erziehung.

In den Gesetzen über die Fortpflanzung der verschiedenen Gegenstände der Natur bemerken wir eine stufenweise Ordnung, woran wir die wundervolle Weisheit des Schöpfers wahrnehmen. Je edler und schöner eine Pflanze ist, desto mehr bedarf sie der Wartung; die geringern hingegen kommen von selbst auf, und vermehren sich ohne fremde Beyhilfe, und deßwegen werden sie auch wilde Pflanzen genannt. Dasselbe Gesetz sehen wir unter den lebenden Geschöpfen. Bey den Thieren der niedersten Klasse bedürfen die Jungen weniger der Wartung der Alten; je edler sie aber sind, um so größer ist ihre Hilfsbedürftigkeit: und bey den Hausthieren, welche dem Menschen dienen, ist diese Hilfsbedürftigkeit der Jungen am größten. Betrachten wir nun den Menschen in dieser Hinsicht: er übersieht weit alle übrigen Geschöpfe an Würde und Erhabenheit; aber bey seiner Erscheinung auf der Welt ist seine Hilfsbedürftigkeit in eben dem Verhältnisse um so größer, und er würde sie bald wieder verlassen müssen, wenn sein Körper nicht auf das Sorgfältigste gewartet und gepflegt würde. — Mit seiner Seele hat es ein gleiches Bewandtniß. Wegen ihrer engen Verbindung mit dem Körper ist die Vernunft zu allem noch unfähig; sie ist gleichsam unreif, so lange der Körper nicht bis zu einem gewissen Grade des Wachsthums gekommen ist. Es ist daher höchst nothwendig, daß die Aeltern auch auf die Seele ihrer Kinder ein

fleißiges Augenmerk richten, und sowohl ihren Verstand, als ihr Herz schon in der frühesten Jugend zu bilden anfangen.

Gründe dieser Nothwendigkeit. — Der angebohrne Hang zum Bösen.

Der Hang zum Bösen, den jeder Mensch mit sich auf die Welt bringt, und dessen schädliche Wirkungen schon in dem zartesten Alter anfangen, ist der erste Grund, der die Aeltern verpflichtet, das Herz ihrer Kinder frühzeitig und mit Thätigkeit zum Guten zu bilden. Er gleicht einem unseligen Keime, der in jedem Menschenherzen liegt, und sich von der Geburt an mit jedem Jahre entwickelt. Von Grund aus kann er nicht getilgt werden; denn er ist eine Folge der ersten Sünde, und er verläßt uns nicht bis ins Grab: aber in seinem Wachsthum kann er gehindert, und seine schädlichen Wirkungen können verhütet werden. Ist der Mensch sich selbst überlassen, und wird seine Erziehung vernachläßigt, so folgt er blindlings dem bösen Triebe, der in ihm wohnet, und den er nicht kennt, weil er nicht im Stande ist, ihn zu erkennen; mit eben derselben Gleichgültigkeit begeht er das Laster, wie er die Tugend ausübt, weil er beyde noch nicht von einander zu unterscheiden weiß. Da aber seine verdorbene Natur ihn weit mehr zum Bösen, als zum Guten reitzt, so giebt er auch dem Bösen den Vorzug, und auf diese Art wird er endlich ganz Lasterhaft. Durch die Erziehung kann aber der Hang zum Bösen gemäßigt und in Schranken gehalten werden. So wie die Aeltern bey ihrem Kinde eine Neigung wahrnehmen, aus deren Befriedigung schädliche Folgen entstehen würden, können sie dem Uebel zuvorkommen, und durch Güte oder Strenge dieselbe im Keime ersticken. Der Einfluß der ersten Sünde auf unsere Natur macht also schon die Erziehung höchst nothwendig, und da nur die Aeltern durch ihren steten Umgang mit dem Kinde im Stande sind, das daraus entstehende Uebel zu verhüten, und da überdies die Natur die engste Verbindung zwischen ihnen und ihren Kindern geschlossen hat, so

liegt ihnen auch zunächst die Pflicht ob, die ersten Neigungen derselben genau zu beobachten, und sie zum Guten zu lenken.

Die Wichtigkeit der ersten Eindrücke.

Die Wichtigkeit der ersten Eindrücke, die bey dem Menschen veranlaßt werden, sind ein anderer Grund, worauf die Erziehungspflicht beruhet. Kaum hat der Mensch das Licht erblickt, so fängt seine Seele gleichsam schon an, sich zum Guten oder zum Bösen zubilden, je nachdem die Handlungen, die er sieht, und die Reden, die er höret, an sich gut oder böse sind. Gegen alles, was vor seinen Augen geschieht, verhält er sich ganz gleichgültig, und er nimmt alles ohne Unterschied an. Gleich einer Leinwand, auf welche ein jedes nur erdenkliche Bild gemahlt werden kann, empfängt seine Seele auch alle nur möglichen Eindrücke; sie läßt sich ganz nach der Willkühr dessen lenken, der sie in seiner Gewalt hat, wenn er anders besorgt ist, daß durch fremde Einwirkungen das Gute nicht wieder vernichtet werde, welches er in das zarte Herz schon gepflanzt hat, und wenn er das äußerst schwere Erziehungsgeschäft mit der erforderlichen Thätigkeit betreibt. Wenn also in die zarten Herzen der Saame der Tugend schon frühzeitig gelegt wird, und wenn die Aeltern auch fleißig darauf sehen, daß er sich gehörig entwickle und zur Reife gelange, so bleiben auch die seligen Eindrücke; sie fassen feste Wurzeln, und lassen sich nicht mehr auslöschen; der Mensch, der sie einmahl empfangen hat, ist alsdann auch nicht mehr so viel aus Adam, als aus Gott selbst geboren. „Wer, schreibt der Apostel Johannes in seinem ersten Briefe, ein Gotteskind ist, der begeht keine Sünde; denn der Keim des Göttlichen bleibt in ihm; es „ist ihm nicht möglich zu sündigen, eben weil er ein Kind Gottes ist. 3, 9." Daß aber die Folgen umgekehrt sind, wenn die ersten Eindrücke vom Bösen entspringen, versteht sich von selbst; sie werden um so fester und dauerhafter, als der natürliche Hang zum Bösen ihnen gleichsam schon dazu behilflich ist. Alles kömmt daher darauf an, wie der Mensch in seiner Jugend ge-

bildet wurde; denn die ersten Eindrücke sind unter allen am schwersten wieder zu tilgen. Aus dieser Ursache behauptete der weise Salomon, daß der Jüngling in seinem Alter vom Wege nicht abweichen werde, auf welchem er in seiner Jugend gewandelt ist. Spr. 22, 6.

Die Schwierigkeit, die bösen Folgen zu verbessern.

Die Schwierigkeit, wieder gut zu machen, was bey einer verwahrlosten Erziehung verdorben worden ist, gehört auch zu den Gründen und Ursachen, welche es den Aeltern zur Pflicht machen, die ersten Jahre ihrer Kinder nicht vorübergehen zu lassen, ohne sie zu ihrem Beßten anzuwenden. So lange der Mensch jung ist, läßt er sich gleich einem Bäumchen nach allen Richtungen biegen. Hat er aber einmahl eine gewisse Richtung genommen, so läßt sich diese beynahe eben so schwer wieder abändern, als man einen schon etwas stark gewordenen Stamm wieder anders biegen kann. Die Ursache dieser Schwierigkeit liegt in den Gewohnheiten, die man nach und nach angenommen hat. Wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, wie leicht es ihm ist, das zu thun, was er zu thun gewöhnt ist, und wie viele Mühe es ihn dagegen kostet, gegen die angenommenen Gewohnheiten zu handeln. Das Kind, dessen Erziehung vernachläßigt wurde, hat sich ans Böse gewöhnt; es ist ihm gleichsam zur Gewohnheit geworden, weil ihm die Tugend fremd blieb; und wenn es nun in reifern Jahren, nachdem die Gewohnheiten schon tief eingewurzelt sind, erst Tugend lernen soll, werden ihm nicht die größten Hindernisse im Wege stehen? Wird man sich also noch verwundern, daß so Wenige, deren Jugend mit Lastern bezeichnet ist, sich in reifern Jahren bekehren, und ihr Leben mit Ehre beschliessen? Eine sorgfältige Erziehung der Kinder gehört also unstreitig zu den ersten Pflichten der Aeltern; sie ist mit ihrem Stande so innig verknüpft, daß sie dieselbe niemahls einem andern übertragen, und sich gänzlich davon entledigen können. —

Von der Erziehung hängt alles ab.

Von der guten Erziehung hängt die ganze zukünftige Glückseligkeit der Kinder ab. — Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß die Jugend die Zeit der Aussaat ist. — Auf der Art, wie die Kinder behandelt werden, beruhet die ganze Entwicklung und Vervollkommnung ihrer Seelenkräfte. In der Jugend sammeln sie die Grundsätze, welche ihre zukünftige Handlungen bestimmen. — In der Jugend erhalten die Triebe und Neigungen ihre Richtung: in der Jugend geschieht alles, was den Menschen gut oder böse, tugendhaft oder lasterhaft, glücklich oder unglücklich macht; und im ganzen zukünftigen Leben ereignet sich fast nichts, wozu nicht in den Jahren der Jugend der Grund gelegt worden wäre. Den Aeltern muß also die gute Erziehung ihrer Kinder vorzüglich am Herzen liegen. — Sie sind die Stellvertreter Gottes; die Kinder, welche sie mit einander zeugen, sind, wie der heilige Chrysostomus sagt, ein heiliges Unterpfand, welches der Schöpfer ihnen anvertraut hat, damit sie mit demselben nach seinen weisen Absichten verfügen. Er giebt ihnen die Kinder roh und ungebildet; die edelsten Fähigkeiten, welche sie so weit über die Thiere erheben, liegen in ihren zarten Leibern, wie vergraben, und sie sind nicht im Stande, den gehörigen Gebrauch davon zu machen. Sie bedürfen fremder Hilfe: diese Hilfe ihnen zu leisten, ihre Fähigkeiten zum Guten zu bilden, ihre böse Neigungen zu beobachten, und zu ersticken: dies ist der Aeltern Beruf, dies ist ihre heiligste Pflicht.

Mit der Erziehung muß schon in den frühesten Jahren angefangen werden.

Gleichwie vom ersten Augenblicke der Geburt an die Glieder des Menschen zu wachsen, und sich allmählich zu gestalten anfangen, eben so entwickeln sich auch schon jene Organe, die theils zu den Verrichtungen seines Verstandes, theils zur Aeußerung der noch schlummernden Triebe des Herzens nothwendig sind. Der Mensch bringt den Hang zum Bösen mit sich auf

die Welt, und da von der Richtung, welche diesem Hange durch die Erziehung gegeben wird, seine zeitliche und ewige Glückseligkeit meistens abhängt, so ergiebt sich daraus, daß Aeltern, die ihre Pflichten erfüllen wollen, keinen Augenblick außer Acht lassen dürfen, um diesen natürlichen Hang zum Bösen schon im Keime zu ersticken. Das Kind soll das Gute ausüben, bevor es dasselbe kennt, und die Ursache weiß, warum es auf eine, ihm von seinen Aeltern vorgeschriebene Weise handeln soll. Alles gründet sich bey dem Menschen auf Gewohnheiten, die man theils in sein Herz, da es noch der Selbstthätigkeit unfähig war, eingepflanzt hat, oder die er in der Folge durch die Wirkung seiner eigenen Einsichten angenommen hat. Er kann nur alsdann einen geläufigen Gebrauch von seinen Gliedern machen, wann er sie durch öftere und gleichförmige Bewegungen geübt hat. Zu diesen Uebungen ist er in der Jugend am fähigsten, weil alle seine Glieder und Muskeln noch weich und biegsam sind, und sich ohne Mühe und Widerstand nach allen Bewegungen und Richtungen fügen. Viele behaupten zwar, man soll erst dann die Bildung der Kinder vornehmen, wenn sie groß sind, weil man alsdann, da ihre Vernunft vollkommen entwickelt ist, in kurzer Zeit weit mehr mit ihnen ausrichtet, als man mit aller Mühe während ihrer ersten Jahre hätte zu Stande bringen können. Diese Behauptung, welche wegen ihrer scheinbaren Gründe so viele Anhänger hat, wäre unumstößlich, wenn sich nicht zugleich mit der Vernunft die Leidenschaften durch den Hang zum Bösen, den jeder Mensch mit sich auf die Welt bringt, auch weit schneller entwickelten. Die Erfahrung lehrt uns also, daß schon in der frühesten Jugend der Keim dieser Leidenschaften erstickt und das Herz des Kindes für alles Gute empfänglich gemacht werden muß.

Auch die Religion muß schon frühzeitig in die zarten Herzen eingepflanzt werden.

Wollte man den Philosophen unserer Zeit glauben, so dürfte man erst alsdann anfangen, den Kindern von der Religion zu

reden, wenn sie ganz erwachsen, und ihre Vernunft entwickelt ist. „Was! Religion! Ruft einer von ihnen aus, soll man „wohl mit dem Kinde davon reden? Ist es denn im Stande „sich nur einen Begriff von Gott zu machen?“ — Wie thöricht! Als ob die seligen Wirkungen der Religion nicht schon in dem zarten Herzen des Kindes den Begriff von Gott wecken könnten. Der Nutzen der frühzeitig eingepflanzten Religion besteht hauptsächlich darin, daß sie das beste Mittel ist, die Entwickelung des Hanges zum Bösen zu hindern; und dies ist das Hauptziel der ersten Erziehung. Ein Kind, dem man unaufhörlich die Pflichten der Religion ans Herz legt, in dessen Seele man Abscheu vor dem Laster erregt, und Liebe zur Tugend einpflanzt, dem man die ersten Begriffe von einem zukünftigen Leben beybringt, und Ehrerbiethung gegen alles, was auf die Religion Bezug hat, einflößt, wird nicht so leicht einen großen Fehler begehen. Sein Charakter wird biegsam werden, und es wird sich zur Unterwürfigkeit weit besser fügen, als jenes Andere, welches man sich selbst überläßt, oder, wie man sagt, in der Schule der Natur erziehen läßt, damit man die Neigungen besser wahrnehmen könne, und durch genaue Kenntniß derselben in Stand gesetzt werde, die füglichsten Mittel zur Bezähmung derer, die schädlich sind, anzuwenden. Alle Erziehungssysteme, welche auf diese Grundsätze gebaut sind, gleichen blendenden Luftschlössern, welche nur darum gefallen, weil sie selten sind, und durch ihre Seltenheit sich auszeichnen. Die Erfahrung und ein einziger Blick auf Jene, welche nach diesen Systemen erzogen worden sind, lehren uns aber zur Genüge, ihren Werth und ihre Brauchbarkeit beurtheilen.

Vortheile, die aus einer guten Erziehung entstehen.

Durch einen guten Unterricht und eine gute Erziehung wird der sicherste Grund zur Wohlfahrt der Kinder für Zeit und für Ewigkeit gelegt. Alles hängt von dem ersten Saamen ab, den man in die zarten Herzen streuet; denn was zuerst aufkeimet,

faßt die tiefesten Wurzeln, und läßt sich nicht mehr so leicht vertilgen. Sind also die Kinder zur wahren Gottesfurcht angeführt worden, so werden sie im Lichte, wie in den Finsternissen, Gott vor Augen haben, und sich scheuen etwas zu thun, was sie vor einem ehrbaren Manne nicht zu thun wagen würden. Sind sie an Gehorsam gegen ihre Aeltern und Vorgesetzte frühzeitig gewöhnt worden, so werden sie sich niemahls durch Aeußerungen von Uebermuth, von Starrsinn und Widerspänstigkeit entehren. Haben sie Schamhaftigkeit gelernt, so werden sie niemahls durch unzüchtige Reden, durch freche Geberden und durch einen liederlichen Lebenswandel andere ärgern und verführen. Sind sie zur Arbeit, zum Fleiße, zur Emsigkeit angehalten worden, so werden sie die beßte Zeit ihres Lebens, die Zeit der Aussaat, nicht im Müßiggange verschleudern, sondern sie werden einen festen Grund zum Hauswesen legen, welchem sie dereinst vorstehen sollen. Hat man sie strenge Aufrichtigkeit und gewissenhafte Redlichkeit gelehrt, so wird ihr Herz Lüge und Betrug, List und Ränke, und alle Uebervortheilungen verabscheuen, und sie werden ihren Nebenmenschen, nie, und unter keinen Verhältnissen nur im Geringsten beeinträchtigen und verletzen. Ist ihnen Liebe und Erbarmen eingeflößt worden, so werden sie beym Anblicke des Nothdürftigen nicht gefühllos seyn, und zur Unterstützung der leidenden Menschheit das Ihrige gerne beytragen. Kurz, wenn sie Liebe zur Religion haben, und mit ihren Grundsätzen schon frühzeitig sind vertraut gemacht worden, so werden sie erbauliche Christen, gehorsame Unterthanen, gewissenhafte Vorgesetzte, uneigennützige Bürger, sorgfältige Hausväter, und überhaupt Beförderer des Guten, der Liebe zu Gott und zu ihren Mitmenschen werden; denn, wie Salomon sagt, **der Jüngling wird in seinem Alter von dem Wege nicht abweichen, auf welchem er in seiner Jugend wandelte.**

Die gute Erziehung ist das einzige Bewahrungsmittel gegen das Sittenverderbniß der Welt.

Gleichwie bey Seuchen und ansteckenden Krankheiten, die durch eine vergiftete Luft entstehen, alle diejenigen, welche sich in diese Luft wagen, der größten Gefahr ausgesetzt sind, angesteckt zu werden, eben so läuft auch die Unschuld der Kinder Gefahr, wenn sie unter böse Menschen kommen, und Zeugen ihrer Reden und Handlungen sind. Eine sorgfältige Erziehung ist daher das einzige Bewahrungsmittel gegen das ansteckende Weltgift. „In diesem allgemeinen Sittenverderbnisse, sagt der „heilige Augustin zu den Aeltern, traget eine ganz besondere „Sorge über euere Kinder, und bemühet euch in euern Häusern „strenge Ordnung zu halten: Dies ist das einzige Mittel sie ge„gen das Sittenverderbniß zu schützen. Ist es unsere Pflicht, „euch dagegen zu warnen, so ist es euere Pflicht, diese War„nungen zu benützen. Auch ihr, fährt der heilige Vater fort, „könnet in euern Häusern das Amt der Lehrer vertreten; ihr „könnet mit den Bischöfen und Priestern wirken, und mit ih„nen den Vortrag des Wortes Gottes theilen, damit ihr, „nachdem ihr euere Kinder werdet gelehrt, gewarnet, und zu„rechtgewiesen haben, sie dereinst mit Vertrauen und Trost zu „dem Richterstuhle des höchsten Richters der Lebendigen und Todten „hinführen könnet."

Gott hat den Ehestand zur Würde eines Sacraments erhoben, um die Pflicht einer guten Erziehung der Kinder noch mehr zu bestättigen.

Die Pflicht, die Jugendjahre der Kinder sorgfältig zu bewachen, und sie in der Furcht Gottes zu erziehen, ist schon der Vernunft und den Gesetzen der Natur so sehr einleuchtend, daß sie seit dem Anfange der Welt immer für die heiligste Pflicht gehalten wurde. Damit aber den Menschen die Wichtigkeit dieser Pflicht noch näher ans Herz gelegt werde, hat Gott an den Ehestand ganz besondere Gnaden geheftet, und ihn zur Würde eines Sacraments erhoben. Dadurch wurde nun das ununter-

brochene Beysammenseyn der Eheleute mehr geheiliget, und die Erziehungspflicht erleichtert. Die Aeltern sollen daher ihren Stand als einen von Gott besonders geheiligten Stand betrachten, und wissen, daß alle Pflichten, welche er mit sich bringt, deßwegen auch heilig sind, und daß Gott von ihnen dereinst strenge Rechenschaft über die Gnaden fordern wird, welche er ihnen in Absicht auf die Erfüllung dieser Pflichten ertheilt.

Die Kinder sind mehr ein Eigenthum Gottes, als der Aeltern.

Durch die Taufe haben die Aeltern ihre Kinder Gott als ein Opfer dargebracht; dem Teufel, der Welt und ihrer Pracht haben die Pathen im Nahmen der schwachen Geschöpfe entsagt, und auf deren feyerliches Versprechen sind sie im Bade der Wiedergeburt durch die Kraft der Verdienste Jesu von der Erbsünde gereiniget worden. Der ersten Geburt nach waren sie ein Eigenthum der Aeltern; aber durch die Wiedergeburt sind sie ein Eigenthum Gottes geworden. Jesus hat sie von der Knechtschaft der Sünde losgekauft, mit der Freyheit der Kinder Gottes beschenkt, und zu Erben seines ewigen Reiches aufgenommen. Den Aeltern giebt aber Gott ihre Kinder gleichsam wieder zurück, nicht, daß sie blos zu ihrer Freude aufwachsen sollen, sondern als ein heiliges Unterpfand, welches er ihnen anvertraut, um es nach seinen Absichten zu bewahren.

Klagen über das herrschende Sittenverderbniß der Jugend.

In unsern Tagen ist die Klage beynahe allgemein, daß die Jugend vom Laster schon so manche Kenntnisse hat, die man von ihrem Alter noch nicht vermuthen sollte. Mit Erstaunen höret man oft Knaben und Mädchen von Dingen sprechen, die reifere Jahre vorauszusetzen scheinen. Die Schamröthe, welche die Sprache eines reinen Gewissens ist, und welche die alten Römer für den zuverläßigsten Beweis der Unschuld hielten, läßt sich auf ihrer Stirne nicht mehr blicken, so oft etwas freyere

Reden geführt werden; der übermüthige Knabe witzelt, und das leichtsinnige Mädchen lächelt in ihren Busen. Was ist sie dann geworden, diese Zierde der Jugend, fragen heute so viele christlich denkende Aeltern, welche über die frühzeitigen Ausschweifungen ihrer Kinder weinen? Wir sind doch auch Kinder gewesen, sprechen sie trostlos zu einander; aber wie Vieles war uns in den Jahren der Jugend noch ganz unbekannt, was unsere Kinder jetzt längst schon wissen; unsere Jugendjahre vergiengen, und wir hatten sie in der größten Unschuld, mit einer Herzenseinfalt zugebracht, welche eine wesentliche Eigenschaft des zarten Alters seyn soll. Die reifern Jahre rückten heran, und wir rechneten uns immer noch zu den Kindern. Als wir unter den Erwachsenen unsere Stelle einnehmen sollten, kam es uns vor, als hätten wir unserm Alter vorgegriffen, und heut zu Tage wollen sich unsere Kinder schon unter uns mengen, an unsern Gesprächen Theil nehmen und in allen Gesellschaften auftreten; sie sind schon mit allen Vergnügungen und allen Lastern der Welt bekannt, wovon sie noch gar keinen Begriff haben sollten. Zweydeutige Bücher, welchen diese verdorbene Welt ihren Beyfall zollt, sind in ihren Händen, und man bemerkt gar bald an ihrem Betragen das Gepräge der Grundsätze, die darinn herrschen, und an ihrem Geschmacke entdeckt man unverkennbare Spuren der Muster, nach welchen sie sich bilden. — Gott! Was wird aus dieser Jugend werden, wenn das Uebel noch eine Zeit lang um sich greift!

Das älterliche Haus ist schon für die Kinder die erste Schule des Lasters.

Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß die Klagen über das immer mehr um sich greifende Sittenverderbniß der Jugend, die sich durch einen unbändigen Uebermuth ganz besonders auszeichnet, nicht höchst gegründet sind. Aber, liebe Aeltern! Wo mag dieses Uebel wohl herrühren? — Seyd ihr hierinn ganz ohne Schuld, und darf man es ohne Ausnahme und ganz allein den Umständen der Zeit zur Last legen? — Ich glau-

be nicht; — werdet Ihr mich der Lüge strafen, wenn ich mit dem heil. Ambrosius zu euch sage: Der Uebermuth der Jugend rühret von der Nachläßigkeit der Aeltern her? — Ein Blick auf die Art, wie Ihr euere Pflichten gegen die Kinder erfüllt, über welche Ihr klaget, wird uns bald über den Ursprung des Uebels den wahren Aufschluß geben. — Die Aeltern sind verpflichtet, ihren Kindern mit guten Beyspielen vorzugehen, und ihre Jugendjahre genau zu bewachen, um sie gegen die zahllosen Gefahren der Verführung in Sicherheit zu setzen; denn alle Menschen, aber ganz besonders die Kinder, sind weit mehr geneigt, den Werken, als den Worten zu glauben, weil sie wohl wissen, daß es eine ganz leichte Sache ist, einem zu sagen, was er thun soll; daß es aber schwerer sey, die guten Werke selbst zu thun, wozu man andere bereden will. Ueberdies haben die Kinder, wie es uns aus der Erfahrung bekannt ist, einen ganz besondern Hang zur Nachahmung; sie finden ein eigenes Vergnügen daran, alles nachzumachen, was sie sehen. Haben sie also vor ihren Augen nur löbliche Handlungen, und geben ihnen ihre Aeltern nur gute Beyspiele, so ahmen sie auch nur Gutes nach; durch den Anblick der guten Beyspiele ihrer Aeltern prägt sich das Gute tief in ihre Herzen, und es wird ihnen gleichsam zur Gewohnheit: die Ausübung der Tugend verwebt sich frühzeitig in ihre Handlungsart, und sie bleiben in einer glücklichen Unwissenheit des Lasters. — Wie viele Aeltern giebt es aber, deren Betragen durchaus so beschaffen ist, daß ihre Kinder an demselben, wie in einem Spiegel, es absehen könnten, wie auch sie, den Lehren des Christenthums gemäß, handeln sollen? Großer Gott! Wie oft sind die Häuser der Aeltern für die unschuldigen Kinder die Schulen des Lasters! — In der Verrichtung ihrer Religionspflichten zeigen sich Vater und Mutter oft sehr kaltsinnig, oder sie verachten sie wohl gar; ihre Reden sind wenig erbaulich: entweder tadelt man seinen Nebenmenschen, decket seine Fehler auf, und zieht seine geheimsten Vergehungen ans Licht, oder man spricht von unzüchtigen

Dingen; man redet ohne Unterschied und Bescheidenheit von allem, was man gehört hat, es mag seyn, was es immer will; man denkt nicht an die schädlichen Eindrücke, welche man dadurch in den zarten Herzen der Kinder veranlaßt. — Im Hause geht das Geschäft nicht immer nach Wunsch; tausend widrige Zufälle ereignen sich, die das Feuer der Uneinigkeit anblasen. Oft entzündet sich mit vielem Ungestüm die Fackel der Zwietracht, und es entstehen heftige Zänkereien, niederträchtige Vorwürfe, unanständige Spötteleien, häßliche Beschimpfungen, ärgerliche Fluchworte; dies ist es, was das Kind sieht, und hört. — Der Vater ist nicht immer fleißig, er verschleudert oft die Zeit, er arbeitet nachläßig, und verläßt die Arbeit, um Vergnügungen nachzugehen, die sein Hauswesen zerrütten, sein Vermögen und seine Sittlichkeit untergraben. — Die Mutter steht der Haushaltung nicht immer thätig vor; überall sieht man Unordnung und Spuren einer großen Sorglosigkeit, oder eines übertriebenen Hanges nach Kleiderpracht und Aufwand. Auf das Gesinde wird keine Wachsamkeit genommen, und man begegnet ihm nicht mit den gehörigen Rücksichten. — Alles dies sieht das Kind, und noch viel anderes nicht sehr Erbauliches, das ich hier anführen müßte, wenn ich das Bild der meisten Haushaltungen genügend schildern wollte.

Irrthum der Aeltern in Absicht auf das Aergerniß, welches sie ihren Kindern geben.

Glaubt ihr denn, liebe Aeltern, daß eure unbescheidenen Reden und ärgerlichen Handlungen auf euere Kinder keine schädliche Eindrücke machen? Glaubet ihr, daß sie, ohne Nachtheil für ihre Unschuld, Zeugen solcher Sünden seyn können? Sie sind noch klein! — Eben darum sollen die Aeltern in der Gegenwart ihrer Kinder um so behutsamer seyn. Wisset ihr dann nicht, daß ihre Herzen, wie der heil. Basilius sagt, einem weichen Wachse gleichen, welches alle Gestalten und Eindrücke leicht annimmt und behält? Und wenn es auch wahr wäre, daß sie

das Meiste jetzt noch nicht verstehen, so sind die Wirkungen auf sie darum nicht weniger schädlich, weil, wie die Erfahrung es beweist, in dem Gedächtnisse der Menschen das auf immer eingegraben bleibt, was sie in ihrer Jugend gehört und gesehen haben. — Und ist es wohl so, wie Ihr saget, daß die Kinder das meiste von dem, was in ihrer Gegenwart gesprochen wird, nicht verstehen? Wenn dieses wäre, woher wissen sie dann alles schon so frühzeitig? Was bedeutet ihre Aufmerksamkeit, ihr Vorwitz, wenn solche Reden geführt werden? Was sollen das heimliche Flüstern, das verstohlene Lächeln, das schalkhafte Seitenwinken mit den Augen, bey Kindern, die von Natur etwas lebhaft und übermüthig sind, und was die Schamröthe bey den noch Unschuldigen bedeuten? — Aeltern blicket zurück in eure Jugendjahre, prüfet euch, und ihr werdet finden, daß dazumahl alles, was ihr sahet und hörtet, die lebhaftesten Eindrücke in euern Herzen zurück ließ, daß ihr dazumahl die Neigungen zu Laster und Tugend empfienget, die ihr noch jetzt in euren Herzen traget! Ueberleget dieses, und wendet diese Prüfung auf euere Kinder an! —

Irrthum der Aeltern, welche ihre erwachsenen Kinder nicht bewachen.

Es giebt zwar Aeltern, welche ihren Kindern keine böse Beyspiele geben, und sie so ziemlich in der Unschuld und Gottesfurcht über die ersten Jugendjahre hinausbringen. Aber wie oft ist es bey diesen der Fall, daß sie sich alsdann auf die Tugend ihrer erwachsenen Kinder verlassen, und sie weiter unter keiner strengen Aufsicht mehr halten. Die gute Meinung, welche sie von ihnen haben, läßt nicht zu, den geringsten Verdacht auf sie zu werfen, als möchten sie etwa gewisse heimliche Bekanntschaften haben, in welchen sie, trotz der guten Meinung, die ihre Aeltern von ihnen haben, ihre Unschuld opfern, und die größten Schandthaten ausüben. O wie blind sind die meisten Aeltern, welche erwachsene Söhne und Töchter haben, und glauben, daß

diese einer genauen Bewachung nicht mehr bedürfen! Aber das allwissende Auge Gottes, dessen scharfe Blicke bis in die düstersten Orte dringt, in welchen die heimlichsten Laster verübt werden, sieht und weiß alles; und wehe Euch Aeltern, wenn ihr dereinst vor dem Richterstuhle Gottes über euere Standespflichten werdet zur Rechenschaft gezogen werden, weil Ihr diese Sünden euerer Kinder hättet verhüten können, wenn Ihr wachsamer auf sie gewesen wäret. Gott, sagt Origenes, wird von den Aeltern, welche ihre Kinder nicht gehörig erzogen, und bewacht haben, alle Sünden fordern, die von diesen begangen worden sind.

Folgen der vernachläßigten Erziehung.

Die Folgen, welche die Hinläßigkeit der Aeltern in Absicht auf die Erziehung ihrer Kinder nach sich zieht, sind nicht zu berechnen. Man darf wohl behaupten, daß die zahllosen Laster, die wir in der Welt sehen, beynahe alle von den fehlerhaften Erziehungen herrühren, wenn man wenigstens bis auf ihren ersten Grund zurückgehet. Denn obgleich die Frucht, welche auf einem Baume wächst, unmittelbar aus den Aesten hervorkömmt, so entsteht sie doch ursprünglig aus dem ersten Keime, welcher in die Erde gelegt wurde, und in gleichem Sinne entstehen auch alle Laster von der Nachläßigkeit der Aeltern in Absicht auf die Erziehung ihrer Kinder. Wie viele Laster bemerken wir nicht, die ganz unmittelbar von der verwahrlosten Erziehung herstammen. — Warum wurde jener ein Betrieger, der nun durch Ränke und Uebervortheilungen aller Art seine Nebenmenschen um das Ihrige zu bringen suchet, und der sich im Handel und Wandel alle ungerechten Mittel erlaubt, wenn sie ihn nur znm Ziele seiner Habsucht führen? Konnte man nicht schon in der Jugend diesen bösen Hang wahrnehmen, und ihm durch heilsame Lehren Liebe zur Redlichkeit und Gerechtigkeit einflößen? Seine thörichten Aeltern sahen seinen Hang zum Betruge, und konnten leicht die Folgen erratthen; aber sie lobten

wohl gar seine kleinen Diebstähle, als Früchte einer ungemeinen Geschicklichkeit. — Jetzt ist er ein Betrieger. — Die Erziehung hat ihn also dazu gemacht. — Warum ist jener andere dem Trunke ergeben, und opfert dieser häßlichen Leidenschaft vielleicht sein ganzes Vermögen, und das Wohl seiner Frau und Kinder? Sein unbescheidener Vater gewöhnte ihn selbst an das häßliche Laster, und führte ihn vielleicht durch eigenes Beyspiel dazu an; aber nun ist er auch, wie er, ein Trinker geworden. — Die Erziehung hat ihn also dazu gemacht. — Warum verschleudert so Mancher seine Tage im Müßiggange, ist schläfrig bey seinem Gewerbe, vernachläßiget sein Hauswesen, zieht allen liederlichen Gesellschaften nach, liebt den Spieltisch, und wird vielleicht bald von Haus und Hof ziehen müssen, um sein Vermögen seinen Gläubigern zu überlassen? Schon in der Jugend zeigte er Abneigung an der Arbeit, und Hang zum Wohlleben und zu Vergnügungen. Die Aeltern hielten ihm dieß zu Gutem, sie waren bemittelt, und lebten ohne Sorgen; ihren Sohn ließen sie herumschlendern, wie er wollte; der Tochter widersprachen sie nicht wegen ihres Hanges nach Tändeley und Kleiderpracht. Nun sind beyde im Elende, und verfluchen so gar ihre Aeltern. — Die Erziehung hat sie dahin gebracht. —

Die Aeltern sind verpflichtet, — ihren Kindern bey jeder schicklichen Gelegenheit nützliche Lehren zu geben.

Zarte Pflanzen, denen nicht fleißig abgewartet wird, bringen keine Früchte, und oft gehen sie schon zu Grunde, ehe sie zu Kräften kommen. Eben so erstickt der Keim der Tugend, der im zarten Herzen liegt, wenn er durch gute Lehren nicht erwärmt, und zur Entwicklung gebracht wird. Die Aeltern sind daher verpflichtet, ihren Kindern, so gut sie es selbst verstehen, die Lehren der Tugend einzuprägen; sie sollen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wo sie ihnen etwas Nützliches sagen können, und so oft der Fall eintritt, daß sie eines Unterrichts bedürfen, sollen sie ihnen auch zeigen, wie sie handeln sollen. Es

ist eben nicht nothwendig, daß man dem Zeitpunkte abwarte, wo die Vernunft des Kindes zur vollkommenen Reife gelangt, um es über seine Reden und Handlungen zu belehren: schon in den zartesten Jahren ist es fähig, eine Lehre zu fassen wenn sie ihm auf die gehörige Art ertheilt wird, und wenn man jede schickliche Gelegenheit dazu benützt. Die natürliche Liebe, welche die Aeltern zu ihren Kindern haben, ist ein vortrefliches Mittel ihren Worten jene Kraft beyzubringen, wodurch ihnen der Eingang in das zarte Herz geöffnet wird. Wie nachdrücklich und wirksam sind die Worte einer Mutter, welche ihr Kind über einen Fehler zurechtweist, den sie an ihm wahrgenommen hat! Aber mit Sanftmuth und ohne Bitterkeit muß sie dem irrenden Kinde den Fehltritt begreiflich machen; sie muß ihm vorstellen und erklären, warum seine Handlung nicht recht ist, und wie es sich für die Zukunft betragen soll. Wenn das Kind überzeugt ist, daß seine Aeltern nur sein Beßtes bezwecken, und daß sich keine Leidenschaften in ihre Reden einmischen, so wird es sich auch gerne den guten Ermahnungen ergeben; es wird ohne allen Widerstand die seligen Eindrücke annehmen, welche sie in sein Herz einzugraben suchen, und auf diese Art wird ein fester Grund zu einem rechtschaffenen Lebenswandel in dasselbe gelegt werden.

Die Aeltern sind verpflichtet, ihre Kinder durch gute Beyspiele zu erbauen.

Nicht alle Aeltern besitzen so viele Kenntnisse und Fähigkeiten, daß sie ihren Kindern zu jeder Zeit, so oft sich eine schickliche Gelegenheit ereignet, den gehörigen Unterricht ertheilen können, aber alle sind es im Stande, ihnen gute Beyspiele zu geben; und die wirken meistens mehr, als die Lehren, weil der Mensch überhaupt weit mehr geneigt ist, den Werken als den Worten zu glauben, und dieser Neigung liegt ein ganz richtiger Vernunftschluß zum Grunde. Die Werke eines Menschen sind, im Allgemeinen genommen, der sicherste Abdruck seiner Denkungsart und seines Glaubens, weil sie eine

Folge der innern Stimmung des Herzens sind. Wer rechtschaffen denkt, wird auch rechtschaffen handeln, und der Böswicht begeht nur darum Laster, weil er böse denkt. Nicht lange kann der Uebelgesinnte sich verstellen, und durch äußerliche gute Werke sich den Schein eines ehrlichen Mannes geben. Die Heucheley, welche allemahl nur in scheinbar guten Werken besteht, entschleiert sich von selbst; denn sie wird durch andere böse Werke verrathen. Deßwegen sagt auch der Heiland in dem Evangelium, um einen falschen Lehrer zu erkennen, dürfe man nur auf seine Werke sehen. Wenn also die Kinder an ihren Aeltern keine guten Werke sehen, die mit den Lehren, welche sie ihnen geben, vollkommen übereinstimmen, so werden sie ihren Worten auch keinen Glauben beymessen; sie werden sie für ein bloßes Blendwerk halten, wodurch man sie abzuschrecken suchet, und niemahls werden sie den Eindruck annehmen, welchen man bey ihnen dadurch zu machen beabsichtet. Handeln aber die Aeltern ganz nach den Lehren, welche sie geben, so sehen die Kinder schon vor Augen, was auch sie glauben und thun sollen; sie erkennen in diesen Handlungen die Aufrichtigkeit der Lehren und Ermahnungen ihrer Aeltern, und willig nehmen sie dieselben in ihre Herzen auf.

Die Aeltern sind verpflichtet, ihre Kinder unter einer strengen Aufsicht zu halten.

Die nützlichen Lehren, welche die Aeltern theils durch ihren Unterricht, theils durch ihre guten Beyspiele in die zarten Herzen ihrer Kinder einzupflanzen suchen, würden gar bald wieder aus denselben verschwinden, wenn sie auf ihre Kinder nicht ein wachsames Auge hätten, und sie nicht, mit aller Stenge von allen gefährlichen Gesellschaften und Gelegenheiten entfernten. Wer weiß es nicht, daß die bösen Gelegenheiten meistens das Grab der jugendlichen Unschuld sind, und daß sie in einem Tage die Früchte einer vieljährigen Erziehung vernichten können? — Aber, wird man vielleicht einwenden, es ist nicht möglich, die Jugend gegen alle Gefahren der Verführung zu schützen, ohne sie von

allem Umgange nicht nur mit Erwachsenen, sondern selbst mit Kindern ihres Alters ganz zu entfernen, und sie im väterlichen Hause streng eingeschlossen zu halten. Wie werden sie in diesem Falle mit der Welt bekannt werden, damit sie sich einst in derselben fortbringen, und nicht wegen ihrer Unerfahrenheit und ihrem ungeschickten Benehmen unter den Menschen, sich lächerlich machen und dem Gespötte Preis geben? — Es ist wahr: Kinder, die ihre Jugendjahre ferne vom Weltumgange zubringen, werden bey ihrem ersten Erscheinen in der Welt immer etwas schüchtern seyn, und sich in manchen Fällen nicht zu benehmen wissen. Aber ist denn das ein so großes Uebel? — Der eingezogene, stille und bescheidene Jüngling wird von jedem Vernünftigen erkannt, geachtet, und geliebt, und weit vorgezogen, vor dem frechen, unerschrockenen und in jedem Falle sich unbescheiden geberdenden Vielwisser. — Und sey es auch, daß spätere Bekanntschaft mit der Welt einige nachtheilige Folgen nach sich zieht: werden sie wohl noch von Bedeutung seyn, wenn man sie neben andere Folgen stellt, welche allzufrüher Umgang mit der Welt beynahe immer mit sich bringt? Wie manche Aeltern haben schon bittere Thränen über den Verlurst der Unschuld ihrer verwahrlosten Kinder vergossen, und nachher gewünscht, sie mit tausenden wieder zu erkaufen, wenn es möglich gewesen wäre? Woher kommt es, daß dieser oder jener begüterte Sohn, der öft noch ein großes Vermögen erheirathet hat, dennoch nicht fortkömmt? Hätte er in seiner Jugend weniger Welt, und um so mehr Wirthschaft gelernt, so würde sein Geschäft von selbst vorwärts gehen. Und so manche Tochter, wenn sie verheirathet ist, kann ihrem Hauswesen nicht vorstehen; sie hat es kaum angefangen, so geht es schon rückwärts. Der Ursache darf man nicht lange nachspüren: mit den Gesellschaften', mit Kleiderpracht und allen übrigen Eitelkeiten der Welt war sie besser bekannt als mit dem innern Hauswesen ihrer Aeltern. — Daß auch bey solchen Menschen weder wahre Andacht, noch Frömmigkeit, noch Eifer zum Guten Statt finden könne, versteht sich von selbst;

denn wie der Mensch in einem ist, so ist er gewöhnlich auch in allem. —

Die Aeltern sind verpflichtet ihre Kinder frühzeitig an den Gehorsam zu gewöhnen.

Durch den Gehorsam und den Zwang muß das junge Herz genöthigt werden, das Gute zu wählen, welches es nach geprüften Gründen selbst zu wählen, noch nicht vermag, und dieß soll vor dem Zeitpunkte der entwickelten Vernunft bloß darum geschehen, damit nicht aus einem blinden Triebe das Böse begangen werde. Glücklich ist das reif gewordene Kind, welches den innern Hang zum Bösen, denn es noch nicht kannte, nie befriedigt hat, und dessen Leidenschaften nicht erwachen, bevor es dieselben selbst zu bezähmen im Stande ist. Wenn böse Neigungen und Leidenschaften sich zu äußern anfangen, dann ist des wohl erzogenen Jünglings Macht über dieselben schon fest gegründet; seine Vernunft hat keine Mühe das Herz an das zu gewöhnen, was er aus Gehorsam schon so lange ausgeübt hat, und er genießt in ungestörter Ruhe die Früchte des Sieges über seine Leidenschaft, welche er durch die Wirkung seiner ersten Erziehung, davon getragen hat. — Das erste Erforderniß, um ein Kind in einen so glücklichen Zustand zu setzen, ist also, daß es frühzeitig zum Gehorsam gewöhnt werde. Er ist die Grundlage jener Erziehung, die Früchte tragen wird. Da ein Kind die gehörigen Einsichten nicht hat, seine Handlungen selbst zu bestimmen, und unter denen, zu welchen es eine Neigung fühlt, jene zu wählen, welche ihm am nützlichsten sind, so ist es nothwendig, daß seine Wahl durch eine fremde Leitung bestimmt werde, und dazu wird von seiner Seite ein ungetheilter Gehorsam erfordert. Kinder sind aber nur dann ungehorsam, wenn man sie nicht zum Gehorsam gewöhnt hat. Es giebt woh kaum ein Kind, daß sich einem ernsthaften Befehle oder Verbothe zu widersetzen getrauet, wenn es aus Erfahrung weiß, daß jeder Ungehorsam immer gezüchtiget oder bestrafet wird. Diese Haupt-

regel der ersten Erziehung leidet keine Ausnahme, wenn der Gehorsam in Gewohnheit übergehen soll; und wenn ihre genaue Erfüllung oft versäumt wird, so entsteht der entgegengesetzte Umstand: das Kind, dessen Willen nie bestritten worden ist, wird von Allen, die es umgeben, verlangen, daß sie immer seinen Willen thun.

Die Aeltern sind verpflichtet die Fehler und Vergehungen ihrer Kinder zurechtzuweisen und zu züchtigen.

Niemahls mehr als in der Jugend ist der Mensch zum Fehlen geneigt, weil er in dieser Lebenszeit am meisten leichtsinnig, und aus Mangel an Erfahrung und Einsichten am wenigsten im Stande ist, die Folgen seiner Fehler zu erkennen. Die Strafen und Verweise sind die Mittel, dem Irrenden seine Fehler und Vergehungen begreiflich zu machen, und ihn von jedem Rückfalle abzuschrecken. Diese Absicht verfehlen aber die Aeltern, so oft sie ihre Kinder mit heftigen Außerungen des Zorns strafen, und ihre Verweise unter einem Donner von Fluch- und Scheltworten ertheilen; oder wenn sie, wie der Fall nur zu oft geschieht, im Feuer der Leidenschaft, ohne Mäßigkeit, ohne Rücksicht und Vernunft strafen. Die Kinder betrachten alsdann die Strafe nicht als eine Züchtigung, sondern vielmehr als eine Rache, welche ihre Aeltern gegen sie ausüben. Wie ist es möglich, daß in einem solchen Falle die Strafe die beabsichtete Wirkungen hervorbringen kann? Sie schadet im Gegentheile den Kindern, weil sie ihnen die Achtung, die Ehrerbiethung und die Liebe gegen ihre Aeltern benimmt. Ihr Väter, schreibt der Apostel an die Kolosser, reitzet euere Kinder nicht zum Zorne, damit sie nicht muthlos werden. 3, 21. Wird aber eine Strafe mit Gemüthsstille und Festigkeit vollzogen, so sieht es das Kind ein, daß seine Aeltern keinen andern Zweck als seine Besserung haben; es erkennt seinen Fehler, und die Ehrfurcht gegen seine Aeltern wird dadurch vergrößert.

Die Aeltern sollen ihre Kind r zum fleißigen Besuch der Schule anhalten.

Der Unterricht ist eines der ersten Bedürfnisse des Menschen, und es ist der Aeltern Pflicht, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder gehörig unterrichtet werden. Sie selbst haben die Zeit und oft auch die erforderlichen Kenntnisse nicht, diesen Unterricht zu geben. Aus dieser Ursache sind allenthalben öffentliche Schulen eingeführt worden. In diesen Schulen werden die Kinder in jenen Kenntnissen unterrichtet und geübt, welche jedem Menschen auch aus der geringsten Klasse unentbehrlich sind; man prägt in ihr Herz die ersten Grundsätze der Religion ein, und bereitet sie zu einem ausführlichen Unterrichte vor, welcher ihnen von dem Seelsorger selbst ertheilt werden soll. — Läßt sich wohl etwas nützlicheres als die Schulen für die Kinder denken? Wie sehr versündigen sich daher die Aeltern, wenn sie ihre Kinder nicht zum fleißigen Besuch der Schule anhalten und sie unter dem Vorwande, daß sie ihrer Hilfe zur Arbeit bedürfen, zu Hause behalten! Als ob diese ohnehin äußerst unbedeutende Hilfe, nicht leicht zu entbehren wäre! Und ist dann der unter so vielen Rücksichten äußerst nützliche Schulunterricht nicht werth, daß man ihm einen kleinen Nutzen aufopfere?! Jenen andern Vortheil, daß die Kinder durch das Besuchen der Schule von allen bösen Gelegenheiten entfernt werden, nicht zu gedenken.

Die Aeltern sollen ihre Kinder anhalten, daß sie den katechetischen Unterweisungen, welche in den Kirchen gehalten werden, fleißig beywohnen.

Nichts vermag mehr den Menschen vom Bösen abzuhalten, und ihn zum Guten zu bewegen, als die Religion; die Beweggründe, welche sie ihm ans Herz legt, haben eine unsichtbare, eine göttliche Kraft, welche weit mehr als alle menschliche Kraft wirket; der Einfluß der religiösen Beweggründe erstreckt sich auf unsere geheimsten Handlungen und Reden; nach der Lehre der Religion kann vor Gottes Richterstuhle nichts verborgen werden, weil das allwissende Auge Gottes richtet; die Religion ist es,

die dem Gewissen jene Kraft beybringt, welche den Verbrecher mit einem heilsamen Schrecken erschüttert. Durch die Erklärung der Hauptwahrheiten der Religion, wie sie in den katechetischen Unterweisungen gewöhnlich entwickelt werden, wird das zarte Herz fähig gemacht, diese seligen Wirkungen der Religion zu empfangen. Dieser Unterricht ist die kräftigste Unterstützung der Lehren, welche die Aeltern ihren Kindern zu Hause geben, und welche sie in der Schule empfangen, und wenn der Seelsorger, der Schullehrer und die Aeltern zusammenwirken, so ist es mit Gotteshilfe und Beystand kaum möglich, daß das Erziehungsgeschäft nicht gelingen sollte.

Die Aeltern sind verpflichtet für das zeitliche Wohlseyn ihrer Kinder besorgt zu seyn.

Ein jeder Mensch soll nach Gottes weiser Einrichtung, wenn er einmahl erwachsen ist, einen Stand antreten, und in diesem muß er durch genaue Erfüllung aller Pflichten desselben die ewige Seligkeit zu erlangen suchen. Die Aeltern sind zunächst von Gott bestimmt, ihren Kindern an die Hand zu gehen, ihren Beruf zu erkennen; aber die Kinder sollen sich vorzüglich auch mit ihren Aeltern über die Pflichten und Beschwerden eines jeden Standes, über ihre Neigungen und Fähigkeiten berathen. Zum Antritte eines Standes werden oft sehr viele Hilfsmittel erfordert. Soll ein erwachsener Sohn ein Hausvater werden, so soll er, einem eingeführten und auf die Vernunft gegründeten Gebrauche gemäß, einen Stand von gleicher Art und gleichem Range antreten wie der Vater. Die Aeltern sind daher verpflichtet, ihr Hauswesen so zu ordnen und ihre Ausgaben für unnothwendige Dinge so zu beschränken, daß sie im Stande sind, ihren Sohn standesmäßig zu bemitteln. Sind sie aber in diesem Stücke leichtsinnig, und geräth ihr Hauswesen in Unordnung wegen überflüßiger Ausgaben, wegen zu großen Aufwandes, aus Nachläßigkeit in der Wirthschaft, in der Betreibung des Gewerbes, in dem Anbau

der Güter, in der Aufsicht über das Geßnde, oder gar durch Verschwendung, durch Trinken und Spielen, so sind sie nicht im Stande, ihre Kinder zu versorgen. Den verarmten Kindern bleibt alsdann kein anderer Ausweg offen, als die Schande der Aeltern in Verborgenheit, in Verachtung und Armuth zu tragen, und statt ihrer zu büßen. Diese haben aber auch das Unglück ihrer Kinder einst vor Gott zu verantworten.

Es ist Pflicht der Aeltern für ihre Kinder zu bethen.

So nahe auch den Aeltern die Pflicht der Erziehung am Herzen liegt, so können sie doch nicht wissen, ob ihre Kinder nicht einmahl den Weg des Heils verlassen; ob sie nicht vielleicht mit der Zeit in Gelegenheiten gerathen werden, in welchen die Früchte ihrer Mühe auf einmahl vereitelt werden. Wer anders kann hier helfen als Gott; und wenn er helfen, wenn er das bevorstehende Uebel abwenden soll, ist es dann nicht billig, daß die Aeltern diese besondere Gnade durch ein andächtiges Gebeth von ihm erflehen? Es läßt sich nichts Rührenderes denken, als Aeltern, welche auf ihre Kniee hingeworfen dem allmächtigen Gott die zärtlichen Sorgen ihrer Herzen in Betreff ihrer Kinder in einem inbrünstigen Gebethe darstellen. Wie kann Gott solch ein herzliches Gebeth verachten, besonders wenn die Aeltern sich nichts mehr angelegen seyn lassen, als ihre Kinder christlich zu erziehen; wenn sie ihnen bey jeder schicklichen Gelegenheit nützliche Lehren ertheilen, ihnen mit guten Beyspielen vorangehen, und sie gegen alle Gefahren der Verführung schützen. — Oft ist das Gebeth das einzige Mittel, welches den Aeltern übrig bleibt. Durch die Folgen der ersten Erziehung, welche sie vernachläßiget haben, sind ihre Kinder, zu reifern Jahren herangewachsen, unbändig geworden, oder dieses Uebel mag auch ohne die Schuld der Aeltern, wie der Fall möglich ist, geschehen seyn. Jetzt ist es zu spät, solche ausgeartete Kinder ziehen zu wollen; sie lachen über die Verweise ihrer Aeltern, und anstatt ihre

Strafen zu fürchten, sind sie oft so gottlos, daß sie ihnen selbst drohen. Was bleibt den Aeltern alsdann für ein beruhigenderer Trost in ihrem Kummer als das Gebeth? Und wenn sie die erste Erziehung nicht verwahrlost haben, und Gott das Uebel nicht zur Strafe ihrer Nachläßigkeit zugelassen hat, so haben sie die gegründetste Hoffnung, daß sie Gott von ihrer Prüfung erlösen, und ihr standhaftes Gebeth, wie jenes der h. Monika mit der Bekehrung ihrer Kinder belohnen wird.

Einfluß der natürlichen Liebe, welche die Aeltern zu ihren Kindern haben, auf das Erziehungsgeschäft.

In die Herzen der Aeltern hat der Schöpfer eine unwiderstehliche Liebe gelegt, nicht um dadurch ihrer Eigenliebe zu schmeicheln und ihnen einen angenehmen Genuß zu verschaffen, sondern damit die Beschwernisse ihres Standes und der Erziehung dadurch erleichtert würden. Neigte sich das Herz der Aeltern nicht aus einem angebohrenen Naturtriebe gegen ihre Kinder, so würden sie bey der Last, die auf ihnen ruhet, nicht so willig und nachsichtig gegen sie seyn. Aber bey vielen Aeltern ist diese Liebe mehr ein Hinderniß als ein Mittel der guten Erziehung Diese Liebe ist blind und täuschend; sie sieht zu wenig und zu viel: die Fehler der Kinder sieht sie nicht; dagegen sieht sie die guten Eigenschaften, welche sie vielleicht haben, in einem übertriebenen Lichte, und so geschieht es, daß die Aeltern von ihren Kindern ganz verkehrte Begriffe bekommen. Aeußert das Kind böse Neigungen, so sehen die Aeltern an demselben nichts als eine jugendliche Lebhaftigkeit, und anstatt diese bösen Neigungen genau zu beobachten, zu lenken und zu ersticken, gehen sie darüber weg, oder befestigen sie wohl gar durch ihren Beyfall; die Reden und Haudlungen des Kindes, so unbedeutend sie auch seyn mögen, sind in ihren Augen Zeichen von Witz und vielem Verstande; u. s. w.

Fasten, Siehe, Abtödtung.

Fegfeuer.

Die Lehre vom Fegfeuer betrachten wir vorzüglich unter dem Gesichtspunkte, in wiefern die Christen gegen ihre verstorbenen Brüder, welche vor dem Austritte aus dieser Welt der Gerechtigkeit Gottes ihre Schulden für ihre Sünden noch nicht vollkommen entrichtet haben, verbunden sind, durch ihre Beyhilfe die Erlösung der leidenden Seelen zu befördern, und dann in wiefern eben diese Beyhilfe denen selbst auch nützlich ist, welche sie leisten. Was die Festsetzung der Glaubenslehre an das Fegfeuer anbelangt, welche schon in den ersten Jahrhunderten von einigen Irrlehrern, besonders aber in neuern und den neusten Zeiten angegriffen worden ist, so halten wir dafür, daß es nicht ohne Nutzen seyn wird, sie auch theologisch zu beweisen, und darzuthun, welchen Grund sie in der h. Schrift hat, und wie die Erblehre der Kirche hierüber mit sich selbst immer übereinstimmend war. Ist die Glaubenslehre deutlich erwiesen, so ist alles übrige nur Schlußfolge, und dem Kaltsinne der Lebenden gegen ihre verstorbenen Brüder bleibt keine Ausflucht mehr übrig.

Erster Entwurf.

Ueber die Lehre vom Fegfeuer überhaupt.

Da eine jede Sünde, so gering sie auch an sich seyn mag, eine Beleidigung der Gerechtigkeit Gottes ist, so muß derjenige, der sie begangen hat, derselben vollkommen Genug thun, und seine Schuld gänzlich abtragen, bevor er einen Antheil an der ewigen Glückseligkeit haben kann, weil nichts Unreines ins Himmelreich eingehen wird. Aber weil Gott nicht nur unendlich gerecht, sondern auch unendlich barmherzig ist, so hat seine Güte zu den Menschen gewisse Mittel dargebothen, wodurch den strengen Forderungen seiner Gerechtigkeit Genüge geleistet werden kann, ohne daß der Sünder die bestimmte Bußzeit aushalte.

Diese Mittel bestehen in der Hilfe, wodurch die Lebendigen das harte Schicksal der Verstorbenen lindern und die Erlösung aus ihrem Quaalenorte beschleunigen können. — Laßt uns dies ausführlicher darstellen, und zeigen,

1 was die Gerechtigkeit Gottes von den verstorbenen Seelen fordert, welche ihr noch nicht vollkommen genug gethan haben, und

2 was die Barmherzigkeit Gottes thut, damit die Forderungen auf eine leichte Art befriediget werden.

Um uns einen richtigen Begriff von den Forderungen Gottes in Absicht auf die läßlichen Sünden zu machen, welche der Mensch in jener Welt abbüßen soll, müssen wir niemahls diese geringen Sünden an sich betrachten, das heißt in Ansehung des Vergnügens, welches sie dem Sünder bringen, sondern wir müssen erwägen, was sie in Ansehung Gottes sind, welchen wir dadurch beleidigen, denn

a eine jede Sünde, so gering und unbedeutend sie uns auch zu seyn scheint, ist ein Verbrechen gegen Gott. Je größer aber der Unterschied zwischen dem Beleidigten und dem Beleidiger ist, desto größer ist auch das Verbrechen. Aus dieser Ansicht läßt sichs abnehmen, wie groß die Strafwürdigkeit der läßlichen Sünden seyn müsse.

b Diese Strafwürdigkeit wird wieder unter einem andern Gesichtspunkte größer, weil der Sünder während seines Lebens so viele Gelegenheiten und Mittel in seiner Gewalt hatte, seine geringen Verbrechen auf eine sehr leichte Art abzubüßen und zu tilgen: diese Mittel sind die guten Werke, die h. Sakramente, die Abläße. Da er aber diese Mittel nicht gebrauchen wollte, so ist es der Gerechtigkeit Gottes gemäß, daß er in jener Welt auch für diese läßlichen Sünden büße.

Aber bey den strengen Forderungen der Gerechtigkeit Gottes in Absicht auf die verstorbenen Seelen zeigt sich seine Barmherzigkeit auf eine äußerst bewunderungswürdige Art. Eigent-

lich nur so lange der Mensch lebt, hat er Ansprüche auf die Güte Gottes, weil in dieser Welt das Reich seiner Barmherzigkeit gewißermaßen aufhört. Aber Gott erstreckt dieses Reich in jene Welt, indem er

a zum Beßten der leidenden Seelen die Gebethe derjenigen erhört, welche sich für sie bey ihm verwenden. Er läßt ihnen die Verdienste der guten Werke zukommen, welche die Lebendigen in Absicht auf sie verrichten, er eignet ihnen die Früchte des h. Meßopfers und der Abläße zu, und auf diese Art erstreckt sich die Barmherzigkeit Gottes bis ins Reich der Todten.

b Weil aber die Lebendigen ihre verstorbenen Brüder leicht vergessen möchten, wie es bey vielen nur zu oft der Fall ist, so hat er es ihnen zur Pflicht gemacht, der Verstorbenen zu gedenken, und bewegt sie zu diesem Werke der Liebe und Gerechtigkeit durch die Gnaden, welche er denen ertheilt, die dieses gute Werk ausüben; durch die heilsamen Gedanken, welche er in ihren Herzen erweckt, und durch die Hoffnung, daß sie dereinst auch von ihren zurückgelassenen Brüdern Hilfe erhalten werden.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Pflichten der Lebendigen gegen die Verstorbenen.

Die Menschen, welche auf dieser Welt untereinander leben, sollen durch ein doppeltes Band mit einander vereiniget seyn: das eine hat die Natur geknüpft und das andere die Religion. Der Gedanke: auch dieser ist ein Mensch, erweckt bey dem Anblicke eines unseres Gleichen, sey er, wer er immer will, ein gewisses Gefühl, welches die Natur in alle Menschenherzen gelegt hat, und welches ein deutlicher Beweis ist, daß sie uns alle mit einander verbrüdert hat. Mit einem noch edlern und erhabenern Bande umschlinget uns die Religion, indem sie uns lehret, daß wir alle zu derselben Glückseligkeit erschaffen, und mit demselben göttlichen Blute erkauft sind. Der Tod, der uns

fere Körper von einander trennt, soll die Bande nicht zerreißen, die unsern Geist mit dem Geiste anderer Menschen verbinden. Der Mensch soll seines verblichenen Mitmenschen nicht vergessen, der in jener Welt leidet, und der Christ soll an seinen verstorbenen Mitchristen denken, dessen Erlösung er durch sein Gebeth beschleunigen kann. — Um uns von den Pflichten der Lebendigen gegen die Verstorbenen vollkommen zu überzeugen, wollen wir untersuchen,

1 worauf diese Pflichten sich gründen, und

2 wie sie erfüllt werden sollen.

Der Glaube und die Vernunft lehren uns, daß weil nichts Unreines ins Himmelreich eingehen kann, in jener Welt nothwendiger Weise noch ein Ort seyn müsse, in welchem der Mensch von den Unreinigkeiten, die seiner Seele noch ankleben, gereinigt wird, und daß diese Reinigung mit unbeschreiblichen Quaalen verknüpft sey. Sind wir aber von dieser Wahrheit überzeugt, so fordert uns

a das Mitleid, welches die Natur in alle Menschenherzen gelegt hat, dringendst auf, unsern leidenden Mitmenschen zu Hilfe zu kommen, und uns für sie zu verwenden, damit ihren Leiden ein Ende gemacht werde, weil dies durch die Wirkung der unbegränzten Barmherzigkeit Gottes in unserer Gewalt liegt. Ebenso fordert uns

b die gegenseitige Liebe auf, welche die Religion uns Menschen, als Brüdern, als Kindern Gottes, als Miterben Jesu, zur Pflicht macht. Sind wir berufen wahre Jünger Jesu zu seyn, so können wir es nur dadurch beweisen, wie uns der Heiland versichert, wenn wir einander lieben, wie er uns geliebt hat. Gegen wen soll aber diese Liebe thätiger seyn, als gegen unsere im Fegfeuer leidenden Brüder? — Endlich fordert uns

c die Gerechtigkeit auf, für die verstorbenen Seelen zu bethen, weil wir vielen Vieles zu danken haben, als zum Beyspiele unsern Gutthätern, Freunden, Verwandten, Aeltern;

und weil wir viele während ihres Lebens geärgert, und vielleicht zu ihren Leiden beygetragen haben.

Wenn mit dem Tode des Menschen alles aufhören, und die Seele in jener Welt nicht fortleben würde, oder wenn wir alle unserer Bestimmung gemäß bey der Trennung unserer Seele von dem Körper ohne Ausnahme und Unterschied in den Schooß Abrahams aufgenommen würden, so hätten wir alle unsere Pflichten gegen die Todten erfüllt, wenn wir ihre sterbliche Ueberbleibsel mit Ehre zur Erde bestatten. Aber ein anderes lehret uns die Vernunft und der Glaube.

a Wir sollen also nicht glauben, daß wir unsere Pflichten erfüllt haben, wenn wir von einem heftigen Schmerz gerührt, häufige Thränen vergießen. Dies bewirkt bey uns die Natur auch gegen unsern Willen. Unser Mitleid soll edler seyn und sich nicht auf bloße Gefühle beschränken.

b Das Andenken an die Todten soll nicht blos eine kurze Zeit dauern, sondern so lange wir leben, sollen wir jene nicht vergessen, die uns vorgegangen sind, weil wir ebenfalls von jenen, welche wir zurücklassen, niemahls vergessen zu werden, wünschen. Daß die Zeit die Wunden des Verlustes heile, ist natürlich, aber das Andenken an die Verstorbenen, in unserm Gebethe, soll sie nie tilgen.

c Auch nicht auf ein bloßes Andenken beschränkt sich unsere Pflicht, sondern auf Werke, wodurch wir uns Verdienste vor Gott erwerben, und welche Verdienste wir ihn bitten den leidenden Seelen zuzueignen, und sie aufzunehmen, als wären die Werke von ihnen selbst verrichtet worden.

Dritter Entwurf.

Ueber den Nutzen, der aus dem Andenken der Lebendigen an die Todten entsteht.

Der Nutzen, den wir den Verstorbenen bringen durch unser andächtiges Andenken an sie und durch die guten Werke, welche wir in Absicht auf die Beschleunigung ihrer Erlösung ver-

richten, wirkt gleichsam auf uns selbst wieder zurück, indem wir für unsere Seele einen sehr großen Nutzen aus unsern Werken der Barmherzigkeit ziehen, ohne daß deshalb den daraus entstehenden Verdiensten, welche wir den leidenden Seelen zueignen wollen, etwas entzogen werde. Ihnen werden die Früchte unserer guten Werke zu Theil, und wir genießen andere Früchte, welche uns aus der Liebe zu den Verstorbenen zukommen, und womit Gott uns belohnt. Wir wollen also ausführlich erklären,

Wie die Andacht gegen die Todten in Absicht auf ihre Erlösung auf die Lebendigen zurückwirkt.

An jedem guten Werke kann man zwey Dinge betrachten: das Werk selbst, und die Absicht, aus welcher man es verrichtet. In dieser Ansicht der Werke, welche die Lebendigen für die Verstorbenen verrichten, liegt der Grund des Nutzens, welchen auch die Lebendigen daraus ziehen.

a Es ist nicht möglich an den Zustand der Todten in jener Welt zu denken, ohne daß wir zugleich denken, daß die Reihe wohl bald auch an uns kommen werde. Die Ungewißheit des Augenblicks, die schrecklichen Folgen, welche damit verknüpft sind, erinnern von selbst an die Nothwendigkeit sich auf jenen ungewissen Augenblick gehörig vorzubereiten.

b Die Betrachtung der Leiden, welche die Verstorbenen wegen kleiner Sünden, die wir eben so wie sie und vielleicht in noch größerer Menge begehen, erdulden müssen, erweckt eine heilsame Furcht vor diesen Leiden; sie machet behutsam, lehret über sich selbst nachzudenken, und die Mittel auszuforschen, um jene Sünden, die man bisher so wenig achtete, für die Zukunft zu meiden. Die Betrachtung der schrecklichen Leiden, mit welchen man seine läßlichen Sünden in jener Welt abbüßen muß, da man sie doch in diesem Leben mit so wenig Mühe tilgen könnte, erregt in dem Herzen des Bethenden Liebe zu den Bußwerken, gegen

welche er sehr gleichgültig oder denen er vielleicht ganz abgeneigt war.

c Die guten Werke, welche der Mensch verrichtet, sind nicht bloß eine Quelle von Verdiensten, die aus den Früchten des Kreuztodes Jesu fließen, und die wir durch die Wirkung einer ganz besondern Güte Gottes den Todten zueignen können, sondern sie sind auch noch eine Quelle von Gnaden, womit Gott die Absicht und den guten Willen dessen belohnt, der sie verrichtet, um ihn dadurch zu bewegen, seinen Seeleneifer immer mehr zu entflammen, und seiner Gnaden dadurch immer würdiger zu werden.

d Alles ist an einem glücklichen Tode gelegen; diese letzte Gnade ist zugleich der Zweck und die Krone aller übrigen, und auf diese letzte Gnade soll unser ganzes Bestreben hinzielen. Wer darf aber mehr Hoffnung haben, von Gott die Gnade eines glücklichen Todes zu erhalten, als derjenige, der oft an den Tod denkt, sich für die Todten eifrig verwendet, für sie bethet, und gute Werke verrichtet, damit ihnen die Früchte eines glücklichen Todes zu Theil werden.

e Alle Seelen, die jetzt im Fegfeuer sind, werden dereinst in den Besitz der Glückseligkeit treten, die ihrer wartet; zugleich werden sie auch zu dem hohen Ansehen gelangen, in welchem die Heiligen im Himmel bey Gott stehen. Ist es demnach nicht natürlich, daß diese erlösten Seelen sich aufs thätigste für diejenigen bey Gott verwenden werden, welche zur Beschleunigung ihrer Erlösung beygetragen haben, und daß im Falle eben jene Menschen auch in die Lage gerathen sollten, in welcher sie selbst waren, sie zu ihrer Rettung die ganze Macht ihrer Fürsprache anwenden werden?

Vierter Entwurf.

Ueber die Beweggründe und Mittel, welche dem andächtigen Andenken der Lebendigen an die Todten, zum Grunde liegen.

Es läßt sich kaum ein rührenderer Anblick denken, als eine Versammlung, in welcher die Christen sich mit einander vereinigen, um über das Schicksal ihrer verblichenen Mitmenschen, worunter ein jeder Gutthäter und Freunde, Bekannte und Verwandte, Aeltern und Geschwister zählt, in stiller Andacht nachzudenken. Ist das Herz des Christen eines Mitgefühls fähig, so soll es bey dem Andenken an jene Seelen rege werden, welche der Gerechtigkeit Gottes ihre letzten Schulden abtragen, und in unsäglichen Schmerzen dem Ende ihrer Erlösung entgegensehen, besonders wenn es in des Christen Gewalt ist, wie Niemand unter uns daran zweifelt, durch sein Zuthun diese Erlösung zu befördern. — Laßt uns nun heute nachdenken

1 über die Beweggründe, welche einen jeden antreiben sollen, zur Erlösung der leidenden Seelen das Seinige beyzutragen, und dann

2 die Mittel darstellen, durch welche diese Erlösung befördert werden kann.

Gott ist höchst gerecht; nichts kann er ungestraft lassen, wenn die Zeit der Vergeltung einmahl gekommen ist. Haben wir also in diesem Leben unsere Sünden nicht gänzlich abgebüßt, und um seiner Gerechtigkeit genug zu thun, die Mittel nicht benützt, die seine Barmherzigkeit uns anboth, so müssen wir noch in jener Welt dafür büßen. Aber auch jetzt bleibt der Wunsch Gottes immer noch, daß die leidenden Seelen aus ihrem Qualenorte aufs Schleunigste erlöst werden. Der erste Beweggrund, der uns antreiben soll, an die leidenden Seelen zu denken ist demnach schon

a der Wunsch Gottes, daß alle Menschen glücklich seyn, und daß nicht seine Gerechtigkeit durch die Strafen, welche sie erdulden, sondern seine Barmherzigkeit durch das Glück, welches sie genießen, offenbar werde. Zu diesem Ende hat

er uns die Gewalt gegeben, durch die Zueignung der Verdienste, welche wir uns durch unsere guten Werke erwerben können, den im Fegfeuer leidenden Seelen Linderung zu bringen. — Der zweyte Beweggrund ist

b die Sehnsucht dieser Seelen nach der Erlösung aus ihren Peinen. Die Natur und die Religion oft auch noch die Dankbarkeit fordern uns auf, ihnen zu helfen; sie sind Menschen wie wir, durch dasselbe Blut Jesu erkauft; sie sind Freunde Gottes, und haben ein Recht zum Himmelreich. In unserer Gewalt liegt es, das Hinderniß, welches sie vom Genusse ihres Rechts entfernt, wegzuräumen. — Der dritte Beweggrund ist,

c unser eigener Nutzen. Helfen wir den im Fegfeuer leidenden Seelen ihre Schulden abzutragen, so bezahlen wir dadurch auch die unsrigen; indem Gott die Verdienste, welche wir ihnen zueignen, mit ihrer Erlösung belohnet, belohnet er zugleich unsern Eifer mit Gnaden, welche uns auf die Wege des Heils führen, und uns auf denselben festhalten.

Wunderbar ist die Güte Gottes in den Mitteln, welche sie den lebenden Menschen anbiethet, das Schicksal ihrer verstorbenen Brüder zu lindern, diese Mittel sind:

a Die Gebethe, welche wir in dieser Absicht verrichten; das Fasten, wodurch wir uns abtödten; das Almosen, welches wir geben, und andere dergleichen gute Werke, wodurch wir uns vor Gott Verdienste erwerben können.

b Das h. Meßopfer, welches nach der Erklärung des Tridentinschen Kirchenraths ganz besonders dazu geeignet ist, durch seinen unendlichen Werth die Erlösung der leidenden Seelen zu beschleunigen.

c Die Ablässe, welche ein Ausfluß aus dem unerschöpflichen Schatze der Kirche, und wovon viele auf die leidenden Seelen anwendbar sind. Wir gewinnen sie in ihrem Nahmen, und die Früchte werden ihnen zu Theil.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Hiob. 19, 21. Pf. 10, 2. Pf. 65, 11. Syr. 38, 16. Zach. 9, 11. 2. Machab. 12, 43 — 46. Matth. 5, 7. 26. Cap. 12, 31. 32. Mark. 4, 24. Luk. 16, 9. 1. Cor. 3, 13 — 15. Hebr. 13, 3. Offenb. 21, 27. Pf. 40, 1.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Jenes Reinigungsfeuer ist schmerzhafter, als alle Peinen, welche man sehen, empfinden oder denken kann. Augustinus Serm. 41. de Sanctis.

Dieses Feuer, ob es gleich nicht ewig ist, ist doch auf eine ganz wunderbare Art schmerzhaft, denn es übertrifft eine jede Pein, die der Mensch in diesem Leben je erduldet hat, oder erdulden kann. Derf. de igne purgatorio.

In diesem vorübergehenden Feuer, von welchem der Apostel sagt: er wird gerettet werden, doch aber durch das Feuer, wird man nicht von schweren, sondern von geringen Sünden gereiniget. Derf. Serm. 41. de Sanctis.

Je größer die Zahl der Sünden ist, desto länger wird man im vorübergehenden Reinigungsfeuer bleiben. Derf. Lib. de 50. Homil. Homil. 16.

Ein jeder bemühe sich also nach Kräften, daß er die schweren Sünden meide, und die geringen durch gute Werke abbüße, damit von diesen letzten nichts übrig bleibe, das von diesem Feuer verzehrt werden muß. Derf. Serm. 41. de Sanctis.

Mögen die Irrlehrer dagegen einwenden, was sie wollen; es ist ein sehr alter Gebrauch der Kirche für die Verstorbenen zu bethen und zu opfern. Derf. Lib. de Hœres. hœresi 53.

Ich bethe für die Abgestorbenen, damit wenn sie einst im ewigen Himmelreiche seyn werden, sie es nicht versäumen, auch für mich zu bethen. Derf. Lib. 21. de Civitate Cap. 10.

In den Gebethen des Priesters, welche am Altare verrichtet werden, empfiehlt man Gott auch die Abgestorbenen. Augustinus de Cura mortuorum. Cap. 2.

Ich weiß, daß nach diesem Leben einige in Reinigungsflammen werden büssen müssen. Gregorius. in Expositione Pf. 8. Poenit.

Wenn der Apostel sagt, er wird gerettet werden, doch aber durch das Feuer, zeigt er, daß derjenige zwar zur Seligkeit gelangen wird, aber daß er muß die Strafe des Feuers erdulden, damit er durch das Feuer gereinigt werde, jedoch nicht wie die Gottlosen wird er auf immer in einem ewigen Feuer gepeiniget. Ambrosius. in 1. ad Cor.

Den Seelen bringen wir jährlich an einem bestimmten Tage Linderung. Tertullian. de Corona militis.

Den Verstorbenen muß man zu Hilfe kommen, nicht mit Thränen sondern mit Gebeth, mit Almosen und mit Opfern. Chrysostomus. Homil. 40. in 1. ad Cor.

Der Gebrauch für die Todten zu bethen, ist uns von den ersten Jüngern Jesu überbracht worden. Gregorius v. Nyssa. Orat. pro mortuis.

Die Peinen der Hölle und des Fegfeuers sind von einander nicht verschieden, sie sind an Stärke und Größe gleich. Das einzige, worin sie sich von einander unterscheiden, ist, daß die Peinen der Hölle kein Ende haben, jene des Fegfeuers aber ein Ende nehmen werden. Cyrillus. Hierosolym. vel alius in Epist. ad Augustinum.

O Peinen der Barmherzigkeit! Gott züchtiget und liebet. Der h. Leo.

Ihr sollet wissen, daß man nach diesem Leben im Fegfeuer hundertfach wird abzahlen müssen, was man hier vernachläßiget hat. Bernardus de Obitu Umberti.

Das unblutige Opfer ist ein Versöhnungsopfer für die Todten. Gregorius.

Die Apostel haben es verordnet, daß man in diesen ehr-

furchtsvollen Geheimnissen der Verstorbenen gedenke. Chrysostomus. Homil. 69. ad Popul. Antioch.

Was jene anbelangt, welche mit einer wahren Buße in der Freundschaft Gottes sterben, beschließen wir, daß so lange sie durch würdige Früchte der Buße für ihre Sünden nicht genug gethan haben, ihre Seelen nach dem Tode im Reinigungsfeuer gereiniget werden. Der Florentinische Kirchenrath.

Wir glauben, daß den Seelen im Fegfeuer durch die Gebethe der Glaubigen besonders aber durch das heilige Meßopfer kann geholfen werden. Der Tridentinische Kirchenrath. Sess. 22. Cap. 2. de sacrif. Miss. et Professio fidei concil. trid.

Ausgearbeitete Stellen.

Worauf die Lehre vom Fegfeuer sich gründet.

Da nichts Unreines ins Himmelreich eingehen kann, so muß nothwendiger Weise in jener Welt ein Ort seyn, wo jene Seelen, welche diese Welt zwar in der Freundschaft Gottes, im Stande der Gnade verlassen, aber noch mit kleinen Flecken bemackelt sind, von diesen kleinen Flecken gereinigt werden können. Auf diesen ganz einfachen Vernunftschluß gründet sich die Lehre vom Fegfeuer. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums war der Gebrauch allgemein, für die Verstorbenen zu bethen, damit Gott sie von den Peinen erlöse, welche sie wegen ihrer geringen Sünden, und wegen noch nicht erlittener Strafen für schwere Sünden, erdulden müssen. Der h. Chrysostomus sagt uns sogar, was zu den Zeiten der Apostel im Gebrauche war. „Aus guten Gründen, schreibt er, haben die „Apostel verordnet, daß in dem h. Meßopfer ein Andenken an „die Todten gemacht werde, denn sie wußten wohl, wie nützlich „dies den Todten sey.“ Dieser Lehre stimmen alle h. Väter

der ersten Kirche bey, und haben Vieles über das Fegfeuer und die Pflichten der Lebendigen gegen die Todten gelehrt. Auch die ältesten Kirchenräthe haben verschiedene Verordnungen zur Bekräftigung dieser Lehre gemacht. Der dritte Kirchenrath, der zu Karthago gehalten wurde, und welchem der h. Augustin beywohnte, hat verordnet, daß, wofern man nach Mittag verstorbene Seelen Gott empfehlen müsse, es blos durch Gebethe geschehen soll. Dies befahl der Kirchenrath, einem vorhergehenden Verbothe gemäß, das h. Meßopfer zu verrichten, wenn man nicht mehr nüchtern ist. Der Nicänsche Kirchenrath hat gleichfalls verordnet, daß wenn ein Bischof stirbt, man sogleich allen Kirchen und Klöstern des Bisthums davon Nachricht geben soll, damit für ihn gebethet werde.

Erklärung einiger Stellen aus der h. Schrift nach dem Sinne der h. Väter, welche die Lehre vom Fegfeuer betreffen.

Ob wir gleich in den Büchern des neuen Bundes keine Stellen finden, die auf eine ganz deutliche Art von dem Fegfeuer reden, so giebt es doch einige, welche die h. Väter einstimmig von dem Fegfeuer erklären. Beym Matthäus 5, redet der Heiland von einem Kerker, in welchen der Schuldner, der seine Schuld nicht ganz entrichtet hat, wird geworfen werden, um in demselben so lange zu bleiben, bis er den letzten Heller wird abbezahlt haben. Hieraus schließen Tertullian, Cyprian, Hieronymus und Eucherius, daß in jener Welt eine Art von Kerker seyn müsse, in welchem die Seelen der Verstorbenen so lange gereinigt werden, bis sie der göttlichen Gerechtigkeit vollkommen Genug gethan haben. — Jesus redet von einer Sünde, welche weder in dieser noch in jener Welt wird nachgelassen werden. Matth. 12. Hieraus schließen die Heiligen, Gregorius, Isidorus und Bernardus, daß es gewisse Sünden geben müsse, welche in der andern Welt können nachgelassen werden, und weil aus der Hölle keine Rettung möglich

ist, so muß es also einen andern Ort geben, in welchem man Sünden abbüßen kann. — In seinem ersten Briefe an die Korinther 3, sagt Paulus: Er selbst wird gerettet werden, doch nicht anders als durch das Feuer. Diese Stellen erklären Origenes, Theodoret, Paulinus, Hieronymus, Ambrosius und Augustinus von dem Fegfeuer, weil der Sünder, der die Feuerprobe aushalten muß, nachher wird erlöst werden, um in den Besitz der ewigen Glückseligkeit zu treten.

Die Lehre vom Fegfeuer ist eine Glaubenslehre der katholischen Kirche.

Daß ein von dem Himmel und der Hölle verschiedener Ort sey, in welchem nach dem Tode unsere Seelen, auf eine gewiße Zeit der Anschauung Gottes beraubt, die noch übrigen Strafen für die nicht ganz abgebüßten Sünden, werden erleiden müssen, und daß diesen Seelen durch das Gebeth und andere gute Werke der Glaubigen könne geholfen werden: dieß ist die Lehre der katholischen Kirche. Eine Lehre, die durch das Benehmen Jesu befestiget ist, indem er diese auch bey den Juden eingeführte, und durch das Beyspiel des Judas Machabäus bestätigte Meinung niemahls, wie sonst alle abergläubische Ueberlieferungen, bestritten hat. Eine Lehre, die durch die evangelischen Stellen bey Matth. 5, 26. bey eben demselben 12, 32. und bey Paulus an die Korinther 1. 3, 13. nach einer übereinstimmenden Auslegung der Väter erwiesen ist. Eine Lehre, die durch eine ununterbrochene Ueberlieferung, welche Tertullian, Epiphanius, Gregorius von Nyßa, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus bezeugen, aufbewahret wird. Eine Lehre, welche die Kirche in ihren Liturgien, Meßgebethen, Opfern und andern frommen Gebräuchen fortgepflanzt hat, und die von allen katholischen Christen bis hierher fest geglaubt wird. Aus diesen Beweisgründen für die Wirklichkeit des Fegfeuers erhellet zugleich, was wir zum Besten dieser Seelen, die nur leiden, nicht aber verdienstliche Buße wirken können, thun sollen und wie die Ge-

bethe, die guten Werke, die Sakramente und Meßopfer für sie ein Erleichterungs- und Rettungsmittel sind; oder die Väter müßten sich in ihren deutlichsten Aussprüchen geirrt, und die Kirche sich im wichtigsten Theile ihres Gottesdienstes, in dem Meßopfer und andern verordneten heiligen Gebräuchen, unnütz für die Verstorbenen bisher beschäftiget haben.

Die Strafen des Fegfeuers sind gerecht.

Um uns einen richtigen Begriff von der Sünde zu machen, müssen wir sie nicht an sich betrachten, sondern in wiefern sie eine Beleidigung Gottes ist. Wer die Strafe, welche die Sünde verdient, an dem Vergnügen abmessen wollte, welches sie dem Sünder gewährt, dürfte wegen seines ewigen Looses nicht sehr besorgt seyn; denn was ist es, dieses Vergnügen? — Ein augenblicklicher Genuß, der sehr unvollkommen ist; ein Vergnügen, das oft bittere Folgen nach sich zieht, und wodurch es der Sünder schon theuer genug erkaufen muß. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, müßte also die Strafe der Sünde auch nur eine kurze Zeit dauern, und sie dürfte auch nicht heftiger seyn, als das Vergnügen der Sünde groß war. — Unter Menschen, welche einander beleidigt haben, wäre ein solches Urtheil gewißer Maßen so ziemlich richtig. Aber auf die Verbrechen gegen Gott kann es nicht angewendet werden. Je größer der Unterschied zwischen demjenigen ist, der beleidigt wird, und zwischen demjenigen, der beleidigt hat, desto größer ist auch die Sünde; die Beleidigungen Gottes sind daher solche Verbrechen, deren Strafwürdigkeit Niemand bestimmen kann, weil Niemand den Raum zu berechnen im Stande ist, der zwischen Gott und dem Menschen liegt. Wenn uns also die heil. Schrift sagt, daß die Todsünden in einem ewigen Feuer, dessen Heftigkeit alle unsere Vorstellungen übertrifft, werden gestraft werden, so darf man sich über diesen schrecklichen Ausspruch nicht wundern. Denn was ist der Mensch gegen Gott?

Die Strafen des Fegfeuers sind schrecklich.

Wenn die Strafen der Todsünden schrecklich sind, so läßt sich schon ohne weitere Untersuchung daraus abnehmen, daß jene der läßlichen Sünden und der noch nicht abgebüßten Schulden für schwere Vergehungen auch äußerst hart seyn müssen; denn ob sie gleich dem Sünder die Gnade Gottes nicht entziehen, so bleiben sie doch immer Beleidigungen Gottes, oder Schulden, die wir abzutragen verpflichtet sind. Und wer wird sich die Strafe vorstellen können, wodurch der Mensch seinem beleidigten Gott genug thun kann? Erbarmungswürdig ist also allerdings das Schicksal jener Seelen, welche diese Welt verlassen, ohne die Schuld für ihre Vergehungen gänzlich abgetragen zu haben. Denn in der andern Welt ist dieses nicht mehr so leicht wie hier; dort giebt es keine Sakramente, keine Abläße, keine Gnadenmittel; dort kann der Mensch durch gute Werke, durch Bethen, Fasten, Almosen geben der göttlichen Gerechtigkeit kraft der Verdienste Jesu nicht mehr genugthun; dort kann er nicht wie hier durch Selbstverleugnung, durch Ausübung strenger Tugenden, durch genaue Erfüllung seiner Pflichten die Barmherzigkeit Gottes erweichen; er selbst kann zur Beschleunigung seiner Erlösung nichts mehr thun. Alles muß es vergelten, alles muß er gut machen, alles muß er selbst abbezahlen, wenn seine noch lebenden Freunde und Verwandten ihm nicht zu Hilfe kommen, und für ihn nicht ihre Verdienste, die sie noch erwerben können, Gott opfern. Soll daher die Erinnerung an die großen Schmerzen, welche die Seelen im Fegfeuer leiden, und worunter sich viele befinden, die uns theuer waren, nicht jeden gefühlvollen Christen bewegen, sich bey Gott für sie zu verwenden, und so viel an ihm liegt, zur Linderung ihres Schicksals beyzutragen?

Durch welche Mittel die Lebendigen den Todten helfen können.

Der Glaube lehret uns, daß wenn der Christ, der im Besitze der Gnade Gottes ist, gute Werke verrichtet, so erwirbt

er sich dadurch Verdienste in Absicht auf das ewige Himmelreich. Diese Verdienste kann er den leidenden Seelen im Fegfeuer zueignen. Der barmherzige Gott nimmt alsdann diese Verdienste an, als hätten sie die leidenden Seelen selbst erworben, und ihre Erlösung wird nach Verhältniß derselben befördert. Das Gebeth ist ein sehr kräftiges Mittel, sich Gott geneigt zu machen, seine Barmherzigkeit zu erwecken, und sich Verdienste zu erwerben; er selbst hat es uns in allen Anliegen empfohlen; so ist es auch für die Seelen im Fegfeuer ein kräftiges Linderungsmittel. Ebenso können auch die Lebendigen den Verstorbenen durch Fasten und Almosen sehr behilflich seyn, weil diese Werke Gott angenehm sind. Unter dem Worte Fasten verstehen wir aber nicht blos jene Abtödtungen des Körpers, welche in der Entziehung der Speisen und Getränke bestehen, sondern jede Abtödtung des Fleisches und der Sinne, jede freywillige Entsagung irdischer Vergnügen, jede Einschränkung der Begierden unserer Sinnlichkeit, jede Demüthigung unseres Stolzes, und jede Kränkung unserer Eigenliebe, so wie wir auch unter Almosen jeden Liebesdienst, jede Unterstützung des Hilflosen, und jedes Werk der Barmherzigkeit verstehen.

Ein anderes Mittel sind die Ablässe.

Um den Bußeifer, der seit der Entstehung des Christenthums von Jahr zu Jahre immer mehr erkaltete, wieder anzufeuern, oder vielmehr um den Mangel desselben gleichsam zu ersetzen, hat die Kirche den Schatz geöffnet, welcher aus den Genugthuungen, die Jesus durch seinen Tod am Kreuze seinem Vater geleistet hat, so wie auch aus den Verdiensten Mariä und der Heiligen besteht. Diese Verdienste, welche die Kirche den Glaubigen anbiethet, kann ein jeder entweder für sich selbst benützen, oder sie den verstorbenen zu Theil werden lassen, damit durch diese Verdienste, welche die Kraft haben, die Strafen der andern Welt auszulöschen, ihre Erlösung beschleuniget werde. Wie sehr soll es daher jedem Christen am Herzen liegen, dies

ses Mittel zu benützen um den leidenden Seelen zu helfen, da die Kirche durch ihre nachsichtvolle Güte ihn so zudringlich einladet, die Schätze anzunehmen, welche sie ihm darbiethet.

Das h. Meßopfer bewirkt auch die Erlösung der leidenden Seelen.

Schon im alten Bunde, wie wir aus dem zweyten Buche der Machabäer ersehen, fand der Gebrauch statt für die Todten Opfer darzubringen, damit sie von ihren Sünden entledigt würden. Der Heerführer Judas ließ nach einer Schlacht, wo viele auf dem Felde blieben, eine Geldsammlung machen, welche zwölf tausend Silberdrachmen auswarf, und schickte das Geld nach Jerusalem, damit es zu Opfern für die Todtgebliebenen verwendet würde. Diesen Gebrauch, für die Todten zu bethen, nennt die Schrift einen heiligen und heilsamen Gedanken. — Wenn aber die unvollkommenen Opfer des alten Bundes zur Erlösung der Verstorbenen etwas beytragen konnten, um wie viel mehr wird das h. Meßopfer, dessen Verdienste von einem unendlichen Werthe sind, in dieser Absicht wirksam seyn? Starb nicht Jesus am Kreuze auch für die Todten, da er selbst in ihren Wohnsitz hinabstieg, um ihnen die Früchte seines Todes zu bringen? Zu allen Zeiten der Kirche ist das h. Meßopfer für die Verstorbenen verrichtet worden, wie es aus tausend Stellen der h. Väter erweislich ist, und von jeher waren in den dabey vorgeschriebenen Gebräuchen eigene Gebethe für die Lebendigen und für die Todten enthalten.

Gott höret die Gebethe für die Verstorbenen gerne an.

Wenn wir bedenken, daß alle Seelen, die im Fegfeuer leiden, im Besitze jener Gnade sind, welche den Menschen zu einem Freunde Gottes machet, und ihm den Eingang in das Himmelreich zusichert, so läßt sich leicht denken, daß er sie sehr liebt; und ungeachtet er sie so hart strafet, so liebt sie doch sein Vaterherz, wie der h. Gregorius sagt, weil durch die Strafen,

welche sie erdulden, seiner Gerechtigkeit genug gethan werden muß. Wenn aber die Menschen auf der Erde diese Pflicht für ihre verstorbenen Brüder entrichten, und sich durch ein andächtiges Gebeth zu Gott wenden, um ihm in ihrem Nahmen die erforderliche Genugthuung zu leisten, wird sich Gott nicht äußerst geneigt zeigen, diese Genugthuung anzunehmen? Nichts kann der Liebe Gottes zu den Menschen gefälliger seyn, als die Liebe, welche sie einander erzeigen, und das thätige Mitgefühl, wodurch einer des andern Schicksal zu lindern suchet, da er uns selbst so herzlich zuredete, uns einander so zu lieben, wie er uns liebte, und unsere Liebe nicht blos mit Worten, sondern durch Werke zu beweisen auffordert.

Wie das Mitgefühl gegen die Verstorbenen aufgeweckt und thätig gemacht werden kann.

Um uns zu bewegen diese Christenpflicht gegen die Todten zu erfüllen, möchte es wohl nothwendig seyn, daß wir zuweilen im Geiste ins Fegfeuer hinabstiegen, daß wir dort in Gedanken so viele unserer Freunde und Verwandte, unserer Geschwister, Aeltern und Kinder und so viele von Jedermann verlassene Seelen betrachteten, die so sehnlich nach dem Augenblicke ihrer Erlösung seufzen, oder daß wir uns selbst in einen Ort hineindächten, wo unter den Rechtschaffensten nur die Wenigsten nicht noch etwas werden abzubüssen haben. Würden wir nachher so gleichgültig über die Grabhügel derjenigen hinschreiten, die uns im Leben theuer waren? Würden wir uns ihre Nahmen ins Gedächtniß zurückrufen können, ohne durch ein andächtiges Gebeth auch Etwas zu ihrer Erlösung beyzutragen! Und wenn alles dies nichts auf uns vermöchte, so sollte doch der Gedanke uns aus unserer Gleichgültigkeit aufwecken, daß wir alle diejenigen, für welche wir bethen, uns zu Fürsprechern machen, welche sich dereinst auch für uns bey Gott verwenden werden, damit auch unsere Erlösung, wenn wir ihre Stelle werden eingenommen haben, beschleunigt werde.

Das Andenken an die Todten erinnert uns an unsern eigenen Tod und an unser zukünftiges Schicksal.

Wer kann wohl die Grabstätten der abgeschiedenen Brüder betrachten, in der Absicht, für sie bey Gott um Barmherzigkeit zu flehen, ohne daß sich ihm die wichtigsten Wahrheiten aufdringen? Hier wird er mächtig erinnert an die Gewißheit des Todes, an die Hinfälligkeit alles Irdischen, an die Kürze der Freuden und Leiden, an die darauf folgende Belohnung oder Strafe, an die glückselige oder unglückselige Auferstehung. Und was soll und muß diese Betrachtung in uns wirken? wird der Sünder, der sich sicher zu seyn glaubt, wenn er so viele Grabstätten vor sich sieht, in welchen Leichnahme modern, die in der Blüthe ihrer Jahre, mitten aus dem Gewirre der Weltsorgen und Freuden, in den hoffnungsvollsten Planen, ohne vorgehende Ahndung, ganz unvermuthet aus der Zahl der Lebenden entrissen wurden, und die vielleicht den bedenklichen Schritt in die Ewigkeit machen mußten, ehe die Verworrenheiten ihres Gewissens, und ihrer Haushaltung in Ordnung gebracht, ehe die Neigung zur Sünde durch einen ächten Bußgeist getilget, und die unordentliche Weltliebe von einer herrschenden Liebe Gottes verdrängt worden war; für die man also ein günstiges Gericht zwar wünschte, aber nach den Grundsätzen der Religion nicht hoffen könnte; wird, sage ich, der Sünder, der, ohne an die Ewigkeit zu denken, ruhig lebt, durch diese grauenvolle Vorstellungen nicht aufgeweckt werden, durch eine schleunige Herzens- und Sittenänderung, durch eine aufrichtige Zurückkehr, durch eine reumüthige Buße, die Ruhe des Gewissens herzustellen, die Gnade der Kinder Gottes zu erwerben, um nicht unbereitet von einem unglückseligen Tode überrascht, und in die Hände eines unerbittlichen Richters zu kommen? Gewiß nur der gedankenlose, seines Heils vergessene, oder verhärtete Sünder kann die Ruhestätte der Verstorbenen ohne diese bußfertige Empfindungen verlassen. Und wie lehrreich muß auch dem Frommen die Besuchung der Gräber werden! Hier wird in ihm die tröstliche

Wahrheit erwachen: es ist mit diesem Leben nicht alles aus; der edlere Theil des Menschen, sein Geist, ist zur Unsterblichkeit erschaffen; es giebt eine Auferstehung; die hier ruhenden gottseligen Mitbrüder hätten vergebens eine heiße Sehnsucht nach einem bessern Leben gefühlt, hätten umsonst mit so vielen Kämpfen die Tugend behauptet, hätten ohne Nutzen so viele Leiden, Drangsale und Verfolgungen um der Gerechtigkeit willen ertragen, wenn sich mit dem Tode alles endigte, wenn jenseit des Grabes die Begierde nach dauernder Glückseligkeit nicht gestillt würde, und der hier mißkannte und gedrückte Gerechte keine Belohnung zu erwarten hätte; durch diese auf dem Kirchhofe gesammelten Gedanken wird der Tugendhafte mit neuem Muthe sich der Rechtschaffenheit weihen, den rauhen Leidenspfad mit erneuten Kräften betreten, die ermunternden Beyspiele der abgelebten Gerechten sich stäts vergegenwärtigen, und bey dem niederschlagenden Drange der Anfechtungen und Kränkungen auf die jenseit bereiteten Freuden schauen.

Durch das Andenken an die Todten befördern wir die Ehre Gottes, und machen uns Fürsprecher bey ihm.

Es ist eine unleugbare Wahrheit, daß alle diejenigen zur Beförderung der Ehre Gottes beytragen, welche sich nach Kräften bemühen, daß sein Wunsch, die Zahl der Seligen sich immer mehr vergrössern zu sehen, erfüllt werde. Ist dies nicht auch ein Zweck des Gebeths für die Abgestorbenen? Wird Gott diesen Eifer für sein Haus, der die Herzen der andächtigen Menschen belebt, nicht belohnen? Wird er ihnen nicht manche Gnaden ertheilen, wodurch er sie an ihre Schwachheiten erinnert, und sie bewegt, der ewigen Gerechtigkeit schon hienieden genug zu thun, damit sie dieselben nicht auch in der andern Welt abbüßen müssen? — Alle Seelen, die jetzt noch im Fegfeuer leiden, treten nach ihrer Erlösung in den Besitz aller Vorrechte der Heiligen, indem sie unter ihre Zahl aufgenommen werden; sie stehen bey Gott in eben dem Ansehen; sie vermögen eben so

vieles bey ihm, wie diese. Werden sie sich nicht dankbar gegen diejenigen zeigen, die durch ihr Gebeth zur Beschleunigung ihrer Erlösung beygetragen haben? Werden sie nicht mit gleichem Eifer sich für diejenigen verwenden, die auch ihrer eingedenk waren? Wer also für die verstorbenen Seelen bethet, erweist nicht blos seinem Nächsten einen Dienst der Liebe, sondern er verschafft auch sich selbst einen Nutzen; sein Gebeth wird mit der Zeit auf ihn selbst zurückwirken, wenn er sich auch an dem Orte befinden wird, wo jetzt diejenigen leiden, für welche er Linderung erfleht. —

Durch das Andenken an die Verstorbenen lernen wir Gottes Gerechtigkeit fürchten.

Wenn ihr christliche Freunde! die im Fegfeuer schmachtenden Seelen betrachtet, so werdet ihr aus dieser Betrachtung den Nutzen schöpfen, daß ihr Gottes Gerechtigkeit fürchten lernet, welche ihren Schauplatz in dem Reinigungsorte errichtet hat; ihr werdet lernen, daß sie geliebte, auserwählte, in der Gnade befestigte Seelen nicht eher aus dem Kerker erlediget, bis sie nicht die kleinste ihrer Schulden abgetragen haben; daß auch kleine von euch wenig geachtete, mit vielem Leichtsinne, und in Menge begangene Sünden mit möglichster Sorgfalt zu vermeiden sind, weil diese unbedeutend-scheinenden Mackeln an den liebsten Söhnen des ewigen Vaters nur durchs Feuer gereiniget werden können; so werdet ihr auch lernen, hier durch reumüthig geweinte Thränen, durch die Seufzer eines aufrichtigen Schmerzens, durch unserm Alter und Stande angemessene Bußübungen, durch Werke der Barmherzigkeit die rückständigen Strafen zu tilgen, weil eine Nacht kömmt, wo ihr nichts mehr wirken könnet, und euere Bitten und Seufzer keine genugthuende Kraft mehr haben werden. Ja dieses lernet aus der Betrachtung des Fegfeuers, und wie viel habt ihr alsdann für euer eigenes Heil gewonnen? Gebet also der Stimme der Liebe Gehör, diese rufet euch zu: daß ihr jenen Seelen Barmherzigkeit erweiset, die sich selbst zu

helfen auſſer Stande ſind, die um den Beyſtand der lebenden Chriſten flehen, die durch das Band der Liebe an uns geknüpft, wegen den Schmerzen, die ſie leiden, ein thätiges Mitleid verdienen.

Durch das Andenken an die Todten werden wir auf unſern eigenen Leichtſinn in Abſicht auf die läßlichen Sünden aufmerkſam gemacht.

Unbegreiflich iſt der Leichtſinn der Menſchen in Abſicht auf das Fegfeuer; ſie denken weder an das Loos derjenigen, welche ſie im Leben gekannt haben, noch an jenes, welches ihnen bevorſteht, wenn ſie in ihrem Leichtſinne beharren, und ſo ſehr ſie übrigens überzeugt ſind, daß nichts Unreines in das Himmelreich aufgenommen werden kann, ſo ſcheinen ſie doch zu glauben, daß alle diejenigen, die gegen das Heil ihrer Seele nicht ganz gleichgültig ſind, und hiernieden auf der engen Straße wandeln, nach ihrem Hinſcheiden gleich in den Beſitz der ewigen Glückſeligkeit treten werden. Aber möchten doch ſolche Menſchen nur um ſich her und auf ſich ſelbſt blicken! Welche Menge läßlicher Sünden, die alle Augenblicke begangen werden, und um deren Tilgung ſie ſich nicht bekümmern, würden ſie finden! Wie viele Saumſeligkeiten in den Pflichten gegen Gott, gegen den Nächſten, gegen ſich ſelbſt! Wie viele Schwüre, Fluch- und Schimpfworte, die man — nicht aus Bosheit, ſonſt wären es Todſünden, ſondern — aus Leichtſinn ausſtößt! Wie viele kleine Zänkereyen, Händel und Zwiſtigkeiten zwiſchen Eheleuten und andern! Wie viele kleine Betrügereyen, Verheimlichungen und Uebervortheilungen im Gewerbe, in Geſchäften mit ſeinem Nächſten, wodurch man ſeine Rechte in Kleinigkeiten verletzt! Wie viele unnütze, tadelſüchtige, verleumderiſche Reden, die ſich mit der chriſtlichen Nächſtenliebe nicht vertragen! Wie viele Gedanken und Gefühle von Selbſtruhm, von Eigenliebe, von Prachtſucht, von Kleiderhochmuth und andern dergleichen Eitelkeiten! alles dies nur im Kleinen, denn nur von läßlichen Sünden iſt hier die Rede! Wie viele Lügen, die zwar Niemand ſchaden, wobey man nur

scherzt, oder wodurch man sogar etwas Böses zu verhüten, etwas Gutes zu stiften suchet! Giebt es wohl viele, welche von diesen kleinern Verbrechen vollkommen rein sind, und die es sich ernstlich angelegen seyn lassen, sie zu meiden und Gott schon in diesem Leben dafür genug zu thun? Wer wird nicht zittern, wenn er den Leichtsinn der Menschen in Hinsicht auf die kleinen Sünden betrachtet, und dann an die Strafen denkt, mit welchen sie im andern Leben müssen abgebüßt werden? Sind nicht selbst die Aussichten, welche sogar die Frommen in die Zukunft haben, schrecklich, und dürfen wir über das Loos derjenigen, die wir überlebt haben, ganz getrost und ruhig seyn, wenn sie auch Beyspiele der Tugend und einer mehr als gewöhnlichen Rechtschaffenheit gewesen sind?

Was bedeuten gewöhnlich die Thränen, welche für die Verstorbenen vergossen werden?

Wenn der grausame Tod einen Freund, mit dem wir einen vertrauten Umgang hatten, aus der Zahl der Lebendigen wegrafft, so schlägt er unserm Herzen eine Wunde, welche so lange blutet, bis sie durch die Zeit geheilt wird. Kinder jammern, wenn sie Aeltern verlieren, deren Hilfe und Beystand ihnen nothwendig waren; Aeltern sind untröstlich, wenn Kinder, die sie herzlich lieben, in der Blüthe ihres Alters erblassen, und die Welt schon verlassen müssen, ehe sie dieselbe gekannt haben; Eheleute, welche in einer ungestörten Ruhe glückliche Tage lebten, scheinen verzweifeln zu wollen, wenn sie der Tod trennt. — Aber man prüfe die Beweggründe, die die Quelle der Thränen sind, die so häufig fließen; man untersuche die Ursache der Traurigkeit und der Wehmuth: wird man nicht bald finden, daß sie häufig nur von Eigennutz oder von Naturgefühlen erpreßt werden, und äusserst selten von den Sorgen über das Schicksal der Verstorbenen herrühren? Der Mensch beträgt sich also gegen die Todten, die ihm theuer waren, blos als Mensch, aber nicht als Christ; er bedauert nur, daß sie nicht mehr für ihn sind, aber

er bekümmert sich nicht um das, was sie für sich selbst sind; er ist nicht besorgt, ob sie sich nicht vielleicht in einer Lage befinden, wo sie seiner Hilfe bedürfen, und wo er ihnen wahre Beweise seiner Liebe geben kann. — Die Heiden, welche von dem zukünftigen Leben und von dem Zustande der Verstorbenen so viele dunkle und mitunter ganz falsche Begriffe hatten, betrugen sich doch gegen die Todten auf eine Art, woran so mancher Christ sich spiegeln dürfte. Die Verwandten des Verstorbenen bestellten Leute, welche ihn beweinen mußten, und sie waren beschäftigt, durch Opfer die Götter zu besänftigen; wir Christen aber beweinen die Todten selbst, und wir glauben, schon sehr viel für sie gethan zu haben, wenn wir, weil es einmahl so üblich ist, Leute bestellen, und bezahlen, die für sie bethen.

Gefühllosigkeit der Kinder gegen ihre verstorbenen Aeltern.

Es ist unbegreiflich, wie Menschen, welche durch die Bande des Bluts auf das Innigste mit einander verbunden, wie Christen, die doch alle Brüder unter einander sind, so gleichgültig gegen einander werden können, wenn einmahl der Tod ihre Körper von einander getrennt hat. Kaum haben sich die Wunden, welche der Tod der Natur geschlagen, verblutet, so verliert sich auch alles Andenken an die Verstorbenen; man spricht von ihnen ohne Rührung; man ist über ihr Schicksal unbesorgt, und man denkt nicht an die Pflicht, für sie zu bethen. Wie mancher gefühllose Sohn weiß kaum noch, daß auch er einen Vater hatte! Wie manche leichtsinnige Tochter denkt nicht mehr an die Mutter, die sie in Schmerzen zur Welt gebohren hat! Ach! Wenn diese undankbaren Kinder wüßten, in welchem Zustande ihre Aeltern sich vielleicht befinden; wenn sie es mit Augen sehen könnten, wie die Heftigkeit des Schmerzens, wie das fruchtlose Sehnen nach dem Augenblicke ihrer Erlösung sie quälet, und wie sie mit Wehmuth zu ihnen rufen: Lieber Sohn! Liebe Tochter! Ihr vergeßet uns! Ihr denket nicht mehr an euern Vater, an euere Mutter, und wir dachten so oft an euch,

als wir noch auf der Welt waren; unsere zärtlichen Sorgen verließen uns Tag und Nacht nicht, — und ihr vergeßt uns! Wenn Kummer, Krankheiten oder andere Unglücksfälle euere Tage trübten, wie eilten wir um euch zu trösten, um euch zu helfen, um das Unglück abzuwenden, — und ihr vergeßt uns! Wenn ihr zur Beförderung eueres Wohlseyns der Gunst, der Unterstützung, der Verwendung eines andern bedürftet, so liefen wir ungesäumt hin, wir bathen, wir flehten, wir thaten euch zu Liebe alles, — und ihr denkt nicht mehr an uns! Wenn Sorgen über den Zustand eueres Gewissens, über die Ungewißheit, ob ihr die Lehren der Tugend auch benützen werdet, unsere Herzen quälten, so betheten wir zu Gott, daß er euch in seinen Schutz nehmen, und euch seine Gnade niemals versagen möchte, — und ihr denkt nicht mehr an uns! Ihr wollet die zärtlichen Sorgen, welche uns ängstigten, die vielen Gebethe, die wir für euch verrichteten, nicht erwiedern! Bedenket doch, Liebe Kinder, daß euere Aeltern leiden, und daß ihr durch euer Gebeth ihre Schmerzen lindern könnet! Wollt ihr denn gar nicht mehr an uns denken? Wollt ihr nichts zu unserer Erlösung beytragen? — — Wenn Kinder ihre Aeltern auf eine solche Art reden hörten, würden nicht ihre Herzen vor Mitleid innigst gerührt werden? Aber, weil sie diese Reden nicht hören können, so sollen sie durch fleißige Erinnerungen an ihre verstorbenen Aeltern solche Gefühle in sich zu wecken suchen, die ihre Herzen zum Gebeth und zur Andacht stimmen, das Mitleid u. s. f.

Gefühllosigkeit der Aeltern gegen die Kinder und der Eheleute gegen einander in Absicht auf ihr ewiges Loos.

Die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern ist überhaupt größer als jene der Kinder zu ihren Aeltern; deßwegen preßt ihnen die Erinnerung an die Kinder, welche in der Blüthe ihres Alters ein Raub des Todes geworden sind, noch lange nach ihrem Tode Thränen aus den Augen; aber was bedeuten die Thränen meistens mehr als eine bloß fleischliche Liebe? Nicht so viel die

Besorgniß über das ewige Schicksal ihrer Kinder als der Wunsch, sie wieder beym Leben zu sehen, quälet ihr Herz, und deßwegen zeigen sie sich auch überhaupt nicht sehr eifrig, durch öfteres Bethen die Erlösung ihrer leidenden Kinder zu beschleunigen. — Wenn der Tod Eheleute trennt, die ruhig und zufrieden mit einander lebten, so fließen die Thränen gewöhnlich strommweise. Wer vermag es, einen Blick auf die Ehegattinn zu werfen, in dem Augenblicke, wo man den Sarg ihres geliebten Gatten in das Grab hinabläßt, ohne von dem Schmerzen, den sie empfindet, selbst gerührt zu werden? Wer wird nicht zu einer innigen Theilnahme gestimmt werden, beym Anblicke eines tief trauernden Gatten, dem der Tod seine Gehülfin von der Seite gerissen hat? Aber wer weiß nicht, daß alles dies doch meistens nur Wunden sind, welche durch eine gewaltsame Trennung geschlagen werden, und daß die Ursache der Thränen gewöhnlich diesseit des Grabes des Verblichenen liegt! Wenn der Verstorbene nicht Kinder zurückließe, die zu ihrer Versorgung seines Beystandes bedürfen, und wenn, wie es sehr oft der Fall ist, mit seinem Tode nicht auch die Nahrungsquelle versiegte, so würden bey so manchen Todesfällen die Thränen überhaupt nicht so häufig fliessen. Besorgnisse über das ewige Schicksal des Verblichenen sind daher nur selten die Ursache der Thränen, welche die Lebendigen über die Grabhügel der Verstorbenen vergießen.

Die Peinen, welche die Seelen im Fegfeuer leiden, sind über alle Beschreibung groß.

Wer vermag es, den Jammer der im Fegfeuer leidenden Seelen zu beschreiben? Gott verbirgt sein Angesicht vor ihnen. Sie suchen ihn mit der heissesten Begierde, aber sie finden ihn nicht; sie lieben ihn auf das inbrünstigste, aber er zeigt ihnen noch keine Gegenliebe; sie wollen ihn umfangen, und er entzieht sich ihren Umarmungen; sie bestreben sich, ihn zu geniessen, und ihre heftige Begierde wird nicht ersättiget. O diese Liebe und Sehnsucht ist jenes marternde Feuer, welches sie als Ueber-

rest ihrer Strafen dulden müssen, und das sie von den geringsten Flecken reinigen soll. Jene Qualen, die den verstossenen Absalon marterten, da er das Angesicht seines Vaters nicht sehen durfte, und jene Pein, von welcher die liebende Braut in den hohen Liedern wegen Abwesenheit ihres Geliebten verzehrt wurde, sind nur ein schwaches Schattenbild der brennenden und peinigenden Begierde, womit die nach dem Besitze Gottes ringenden Seelen gequält werden. Nur jene fassen dies, die einmahl recht innig geliebt haben, und nur diese werden zum mitleidenden Gefühle und zur hilfreichen Liebe gegen die Todten bewogen werden, welche sich jenes Bandes der Liebe erinnern, das zwischen ihnen und den im Fegfeuer schmachtenden Seelen besteht. Oder sind sie nicht Glieder eines Leibes, Kinder eines Vaters, Erben eines Reiches, und soll diese Gleichheit uns nicht zur Erbarmung bey ihren Leiden bewegen? Sollten wir, wie der gefühllose reiche Prasser bey ihrem Elende, wie dieser beym Anblicke des armseligen Lazarus, nicht gerührt werden? würde nicht diese Unbarmherzigkeit uns ein Gericht ohne Barmherzigkeit zuziehen, welches wir um desto mehr verdienten, wenn sich zur Lieblosigkeit auch noch Undankbarkeit gesellte? und wie oft geschieht es nicht, daß wir jene vergessen, derer Nahmen wir tragen, von denen wir das Leben empfangen haben, derer Güter wir besitzen, denen wir Glück und Erziehung zu verdanken haben? Kraft der von unsern Aeltern und Anverwandten erhaltenen Güter und Wohlthaten waren wir schüldig, ihnen während ihres Lebens alle Hilfe, Trost, Verehrung und Ehrerbiethung zu erweisen; nun haben sie zwar diese Welt verlassen; aber ist denn alles mit ihnen gestorben? sind sie nun nicht mehr unsere Freunde und Verwandte? ist unter uns und ihnen keine Verbindung mehr? Ach sie leiden, sie rufen uns um Hilfe an, und wir vergessen sie, wie der undankbare Hofbediente des Pharao den Joseph vergaß; wir beweisen weder Liebe, noch Erkenntlichkeit gegen sie. Haben wir aber wegen dieser Undankbarkeit nicht zu fürchten, daß uns einst mit dem nähmlichen Maaße

werde gemessen werden, mit welchem wir andern gemessen haben? oder wünschen wir nicht, daß man sich unser nach dem Tod erinnere, unsere Peinen durch christliche Hilfsleistungen abkürze, und durch Gebethe, Almosen, Meßopfer und andere gottselige Werke uns den Eingang in den Himmel beschleunigen helfe? — Was wir wünschen, daß uns von andern wiederfahre, das sollen wir auch andern nach den Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe thun, und es um so williger thun, weil diese barmherzige Liebe uns, nach den Versicherungen Gottes selbst, von einem bösen Tode bewahren und Barmherzigkeit beym Gerichte wird finden lassen.

Die Gefühllosigkeit gegen die Abgestorbenen ist ein wahrscheinliches Kennzeichen der Verstoßung.

Wird man sich wohl der Gefahr eines lieblosen Urtheils oder einer grundlosen Vermuthung aussetzen, wenn man glaubt und behauptet, daß derjenige, den das harte Schicksal der im Fegfeuer schmachtenden Seelen nicht rühret, nicht unter die Zahl der Auserwählten gehöre? Mag der Mensch auch noch so fromm leben, und seine Religionspflichten mit noch so großer Pünktlichkeit erfüllen, so bleibt er doch immer ein schwacher Mensch und von kleinern Verbrechen, die man in jener Welt streng abbüßen muß, nie ganz rein. Ist daher der Christ von dieser Wahrheit fest überzeugt, so bebt er von einem innern Schreck erschüttert, so oft dieser Gedanke in ihm erwacht; er vergegenwärtiget sich jenes reinigende Feuer, welches die heil. Väter uns mit so zurückschreckenden Farben mahlen; er denkt sich selbst mitten unter den leidenden Seelen; er sieht, wie sie sich in den Flammen wenden, er hört, wie sie jammern und nach ihrer Erlösung rufen. Und dieser Anblick sollte ihn nicht rühren! — Wer an das Fegfeuer denken kann, ohne zu zittern und Mitleid zu empfinden, ohne sich zu fürchten und für die Leidenden zu bethen, dessen Gewissen ist zuverläßig in einem Zustande, daß, wenn er einmahl diese Welt wird verlassen haben, das Gebeth

seiner zurückgebliebenen Freunde und Verwandten für ihn von keinem Nutzen seyn wird.

Wer in seinem Leben die Todten vergißt, der wird nach seinem Tode von den Lebendigen gleichfalls vergessen werden.

Wenn es kein gutes Werk giebt, das Gott unbelohnt läßt, wenn er so gar ein Glas frisches Wasser, womit wir einen Durstigen erquicken, vergilt, so haben wir alle Hoffnung, daß er dereinst unser Gebeth für die Abgestorbenen auch belohnen wird. Und wie kann er dies auf eine natürlichere Art thun, als daß er nach unserm Tode gefühlvolle Herzen in Absicht auf uns durch seine Gnade ermuntert, und bewegt, uns die Verdienste ihrer guten Werke zuzueignen. Er selbst versichert uns ja, daß einem jeden mit eben dem Maaße wird gemessen werden, mit welchem er selbst gemessen hat. Sind wir also in unserm Leben der Seelen im Fegfeuer eingedenk, so werden die Lebendigen nach unserm Hinscheiden auch an uns denken; beeifern wir uns, viele Verdienste für sie zu sammeln, so werden auch uns viele Verdienste zufließen, und wir werden nicht nach dem Ausspruche des Propheten Isaias (23), siebenzig Jahre in jener Vergessenheit schmachten, sondern zu uns wird gesagt werden, wie Noemi zu ihren Schwiegertöchtern sagte, als sie dieselben verließ: der Herr lasse euch Barmherzigkeit wiederfahren, wie ihr auch gegen die Verstorbenen barmherzig waret. Ruth, 1, 8.

Mit welchen Gesinnungen man für die Verstorbenen bethen soll.

Schon durch die Vernunft erkennen wir es, daß die Gerechtigkeit Gottes nicht allen gleiches Schicksal bestimmen kann; und daß der Tugendhaftere, der Vollkommenere in jener Welt eine größere Glückseligkeit erwarten dürfe, als der unvollkommene mit Mackeln behaftete Gerechte; auch wissen wir, daß alles, was Gott mit seinen Kindern vornimmt, wohl gethan ist, ja selbst die Strenge, mit der er ihre gänzliche Reinigung

befördert, weise Liebe ist, und wir wagen es daher nicht, dem Weisesten, dem Gerechtesten, dem Gütigsten Gesetze vorzuschreiben, die unveränderlichen Wege seiner Vorsicht abzuändern, oder sein Vaterherz durch Gebethe zu erweichen; aber derjenige, der uns die Menschenliebe zur ersten Pflicht gemacht hat, und der alles, was wir unsern Brüdern Gutes erzeigen, so aufnehmen will, als wenn es ihm geschehen wäre, kann es nur mit väterlichem Wohlgefallen ansehen, wenn wir für unsere verstorbene Brüder bethen. Obschon sie der Tod von uns getrennt hat, so hören sie dennoch nicht auf, unsere Brüder, Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters, und Glieder eines Leibes zu seyn, dessen Oberhaupt Jesus Christus ist; sie haben nach dem Tode Anspruch auf unsere Liebe, auf unsere Freundschaft, auf unsere Dankbarkeit, auf unsere Fürbitte u. s. w., und der, welcher die Liebe selbst ist, wird ein Gebeth nicht verschmähen, welches uns die erste der christlichen Pflichten, die süße und heilige Pflicht der Liebe auf die Zunge legt.

Feinde, Siehe, Liebe der Feinde.

Fluch- Schimpf- und Lästerworte, Eid und Meineid.

Obgleich zwischen Fluch- Schimpf- und Lästerworten ein wesentlicher Unterschied ist, so fassen wir dennoch alle drey Arten hier unter einem Gesichtspunkte zusammen, weil sie gewöhnlich in gleichen Umständen, mit gleicher Gemüthsstimmung und ohne Unterschied ausgesprochen werden. Zu dieser Materie gehört eigentlich auch der Eid, weil das Fluchen, es mag ihm Wahrheit oder Falschheit zum Grunde liegen, eine Art von Misbrauch des Eides ist: indem wir also die Gottlosigkeit des Fluchers darstellen, wird zugleich auch die Heiligkeit des Eides, sammt den Umständen, in welchen er erlaubt ist, dargethan werden.

Erster Entwurf.

Ueber das Fluchen, Schimpfen und Lästern überhaupt, und die Entschuldigungen, welche man gewöhnlich dagegen einwendet.

So oft der Mensch aufgebracht ist, entweder, weil man ihm etwas, das er behauptet, auf sein Wort nicht glauben will, oder weil er mit seinem Nebenmenschen irgend einen Streit hat, oder weil ihm etwas nicht nach Wunsch geht, so hat er im Gebrauche, nach Verschiedenheit der Umstände zu fluchen, oder zu schimpfen, oder Gott zu lästern. Die Fluch- Schimpf- und Lästerworte sind ihm eine Art von Mittel, wodurch er den Zorn, der ihn innerlich erschüttert, gleichsam durch den Mund ausgießt, und sein Herz davon entladet. Stellt man ihm die Unschicklichkeit oder die Gottlosigkeit dieses Mittels vor die Augen, so weiß er seine Gewohnheit durch verschiedene Entschuldigungen zu beschönigen, und glaubt dadurch seine Leidenschaft gerechtfertigt zu haben. — Wir wollen also

1 die Unschicklichkeit der Fluch-, Schimpf-, und Lästerworte einzeln darstellen, und

2 die Entschuldigungen widerlegen, womit man sie gewöhnlich zu rechtfertigen suchet.

Die Worte, welche der aufgebrachte Mensch ausstößt, um seinen Zorn zu entladen, sind in mehrfacher Hinsicht Sünde, jenachdem ihr Inhalt verschieden ist.

a Das Fluchen ist, wie der Eid, eine Aufforderung Gottes zum Zeugniß der Wahrheit einer Sache, die man behauptet, sie mag wahr seyn oder nicht, und ist vom Eide oder Meineide darin unterschieden, daß es nur im Zorn und nicht mit der Feyerlichkeit geschieht, die den eigentlichen Eid gewöhnlich begleitet. — Welch ein Vergehen es aber sey, Gott im Zorn, und wo keine Nothwendigkeit vorhanden ist, zum Zeugniß zu rufen, oder sich sonst eines ähnlichen Ausdruckes zu bedienen, ist leicht zu erklären.

b Das Schimpfen besteht aus unanständigen Worten, wodurch man die Absicht hat, den Nebenmenschen, gegen

welchen man aufgebracht ist, zu beleidigen, und dadurch eine Art von Rache gegen ihn auszuüben, um sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Es ist ein Eingriff in die Nächstenliebe, und wird von derselben höchstens misbilliget.

c Das Lästern ist eine verächtliche oder gottlose Rede gegen Gott und seine Vollkommenheiten; es ist ein Verbrechen gegen seine unendliche Majestät; es ist eine Empörung des Geschöpfes gegen seinen Schöpfer, indem es ihn nicht für die Quelle aller Allmacht, aller Güte und Gerechtigkeit erkennt.

Die Sünder, welche im Gebrauche haben, in den Aufwallungen ihres Zorns solche unanständige und gottlose Reden auszustoßen, wissen sich durch verschiedene Entschuldigungen zu rechtfertigen und ihr Laster zu beschönigen:

a Wir haben, sagen sie, die Absicht nicht, durch unser Fluchen Gott zum Zeugnisse zu nehmen, und durch unser Lästern seinen Nahmen zu entehren; wir denken nicht einmahl an Gott, wie können also unsere Reden ein großes Verbrechen gegen ihn seyn? — Sey es, daß ihr diese Absicht nicht habet; dadurch wird euere Sünde nur etwas gemildert, sie bleibt aber doch immer eine Sünde.

b Wir stoßen die Fluch Schimpf, und Lästerworte aus Gewohnheit aus; unwillkührlich entwischen sie unserm Munde, und so sehr wir es uns auch vornehmen, uns dagegen zu hüten, so bleibt es doch immer beym Alten. — Warum habet ihr es zur Gewohnheit werden lassen? Aber auch Gewohnheiten können wieder abgelegt werden, wenn man ernstlich will. Wer den Gewohnheiten nicht entgegen arbeitet, vertieft sich immer mehr ins Laster.

c Bey den unanständigen Worten, welche wir ausstoßen, haben wir blos zur Absicht, unsern Reden mehr Kraft und Nachdruck zu geben, und denen, gegen welche wir aufgebracht sind, eine gewisse Furcht einzuflößen. — Ist dies euere wahre Absicht, so bedienet euch erlaubter Mittel, und

wisset, wie es euch die Erfahrung beweist, daß ihr durch euer Fluchen, Schimpfen und Lästern eben das Gegentheil bewirket.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Häßlichkeit des Lasters, immer Fluch- Schimpf- und Lästerworte im Munde zu führen, und die Mittel diese Gewohnheit abzulegen.

„Die Fluch- Schimpf- und Lästerworte, sind, wie Sal-„vian sagt, die ersten Pfeile, welche der Zorn abschießt. Und „da es nicht in seiner Gewalt liegt, auf diejenigen, gegen welche „er erbittert ist, alles Uebel, das er wünscht, zu laden, so be-„geifert er sie mit Fluch- und Schimpfworten.“ Wer flucht und schimpfet, verräth also ein verdorbenes Herz, in welchem weder Ehrerbiethung gegen Gott, noch Liebe zu den Menschen ist. Das Fluchen ist daher ein großes und häßliches Laster, worauf diejenigen, welche damit behaftet sind, billig alle Aufmerksamkeit wenden, und alle Kräfte aufbiethen sollen, um sich von ihrer bösen Gewohnheit loszumachen. Zu diesem Behufe wollen wir also

1 die Häßlichkeit des Lasters der Flucher in einem hellen Lichte darstellen, und

2 die Mittel anzeigen, durch welche man diese böse Gewohnheit am leichtesten ablegen kann.

Um sich von der Häßlichkeit des Fluchens vollkommen zu überzeugen, muß man es in allen seinen Verhältnissen und unter allen Seiten betrachten, unter welchen es sich dem aufrichtigen Christen zeigt, der es herzlich verabscheuet und meiden will.

a An sich betrachtet ist das Fluchen, Schimpfen und Lästern ein Ausdruck des innern Zorns, der den Menschen erschüttert. Ist aber der Zorn wie Niemand daran zweifelt, ein großes Laster, so sind also auch alle Mittel lasterhaft, die zur Befriedigung und zum Ausdrucke desselben dienen.

b In Ansehung Gottes ist das Fluchen eine schimpfliche Beleidigung seiner Majestät, eine Herabwürdigung seines hei-

ligen Nahmens und des Eides, welcher dadurch verächtlich gemacht wird, und das Lästern ist eine freventliche und unbesonnene Aufforderung des Zorns und der Strafen Gottes.

c In Ansehung des Nebenmenschen ist das Fluchen und Schimpfen die Ausübung einer widerrechtlichen Rache; eine Genugthuung, die man sich ohne Recht selbst verschafft, und eine Beleidigung der Ehre und des guten Nahmens dessen, gegen welche sie gerichtet sind.

Gewohnheiten zu entwurzeln und gänzlich zu tilgen, ist ein schweres Geschäft, besonders wenn es solche Gewohnheiten sind, welche sich nur in jenen Augenblicken äußern, wo der Mensch seiner selbst nicht mächtig und bewußt ist, wie es bey der Gewohnheit, wovon wir eben reden, der Fall ist, die sich gewöhnlich nur im Zorne äußert. Die zweckmäßigsten Mittel sind

a eine genaue Wachsamkeit über sich selbst, besonders in den ersten Augenblicken, wo das Blut sich zu erhitzen und zu wallen anfängt. Dadurch wird der Mensch in den Fall gesetzt das Uebel vorzusehen; und einem Uebel, welches man voraussieht, ist leicht zu steuern.

b Oefteres Nachdenken über die Häßlichkeit dieses Lasters, Rückblicke auf die daraus entstandenen Folgen, und feste Entschlüsse dem Uebel nach Kräften zuvorzukommen.

c Bey der Schwachheit unseres Willens zum Guten und zur Ausführung guter Vorsätze, welche wir machen, geschehen leider nur zu oft Rückfälle; sie zu verhüten ist das beßte Mittel, sie an sich selbst zu rächen durch freywillige Bußwerke, wodurch man seine Sinnlichkeit züchtiget.

Dritter Entwurf.

Ueber die schädlichen Folgen, welche aus der Gewohnheit des Fluchens entstehen.

Je allgemeiner ein Laster ist, desto weniger hält man es für bedenklich, und wenn ein solches Laster zu einer Gewohnheit geworden ist, so lebt man über dasselbe ganz ohne Sorgen,

und würdiget es keiner Prüfung in der Absicht es genauer zu kennen, und auf die Folgen zu sehen, welche es nach sich zieht: dies ist bey der Gewohnheit des Fluchens, des Schimpfens und Lästerns der Fall. Dieses Laster ist dermassen allgemein, daß wer aufgebracht ist, nichts für billiger zu halten scheint, als seinen Zorn durch Fluch- Schimpf- und Lästerworte zu entladen; er handelt aus einer alten Gewohnheit, und weil er eine Menge anderer um sich her sieht, die mit derselben Gewohnheit behaftet sind, so wird er durch nichts aufmerksam gemacht, und er lebt in seiner Gewohnheit unbesorgt fort. Aber die Folgen solcher allgemein herrschender Laster sind nur um so bedenklicher. Wir wollen die wichtigsten des Fluchens, Schimpfens und Lästerns hier aufzählen, und

1 jene darstellen, welche es unter den Menschen in ihrem Umgange miteinander veranlaßt, und dann

2 jene erklären, welche aus den Verhältnissen der Aeltern zu ihren Kindern entstehen.

Wer vom Zorne entflammt ist, der wird aus seiner gewöhnlichen Fassung gebracht; seine Seele wird gleichsam gestört, und seine Vernunft benebelt, weil sein Blut in einer Art von Gährung ist. Ist aber der Mensch ausser seiner gewöhnlichen Fassung, so giebt er

a seine Schwächen blos, seine Fehler und verborgenen Neigungen treten ans Licht hervor, er öffnet gleichsam sein Herz, deckt sein Gewissen auf, und zeigt Jedermann, wie niederträchtig er denkt. Der Flucher macht sich also seinen Mitmenschen selbst zum Aergernisse, er opfert sein Ehrgefühl auf, und zieht sich ihre Verachtung zu.

b Wer viel flucht und lästert, sagt der heil. Chrysostomus, der setzet sich der Gefahr des Meineids aus, so wie, wer viel redet, viel Unbescheidenes sagt. Im Feuer des Zorns ist der Mensch, der ihn durch Fluchen auszuleren gewohnt ist, nicht im Stande über die Sache, die er bekräftigen will, gehörig nachzudenken; er steht unter der Gewalt einer

Leidenschaft, welche ihn beherrscht, und darum ist es ihm ein Geringes die Wahrheit aufzuopfern, und das, was seine Leidenschaft will, durch Fluchworte zu bekräftigen, es mag wahr seyn oder nicht.

c Fluchworte, die im Zorne gegen Jemanden ausgesprochen werden, sind für diesen eine Beleidigung, er wird also auch zum Zorne gereizt, die Flüche und Schimpfe, die auf ihn losdonnern, stößt er mit andern Flüchen und Schimpfen zurück, und aus der beyderseitigen Entzündung entstehen oft die heftigsten Zänkereyen und die ärgerlichsten Auftritte.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Folgen über, welche die häßliche Gewohnheit des Fluchens und Schimpfens bey den Aeltern in Ansehung ihrer Kinder veranlaßt, so werden wir sie noch bedenklicher finden. Aeltern, die in der Gegenwart ihrer Kinder fluchen, machen sich in den Augen derselben

a verächtlich; sie beweisen ihren Kindern, daß auch sie schwache und gebrechliche Menschen sind, die sich von ihren Leidenschaften beherrschen lassen, und ersticken dadurch die Verehrungsgefühle, welche die Natur in die zarten Herzen der Kinder gegen ihre Aeltern legt.

b Sie erschweren sich noch mehr das ohnehin äußerst schwere Geschäft der Erziehung. Hier kömmt es meistens darauf an, welche Begriffe die Kinder von ihren Aeltern haben: sehen sie an ihnen nichts als Gutes und Achtungswürdiges, so zeigen sie sich auch bereitwillig das Gute anzunehmen.

c Aeltern, die böse Gewohnheiten haben, und sie in der Gegenwart ihrer Kinder oft äußern, legen in die Herzen derselben den ersten Grund der nemlichen Gewohnheiten, welche sich alsdann befestigen, so wie die Kinder heranwachsen. — Welche schreckenvolle Quelle von Verantwortungen!

Vierter Entwurf.

Der Eid ist eine erlaubte, religiöse und nützliche Handlung.

Der Eid ist eine Betheurung oder Verheißung bey Gottes

Allwissenheit, Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit, Heiligkeit und allmächtiger Strafgerechtigkeit. Wer Gott zum Zeugen anruft, indem er etwas behauptet, oder verspricht, legt einen Eid ab. Der Eid ist

a eine erlaubte,

b religiöse und

c nützliche Handlung.

Nicht blos die Vernunft sondern auch die Religion billiget den Eid. Gott selbst hat in dem israelitischen Staate Eide angeordnet, wie z. B. im 2 B. Mos. 22, 10 und 11, wo es heißt, im Falle Beweise mangeln, soll der Eid die Sache entscheiden. Gott selbst hat zuweilen seine Verheißungen mit einem Eide bekräftiget. „Weil du dieß gethan, sprach der Engel zum „Abraham, und aus Gehorsam gegen mich deinen einzigen Sohn „nicht geschont hast; so schwöre ich bey mir selbst, sagt der „Herr, daß ich dich segnen, und deine Nachkommenschaft, wie „die Sterne am Himmel, und wie den Sand am Ufer des „Meeres vermehren will. Deine Nachkommen werden die Thore „ihrer Feinde erobern, und alle Völker der Welt sollen in dem, „der von dir abstammen wird, gesegnet werden." (1. B. Mos. 22, 16.) Abraham forderte dem Eliezer einen Eid ab: „Lege „deine Hand auf meinen Schenkel, sprach er zu ihm, und schwö„re mir bey dem Herrn, dem Gott des Himmels und der Er„de, daß du für meinen Sohn kein Weib aus den Töchtern „meiner Nachbarn, der Chanaäer nehmen; sondern, daß du in „mein Vaterland gehen wirst, um für ihn aus meiner Ver„wandtschaft eine Braut zu wählen." (1. B. Mos. 24, 2—4.) „David versicherte den Semei mit einem Eide, daß ihm „am Leben nichts zu Leide geschehen sollte." (2. B. der Kön. 19, 23.) Und der Bethsabee schwor ers, daß Salomon sein Thronfolger werden sollte. (3. B. der Kön. 1, 29. „So wahr „der Herr lebt, der mich aus allen meinen Trübsalen erlöset hat, „sprach er zu ihr, will ich heute noch alles thun, was ich dir „bey seinem Nahmen geschworen habe. Salomon soll nach mir

„herrſchen, und auf meinem Throne ſitzen.“ (z. B. der Kön. 1, 29.) Paulus ſchwört mehr als einmahl in ſeinen Sendſchreiben. „Gott iſt mein Zeuge, ſchreibt er z. B. an die Römer 1, 9., daß ich ohne Aufhören eurer gedenke.“

Was der Erlöſer in der Bergpredigt von dem Eide gelehrt hat, widerſpricht dem nicht, was ich geſagt habe; Seine Worte lauten ſo: „Ferner habt ihr gehört, daß es bey den Alten „hieß: Du ſollſt nicht falſch ſchwören, ſondern dem Herrn deine „Eidſchwüre halten. Ich aber ſage euch: Ihr ſollt durchaus „nicht ſchwören, weder bey dem Himmel, denn er iſt Gottes„thron; noch bey der Erde, denn ſie iſt ſein Fußſchemel; noch „bey Jeruſalem, denn ſie iſt die Stadt des großen Königs. „Eben ſo wenig ſollſt du bey deinem Haupte ſchwören; denn du „vermagſt ja nicht ein einziges Haar weiß oder ſchwarz zu ma„chen. Eure Rede ſey: Ja, ja, nein, nein. Was darüber „iſt, das kömmt vom Böſen her.“ Matth. 5, 33 — 37. Verglichen mit Matth. 23, 16 und 17. Die Phariſäer lehrten, nur das ſey ein Eidſchwur, welcher verbindlich iſt, wenn man mit ausdrücklicher Benennung des Allerhöchſten etwas betheuert oder verſpricht. Jede andere Art zu ſchwören, ſey kein Eid, und die Formeln: bey dem Himmel, bey der Erde, bey Jeruſalem, bey meinem Haupte verbinden zu Nichts. Gegen dieſes Syſtem des Betruges lehrte der Heiland: 1. alle dieſe und ähnliche Formeln ſeyen wahre, verbindende Eidſchwüre. 2. Weil ſie jedoch zum Betrug Gelegenheit geben, ſo ſoll man ſie gar nicht gebrauchen; denn es ſey Pflicht eines jeden Menſchen ſo ſtrenge aufrichtig zu ſeyn, daß er ſich ja kein unwahres Wort erlaube. Der Eid iſt demnach ohne allen Zweifel eine erlaubte Handlung.

Sie iſt aber auch eine religiöſe, heilige Handlung, indem man Gott, das allerhöchſte Weſen bekennt, zum Zeugen anrufet, und deutlich erklärt, man wolle keinen Theil an ſeiner Barmherzigkeit, und an ſeinen Verheißungen haben, wenn das nicht wahr iſt, was man behauptet, oder wenn man das nicht hält,

was man versprochen hat. Eben deshalb ist es vorgeschrieben, daß diejenige Obrigkeit, welche Jemanden einen Eid abverlangen muß, denselben, das ist, den, der schwören soll, zuvor über die Heiligkeit und Wichtigkeit der Handlung gehörig belehre. In einigen Ländern ist es sogar vorgeschrieben, daß diejenigen, welche einen Eid ablegen müssen, zuvor die Sakramente der Buße und des Abendmahls empfangen sollen. Hie und da muß derjenige, welcher zu einem Eide angehalten wird, denselben bey brennenden Lichtern und vor einem Crucifix ablegen. Ueberall muß man die drey ersten Finger der rechten Hand entweder auf die Brust legen, oder gegen den Himmel empor halten. Diese drey Finger sollen den Schwörenden an die allerheiligste Dreyfaltigkeit erinnern. Diese Vorschriften und Ceremonien beweisen genugsam, daß der Eid eine religiöse, heilige Handlung ist.

Endlich ist der Eid auch eine löbliche und nützliche Handlung. Er ist das einzige Mittel Treue und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Durch ihn erfährt man die Wahrheit; er ist Ursache, daß die Menschen Wort halten müssen, wenn sie sich nicht des Meineides schuldig machen wollen. Nur durch ihn kommen viele Menschen zu dem Ihrigen; nur durch ihn wird das Laster aufgedeckt; nur durch ihn stehen die Throne fest.

Mit einem Worte, der Eid ist seiner Natur nach heilig und ehrwürdig, und in seinen Folgen unaussprechlich wichtig. Er ist ein feyerliches Religionsbekenntniß, und die Grundfeste der Staaten.

Fünfter Entwurf.

Von den Erfordernissen eines rechtmäßigen Eides.

Der Prophet Jeremias sagt 4, 2.: „Du wirst schwören: So wahr Jehova (der Allerhöchste) lebt, mit „Wahrheit, Recht und Grund; und die Heiden „werden sich in ihm glücklich preisen und seiner „sich rühmen."

Man darf daher nur alsdenn schwören, wenn die Sache wahr, gerecht und wichtig ist.

Die Sache muß wahr seyn. Denn um Lügen zu bekräftigen, kann es nicht erlaubt seyn, einen Eid zu schwören. Gott liebt und schützt die Wahrheit zu sehr, als daß er so etwas gestatten könnte. Ja, weil er die Wahrheit selbst ist; so kann man ihn kaum mehr beleidigen, und seinen heil. Nahmen kaum mehr beschimpfen, als wenn man ihn zum Zeugen einer Lüge anrufet. O ihr Lügner! die ihr euch nicht scheuet Gottes Nahmen zu gebrauchen, um euern Lügen Glauben zu verschaffen, wie geht ihr mit Gott um? Ihr wollet, daß Gott euch gleiche; er soll ein Lügner seyn, wie ihr Lügner seyd. „Gott ist nicht „wie ein Mensch, heißt es 4. B. Mos. 23, 19., daß er lüge; noch auch wie ein Menschenkind, daß ihn etwas reue. „Wie er soll reden, und sein Wort nicht halten?" Josua versammlete kurz vor seinem Tode abermahls alle Stämme Israels zu Sichem, erinnerte sie an die von Gott erhaltenen Wohlthaten, und verpflichtete sie aufs neue zur Beobachtung der göttlichen Gesetze. Ueber diese Erneuerung des Bundes mit Gott wurde eine Urkunde abgefaßt und in das Gesetzbuch Gottes eingetragen. Zugleich wurde ein Stein zum Denkmahl errichtet. Und nun sprach Josua zu den Israeliten: „Dieser Stein soll „Zeuge zwischen uns seyn! denn er hat alles gehört, was der „Allerhöchste zu uns geredet hat. Er wird wider euch zeugen, „wenn ihr Gott untreu werdet." Josua 24, 27. Allerdings, Gott wird euch dereinst der Lügen überführen, nie dieselben bezeugen.

Ich sagte 2, um schwören zu dürfen, müsse die Sache, die man beschwören will, gerecht seyn. Denn da die Bekräftigungseide die Handhabung der Gerechtigkeit zum Zwecke haben, so kann es nicht erlaubt seyn, einen Eid zu schwören, um eine ungerechte Sache zu unterstützen. Ueberhaupt soll Gerechtigkeitsliebe alle unsere Handlungen leiten. Ein christliches Herz liebet die Gerechtigkeit, und verabscheuet die Ungerechtigkeit, indem sie der Liebe des Nächsten zuwider ist. Wer daher ein wahrer Christ ist, wird jederzeit ferne davon seyn, durch einen Eid, der Un-

gerechtigkeit die Bahn zu öffnen, oder ihr die Maske von Gerechtigkeit zu geben. Und rufet man ihn vor Gericht, um Zeugniß zu geben; so ist er vor allem darauf bedacht, Niemanden unrecht zu thun. Liebe Christen! Sollt ihr eueren Nächsten zu seinem Recht verhülflich seyn; könnt ihr den Unterdrückten retten: o! so eilet und erscheinet mit Freuden vor Gericht. Sollt ihr jedoch etwas bezeugen, was nicht recht ist, so widersetzt euch mit Manneskraft. Vorzüglich laßt euch nicht durch eitle Verheißungen blenden. Gerecht bist du, o Herr, sagt David, Ps. 118 137. 138., gerecht sind deine Richtersprüche. Du gebiethest ernstlich in deinen Gebothen Gerechtigkeit und Redlichkeit. Job ist hierinn, so wie in der Geduld, und in der Gottesfurcht ein lehrreiches Beyspiel. Ueberzeugt von der Rechtschaffenheit und Geradheit seines Herzens und seines Betragens bezeugt er mit edler Freymüthigkeit von sich selbst: Gerechtigkeit war mein Gewand; sie kleidete mich wohl. Wie Mantel, wie Kopfschmuck zierte mich mein Richterspruch. 29, 14. Kein Unrecht hat meine Hand befleckt. 16, 17.

3tens sagte ich, um einen Eid schwören zu dürfen, müsse die Sache wichtig seyn. Ehe man schwört, soll man es wohl überlegen, ob die Sache wichtig genug sey, und ob es auch nothwendig sey. Wie oft schwört man unbesonnen, wegen unbedeutenden Sachen, oder doch wegen Sachen, weswegen es nicht nothwendig wäre, einen Eid zu thun? Die Tochter der Herodias tanzt, und erwirbt sich den Beyfall des Herodes und seiner Gäste. War es nun nöthig, das Mädchen mit einem Eide zu versichern, daß er alles thun wolle, was sie von ihm begehret, wäre es auch die Hälfte seines Reiches? Offenbar war dieser Versprechungseid unbesonnen, und da das Begehren der Tänzerinn höchst ungerecht war; so war das Vollziehen eben so sündhaft als unbescheiden das Versprechen. Der Heiligste aus allen Menschenkindern wurde ein Schlachtopfer der Rache eines geilen Weibes, er mußte sterben. Mark. 6, 17 — 29. Die heil. Schrift

erzählt uns noch mehrere Beyſpiele von unbeſonnenen und unbeſcheidenen Eidſchwüren, die nicht entſchuldiget werden können, wie z. B. das Gelübde des Sauls (1. B. der Könige 14.) Jonathan, ſein Sohn griff mit ſeinem Waffenträger die Vorpoſten der Philiſter an, und ſchlug ſie zurück. Ein blinder Schrecken überfällt das feindliche Heer, und bewog es zu fliehen. Saul ſetzt ihm nach und thut den unüberlegten Eidſchwur: Verflucht ſey der, welcher etwas vor Abends iſſet, ehe ich mich an meinen Feinden gerächt habe. Das ganze Volk aß wirklich nichts. Jonathan hatte den Schwur, mit welchem ſein Vater das Volk verpflichtete, nicht gehört. Er tunkte das Ende des Spieſes in wildes Honig und aß davon. Als Saul das erfuhr, wollte er ihn tödten laſſen: allein das Volk ſetzte ſich dawider.

Sechster Entwurf.
Vom Meineide.

Wer etwas mit einem Eide betheuert, was nicht wahr iſt, oder etwas eidlich verſpricht, und nicht Wort hält, der macht ſich des Meineides ſchuldig.

Der Meineid iſt

1 eine ſchwere Verſündigung gegen Gott;

2 wird vom Staate ſtrenge beſtraft, und iſt

3 in gewiſſen Fällen dem Mitmenſchen ſehr nachtheilig.

Wenn ihr, meine lieben Chriſten, die Größe und Schwere des Meineids ganz einſehen wollet, ſo dürfet ihr nur in Betracht nehmen, was derjenige thut, der dieſe Sünde begeht. Er verletzt nicht blos die Wahrheit, er ſagt nicht blos eine Lüge; ſondern er fordert auch Gott zum Bürgen ſeiner Lüge auf. Gott iſt mein Zeuge, ſagt der Meineidige, Gott weiß es, daß das wahr iſt, was ich ſpreche. Iſt die Unbild, die man Gott dadurch zufügt, nicht gräulich? Man weiß es, daß das, was man ſpricht, erlogen iſt, und doch ruft man den

zum Zeugen an, der die Wahrheit selbst ist, der jede Lüge verabscheut. Man wird ja nicht glauben, Gott, wie die Menschen, täuschen zu können; Gott, der alle Falten des Herzens durchschaut. Nicht genug, der Meineidige will auch keinen Theil an der Hülfe, an der Gnade Gottes, und an den Wohlthaten des Christenthums haben; denn er sagt: So wahr mir Gott helfe, und diese heiligen Evangelien, das heißt: Gott soll mir nicht helfen, mit seiner Gnade nicht beystehen, und auch die heiligen Lehren des Christenthums, die Geheimnisse desselben sollen mir keinen Vortheil bringen, wenn das nicht wahr ist, was ich behaupte, oder wenn ich das nicht halte, was ich verspreche. Im gemeinen Leben muß man öfters die schrecklichen Worte hören: Ich will keinen Theil an der ewigen Seligkeit haben; ich will des Teufels seyn, wenn es nicht wahr ist, was ich sage, oder wenn ich nicht Wort halte. Jesus hat uns so theuer erkauft, mit seinem Blut erkauft, und der Meineidige will dem Teufel zugehören, blos um Menschen zu bewegen, daß sie ihm eine Lüge glauben! Hieraus werdet ihr, meine lieben Christen schließen, welch ein schweres Verbrechen der Meineid ist.

Der Staat straft schon auf dieser Welt den Meineidigen, je nachdem der Meineid Folgen hat. Die Verletzung des Huldigungseides, der Aufruhr gegen den Regenten und gegen die bestehende Regierung wird zuweilen mit dem Tode, allemahl aber strenge bestrafet, wenn nicht besondere Gründe der Begnadigung eintreten. Wie schwer die treulose Verlaßung der Fahne, zu der man geschworen hat, gezüchtiget wird, ist bekannt. Die Verletzung des Diensteides stürzt manchmahl ganze Familien in das größte Unglück, indem sie brodlos, zuweilen sogar des Landes verwiesen werden. Diejenigen, die vor Gericht in bürgerlichen Streitigkeiten ein falsches Zeugniß ablegen, werden mit der Ehrlosigkeit bestraft, und zur Wiedererstattung des verursachten Schadens verurtheilt. Ja man soll ihnen sogar die Finger abhauen, die sie zur Eidesablegung gebraucht haben. In Crimi-

nalsachen sollen die falschen Zeugen mit der nähmlichen Strafe belegt werden, welche dem Verbrechen bestimmt ist, das sie Jemanden angedichtet haben. In jedem Falle werden falsche Zeugnisse strenge geahndet, indem man das Lügen vor Gericht für eine Herabwürdigung des obrigkeitlichen Ansehens hält.

Der Schade, den man durch falsche Zeugnisse dem Mitmenschen zufügt; ist in manchen Fällen unersetzlich; wenn nähmlich der, wider welchen man als Zeuge aufgetreten ist, dadurch um das Leben kömmt, oder seine Ehre verliert, oder seines Amtes, seines Vermögens verlustig wird. Denn, wer ist wohl im Stande einem Menschen das Leben wieder zu geben? Selbst die Ehre, das Amt und das Vermögen, das man Jemanden durch falsches Zeugniß geraubt hat, ist man sehr oft nicht im Stande, wieder zu erstatten. Einem gefühlvollen Herzen thut es wehe, wenn es gegen seinen Nächsten aus Gehorsam ein wahres Zeugniß leisten muß. Wie grausam ist der Mensch, der eines zeitlichen Gewinns wegen oder aus Zorn, aus Rache gegen seinen Mitmenschen Sachen bezeugt, die nicht wahr sind, und weswegen derselbe sein Leben, seine Ehre und sein Vermögen verliert! Man soll glauben, ein solches Verbrechen sey zumahl unter Christen gar nicht möglich, und doch finden wir noch in der neusten Geschichte, in der Geschichte der französischen Revolution, leider, sehr viele Beyspiele, daß Menschen hingerichtet worden sind, nachdem Ruchlose von ihnen Verbrechen eidlich ausgesagt, die sie nie begangen haben. In der That solche falsche Zeugen sind wahre Mörder und Räuber. Aber auch die, welche durch ihr falsches Zeugniß Ursache sind, daß irgend ein Mensch an seinem Vermögen Schaden leidet, machen sich eines schweren Verbrechens schuldig, indem sie sich nicht blos gegen ihren Nächsten grob versündigen, sondern auch Gott zum Zeugen nehmen, und sogar auf die ewige Seligkeit Verzicht leisten, um den Richter zu bewegen, daß er eine schändliche Lüge glaube. Das Schlimmste ist, daß man dieses Verbrechen nicht bekennen will, weil es Ehrlosigkeit und andere Strafen zur Folge hat. Gott verzeiht

aber diese schwere Sünde nicht, bis der Schade, den man dem Nächsten zugefügt hat, ersetzt ist. Dieß kann jedoch vielfältig auf keine andere Art geschehen, als daß man die Lüge vor Gericht bekenne.

Stellen aus der heiligen Schrift.

2. B. M. 20, 7. 3. B. Mos. 24, 16. Cap. 19, 12. Hiob. 15, 5. 4. Kön. 19, 22. Ps. 23, 3. 4. Spr. 23, 9. 10. 12. Isaias 52, 5. Jerem. 4, 2. Zachar. 5, 3. 4. Mark. 3, 29. Jakob. 5, 12.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Nichts ist schrecklicher als die Gotteslästerung; denn die greift den Allerhöchsten an. Hieron. in Cap. 18. Isaiae.

Die Gotteslästerung verdient keine Verzeihung. Ders. in Apolog.

Schwören und Lügen soll deiner Zunge fremd seyn. Ders. ad Cœlantiam de institutione Matris - Familias.

Unbilden, die uns zugefügt werden, sollen wir geduldig ertragen; aber keineswegs Gotteslästerungen. Ders. a. a. O.

Schwöre nicht, damit du nicht anfängst falsch zu schwören. Ambros. in Exhort. de virg.

Nichts ist verabscheuungswürdiger als die Gotteslästerung. Chrysost. Homil. 1. ad Popul. Antioch.

Wer oft fluchet, wird zuweilen in den Meineid verfallen, so wie derjenige, der viel redet, viel Unbescheidenes plaudert. Ders. Orat. 2. de Fato et provid.

Es ist offenbar, daß die Menschen nur aus Leidenschaft und aus Liebe zur Sünde schwören. Augustinus in Epistola ad Galat.

Die Gewohnheit zu fluchen verleitet zu öfterm Meineid. Isidorus L. 2. Sent.

Nur die Gottlosen finden ein Vergnügen am Fluchen. Derf. Ebendaselbst.

Die Wahrheit bedarf keines Eides. Derf. Ebendaselbst.

Ich sage euch, nicht zu schwören, sagt Christus, damit das öftere Schwören euch nicht zu einer gleichgültigen Sache und sodann zu einer Gewohnheit werde, die euch zum Meineide führet. Augustinus Libro contra mendacium.

Diejenigen, welche den Namen Gottes, der im Himmel ist, lästern, begehen keine geringere Sünde als jene, welche ihn einst kreuzigten, da er auf der Erde war. Derf. super Matth.

Willst du gegen den Meineid sicher seyn, so schwöre nicht. Der falsche Eid führet zum Untergang; der wahre Eid ist gefährlich; und kein Eid — dies ist das sicherste. Derf. Serm. 28. de Verbis St. Jacobi.

Darum heißt es, du sollst nicht schwören, nicht weil der Eid an sich eine Sünde ist, sondern weil derjenige, der im Gebrauche hat zu schwören, leicht in den Meineid verfällt. Derf. Epist. 154. ad Publicolam.

Das Fluchen, welches mit Verwünschungen begleitet wird, ist die häßlichste Art zu fluchen, wie wenn der Mensch sagt: habe ich's gethan, so will ich dies oder jenes leiden. Derf. in Psalmum 7.

Wer immer die Wahrheit redet, braucht seine Worte nicht mit einem Eide zu bekräftigen. Hilarius in Matth.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter Fluch- und Schimpfworten versteht.

Unter Schimpf- und Fluchworten versteht man jene unanständigen Worte, welche der Mensch von schlechter Erziehung, so oft er etwas aufgebracht ist, auszusprechen pflegt. Sie sind in ihrer Art sehr vielfältig und verschieden; einige sind eines allgemei-

nen Gebrauches, andere hört man seltner, weil viele Menschen ihre eigenen haben, die sie sich selbst bilden, entweder um sich von dem großen Haufen zu unterscheiden, oder um das Häßliche dieser Gewohnheit dadurch etwas zu vermindern. Der gebildete gesellschaftliche Ton hat sie schon längst als unanständig verworfen, und zu den pöbelhaften Arten verwiesen. Deßwegen giebt es viele, welche um die Schande, der geringen Volksklasse hierin ähnlich zu seyn, nicht zu haben, sich jener Worte, die bey dem gemeinen Manne üblich sind, nicht bedienen; aber ihr Betragen, wie sichs wohl von selbst versteht, ist im Grunde nicht weniger häßlich, weil es nicht so viel auf die Wörter, die man ausstößt, als auf die Gemüthsstimmung ankömmt, in welcher man sie ausspricht.

Unterschied zwischen Schwören und Fluchen, oder zwischen dem Eide und dem Fluchen.

Der Eid ist die Bekräftigung der Wahrheit einer Sache, wobey man Gott zum Zeugen nimmt. Er setzet voraus, daß die Sache, welche bekräftigt wird, von einer gewissen Erheblichkeit sey, und daß derjenige, welcher den Eid thut, eines ruhigen Gemüths, seiner wohl bewußt, und zugleich überzeugt sey, daß der Eid, weil er eine heilige Handlung ist, mit der Ehrerbiethigkeit gemacht werden soll, welche eine heilige Handlung erfordert. Ist aber derjenige, der schwöret, aufgebracht; nimmt er ohne Bedenken Gott zum Zeugen der Sache, die er behauptet, und begleitet er seine Worte, wie meistens der Fall ist, mit Verwünschungen über sich selbst oder über seine Gegner, so sind seine Schwüre eigentliche Flüche. Hieraus erhellt also, daß das Fluchen, es mag die Sache, welche man dadurch bekräftigen will, wahr seyn oder nicht, ein schändlicher Misbrauch des Eides ist: denn ist die Sache wahr, so handelt der Flucher sehr gegen die Heiligkeit des Eides, und gegen die Ehrerbiethigkeit, die er Gott schuldig ist, indem er im Zorn oder in sonst ungebührlichen Umständen Gott zum Zeugnisse ruft, und obenein

seine Worte oft noch mit Verwünschungen begleitet, was sich in keinem Falle entschuldigen läßt. Ist aber die Sache, worüber er schwöret, falsch, so werden seine Flüche zu einem häßlichen Meineide, der zwar kein so großes Verbrechen ist, wie ein Meineid vor dem Richter, weil die Umstände gewöhnlich nicht von so großer Wichtigkeit sind: aber nichts destoweniger soll er für ein großes Verbrechen gehalten werden, weil der Flucher die Majestät Gottes sehr beleidiget, Gottes Nahmen beschimpfet, und mit demselben gleichsam sein Spiel treibt.

Ursprung des Eides.

Der heilige Chrysostomus lehret, daß der Eid nicht so alt als die Welt ist, sondern daß er erst lange nachher eingeführt zu werden anfieng, als die Bosheit der Menschen sich schon über die ganze Welt ausgebreitet hatte. So lange die Menschen an der Zahl gering waren, und noch wenig Bedürfnisse hatten, waren auch ihre Sitten einfach; sie lebten freundlich untereinander, und beobachteten in ihrem Umgange die genaueste Treue und Redlichkeit. Aber so wie sie sich in der Welt ausbreiteten, nahm ihre Bosheit zu; sie machten sich tausend Bedürfnisse, und wurden dadurch zum Betruge und zu Ungerechtigkeiten verleitet. Den Worten der Menschen und ihren feyerlichsten Betheurungen konnte man keinen Glauben mehr beymessen; weil sie doch aber noch eine gewisse Furcht vor Gott, oder vielmehr vor ihrem Loose in jener Welt hatten, so bediente man sich derselben, um ihrem Leichtsinn in Absicht auf die Lüge zu steuern, und sie durch die Dazwischenkunft Gottes bey dem Eide zur Wahrhaftigkeit zu bewegen.

Welch ein Verbrechen die Gotteslästerung ist.

Die Sünde der Gotteslästerung begreift in sich eine ganz eigene Bosheit, die man bey andern Sünden nicht findet; sie wird geradezu gegen Gott gerichtet; sie ist eine empörende Beleidigung seiner Majestät, eine Art von Rache, welche der Lä-

sterer gegen ihn ausüben will; er strecket, wie Job sagt, seine Hand gegen Gott aus, und trotzet dem Allmächtigen. Nicht wie der sittenlose Weichling, der bey seiner Sünde nur sich allein und seine Vergnügungen suchet; nicht wie der Geizige, der mit Recht und Unrecht nur Schätze sammelt; nicht wie der Hochmüthige, der nur nach Ehre und Lob strebt; nicht wie der Rachgierige, der nur seinen Feind zu verfolgen und zu demüthigen wünscht, verübt der Gotteslästerer sein Verbrechen an sich oder an seinem Nebenmenschen, sondern er will Gott selbst angreifen. Alle andere Sünder zittern bey dem bloßen Gedanken, daß sie durch ihre Sünden Gott beleidigen; der Lästerer aber lehnet sich mit der vorsetzlichen Absicht gegen Gott auf, ihn zu beleidigen. Geht es ihm nicht nach Wunsche; widerfährt ihm ein Unglück, leidet er Noth, wird er von einem andern verfolgt, der mächtiger als er ist, und an welchem er sich nicht rächen kann, oder ist er sonst aufgebracht, über was es immer sey, so will der Lästerer gegen Gott selbst seinen Zorn ausschütten, an seiner Vorsehung will er sich gleichsam rächen, und er verflucht Gottes Allmacht, lästert seine Heiligkeit, und führet jene erschrecklichen Reden, vor welchen der gottesfürchtige Mensch zurückbebt.

Wie ehedessen die Gotteslästerer gestraft wurden.

Im dritten Buche Mosis lesen wir, daß Gott den Juden befohlen hatte, die Gotteslästerer zum Lager hinauszuführen und sie zu steinigen, wodurch er zu verstehen giebt, welch ein Verbrechen die Gotteslästerung sey. Es ist bekannt, wie theuer der König Senacherib, der, als er mit seiner ungeheuern Armee vor Jerusalem stand, hähmisch gesagt hatte, daß der Gott der Israeliten wohl der Gott der Berge, nicht aber der Thäler sey, diese Lästerung hat büssen müssen; in der darauf folgenden Nacht wurden hundert und achtzig tausend Mann aus seiner Armee von dem Engel erwürgt. Noch mehr andere nicht weniger schreckhafte Beyspiele erzählt die

Schrift. Pharao wurde mit seiner ganzen Armee im rothen Meere ersäufet; Achan wurde gesteiniget; Core, Dathan und Abiron wurden lebendig von der Erde verschlungen, die sich unter ihren Füssen öffnete; Nicanor und Holofernes wurden ermordet, und Antiochus starb ebenfalls eines erschrecklichen Todes. In den ersten Jahren des Christenthums mußten die Gotteslästerer sieben Wochen hindurch im Bußsacke an der Kirchthüre stehen, und nach Verlaufe der sieben Wochen mit bloßen Füssen, und mit einem Stricke am Hals in der Gegenwart des Volks erscheinen.

Die Fluch-Schimpf- und Lästerworte sind meistens der Ausguß eines großen Zorns.

Wenn der Mensch flucht oder schimpft, so ist er jedesmal aufgebracht, und sein Zorn ist entweder von Menschen oder von Thieren, oft aber nur von einem leblosen Dinge gereizt worden. An sich betrachtet ist der Zorn eine Erschütterung, welche eine heftige Bewegung im Blut veranlaßt, er malet sich mit unverkennbaren Zügen auf die Stirne, er funkelt in den Augen, und gewöhnlich bricht er in Fluch- und Schimpfworte aus. Dadurch wird er gleichsam entladen, die unnatürliche und gewaltsame Spannung, in welcher das Gemüth sich befindet, läßt nach, und die Aufwallungen des Bluts legen sich. Nur derjenige, der sich kennt, der die Bewegungen seines Bluts zu beobachten weiß, und der sich's angelegen seyn läßt, sich von denselben nicht hinreißen zu lassen, vermag es, den Zorn beym ersten Aufwallen zu ersticken, und jeden Ausbruch zu verhüten. Fluch- und Schimpfworte sind daher nichts anders, als ein Ausdruck des Zorns, eben so wie Regen und Hagel die Auflösung eines Gewitters sind; die Fluch- und Schimpfworte stehen demnach mit der Leidenschaft des Zorns in der nächsten Verbindung; sie sind die vorzüglichsten Mittel, wodurch diese abscheuliche Leidenschaft befriedigt wird; also schon an sich ist die Gewohnheit Fluch- und Schimpfworte auszustoßen ein Laster, das den Menschen und noch mehr den Christen entehrt, welcher

sich bestreben soll, bey jeder Gelegenheit sich zu verleugnen, sich zu überwinden.

Sie sind eine Beleidigung der göttlichen Majestät.

Betrachtet man die häßliche Gewohnheit zu fluchen und zu lästern in Hinsicht auf Gott, so zeigt sie sich unter einem höchst verabscheuungswürdigen Gesichtspunkte. Wer sich herausnimmt, seinen Zorn in Fluch- und Schimpfworten auszulassen, tritt ganz aus den Verhältnissen, in welchen er mit Gott steht, er lehnet sich gegen ihn auf; er verliert die Pflicht aus den Augen, seine Leidenschaften zu überwinden; er maßet sich gleichsam eine Oberherrschaft an, die ihm als Geschöpfe nicht zukömmt, und er spricht, wie der Gottlose beym Propheten, ich werde nicht dienen. Da die Fluchworte sich meistens auf geheiligte Dinge oder auf Gott selbst beziehen, so sind sie dem Inhalte nach wahre Gotteslästerungen, wodurch man seinen Namen entehret. Ich weiß zwar, daß man beym Fluchen gewöhnlich die Absicht nicht hat, Gott zu lästern, und daß man bloß aus Gewohnheit die häßlichen Worte ausstößt. Dadurch wird das Uebel zwar vermindert, aber es wird nicht gehoben. Das Fluchen in Hinsicht auf Gott bleibt immer eine Beleidigung seiner Majestät, und hätte es noch so sehr Unbesonnenheit und Leichtsinn zum Grunde, so wird dadurch das Laster niemahls ganz entschuldigt, und es ist für jeden Christen Pflicht, alle seine Kräfte anzuwenden, um sich von der häßlichen Gewohnheit loszumachen.

Sie sind eine kränkende Beleidigung des Nächsten.

In Hinsicht auf den Nebenmenschen sind die Fluch- und Schimpfworte ein Laster, wodurch die heiligen Bande der Bruderliebe, welche die Menschen aneinander knüpfen sollen, zerrissen werden; indem sie für unsern Nächsten eine kränkende Demüthigung sind, wodurch er herabgesetzt wird; man beleidigt seine Eigenliebe, und man äußert dadurch gegen ihn eine Art von Verachtung. In den Augen anderer Menschen, die gegen-

wärtig ſind, bedeckt man den Mitmenſchen dadurch mit Schande, er erröthet, und die Demüthigung, die er ausſtehen muß, wird für ihn um ſo kränkender, als die Zahl der Zeugen größer iſt. Es iſt einleuchtend, daß dem Menſchen in keinem Falle ein ſolches Recht über ſeinen Mitmenſchen zukommen könne, und hätte er über ihn noch ſo ſehr zu klagen, ſo bliebe das Schimpfen immer eine Genugthuung, die er ſich ſelbſt nicht geben darf; denn außerdem, daß es ſchon an ſich betrachtet, ein häßliches Laſter iſt, widerſtrebt es noch der den Feinden ſchuldigen Liebe, die es einem jeden Chriſten zur Pflicht macht, ſeinem Bruder nicht nur alle Unbilden zu verzeihen, ſondern ihn zu lieben, und ihm eben ſo Gutes zu thun, als wäre man von ihm nicht beleidigt worden. Nur durch ſanfte und zu einer ſchicklichen Zeit angebrachte Vorſtellungen darf man ihm ſeinen Fehler begreiflich machen, und ihn dadurch zur Beſinnung zu bringen ſuchen; mit Liebe muß man ihn zu gewinnen trachten, und mit Gelaſſenheit muß man ihm die Augen über ſeine Vergehung öffnen. Dadurch macht man ſich ihn geneigt, und führet ihn unvermerkt zur Erkenntniß ſeines Fehlers. Dieſes Betragen gegen Menſchen, von denen man beleidigt worden iſt, ſteht mit dem Chriſtenthum in einer ſo engen Verbindung, daß Gott, wie er es im heutigen Evangelium erklärt, kein Opfer von dem Menſchen annimmt, ſo lange er ſich mit ſeinem Feinde nicht ausgeſöhnt hat; alle ſeine guten Werke ſind für ihn ſo lange vergeblich, als ſeine feindſeligen Geſinnungen dauern, und als er ſich nicht befleißt, die vorige Eintracht herzuſtellen, den Beleidigten zu beſänftigen. Hieraus läßt ſich nun leicht ſchlieſſen, wie ſehr Fluch- und Schimpfworte, welche man im Zorne gegen ſeinen Nächſten ausſtößt, dem wahren Geiſte des Chriſtenthums widerſtreben.

Häßlichkeit der Fluchworte über Thiere, oder lebloſe Dinge.

Am meiſten ſcheinen Fluch- und Schimpfworte den Chriſten zu entehren, wenn er ſie über unvernünftige Thiere oder

gar über leblose Dinge ausstößt. Was ist häßlicher als über ein Thier zu schimpfen, weil es seine Dienste nicht verrichtet, wie man es von ihm verlangt? Fordert man dadurch nicht Vernunft von ihm? Und läßt sich etwas Unvernünftigeres denken, als von einem unvernünftigen Geschöpfe Vernunft zu verlangen? Wer hat nicht schon Menschen gesehen, die sich durch ihren Unsinn gegen die Thiere weit unter dieselben herabsetzten, und mit denen weniger als mit den Thieren selbst etwas auszurichten wäre? Dieser Unsinn erstreckt sich oft auf leblose Dinge, denen man doch nicht den geringsten Schein von Schuld zur Last legen kann. Was ist unschuldiger als ein Werkzeug in der Hand des Künstlers oder Handwerkers, und wie oft wird es verflucht, wenn es die verlangten Dienste nicht leistet? Wie oft wird es im Zorne aus den Händen geworfen oder gar zertrümmert? Als wenn ein Werkzeug mehr als ein bloßes Werkzeug wäre. —

Schädliche Folgen des Fluchens. — Der Flucher entehret sich in den Augen seiner Nebenmenschen.

Selten wird der Mensch auf eine ungestümme Art fluchen oder schimpfen, wenn er nicht von einem heftigen Zorne entflammt ist; denn mit kaltem Blute fluchen, dies können nur unerzogene und schon halb verwilderte Menschen. Aber das Feuer des Zorns benebelt die Vernunft, und setzet sie außer Stand zu unterscheiden, was schicklich oder unschicklich ist. Der aufgebrachte Flucher ergiebt sich demnach blindlings seiner Leidenschaft, und läßt sich von derselben leiten; die Fehler und Schwächen, die er zur Aufrechthaltung seiner Ehre und seines guten Nahmens sonst fleißig verbarg, zeigen sich jetzt offen und entblößt; er deckt den Schleyer auf, mit welchem die Eigenliebe oder vielmehr ein gewisses löbliches Ehrgefühl sich zu umhüllen suchet, um sich der Tadelsucht und Verleumdung boshafter Zungen nicht Preis zu geben. Wie oft geschah nicht schon, daß Menschen, die wir ihrer Tugenden und guten Eigenschaften wegen verehrten, von der Achtung, die wir in unserm Herzen ge-

gen ſie hatten, vieles verloren haben, bloß deßwegen, weil ſie ſich von ihrem Zorne bis zum Fluchen und Schimpfen hinreißen ließen, und ſo dann manche Schwäche haben blicken laſſen, die uns unbekannt war? Doch wäre dieſe Herabwürdigung von keiner großen Bedeutung, und man könnte ſie immerhin als eine gerechte Strafe des Fluchens anſehen, wenn der Verluſt der Ehre, den man dadurch leidet, nicht Anlaß zum Tadel und zu Verleumdungen gäbe, und wenn das Aergerniß, welches damit verknüpft iſt, nicht die ſchädlichſten Wirkungen nach ſich ließe.

Es veranlaßt oft die heftigſten Streite.

Der Zorn als eine Leidenſchaft betrachtet, gleicht einer brennbaren Materie, welche ſich plötzlich entzündet, ſo bald man ſie mit Feuer berührt. Nichts macht in andern Menſchen den Zorn leichter rege, als Fluch- und Schimpfworte, weil dieſelben die Eigenliebe Anderer ſehr beleidigen. Wer mit Worten beſchimpft wird, hält ſich für angegriffen, und durch gegenſeitige Fluch- und Schimpfworte ſtößt er den Angriff zurück: er entladet eben ſo, wie ſein Gegner dadurch ſeinen Zorn, und überläßt ſich den Trieben der Leidenſchaft, welche in ihm plötzlich rege geworden iſt. Die erſte Folge der Fluch- und Schimpfworte iſt daher, andere zum Zorne zu reizen, und ſie zu eben den Vergehungen und ärgerlichen Sünden zu verleiten, deren man ſich ſelbſt ſchuldig macht. Weil aber der Zorn, der durch Fluch- und Schimpfworte aufgereizt wird, gewöhnlich zurückwirkt, ſo entflammt er ſich beyderſeits immer mehr und veranlaßt oft die heftigſten Streitigkeiten. Ein jeder hält ſich alsdann für beleidigt, und ſinnet Mitteln nach, ſich durch Rache Genugthuung zu verſchaffen. Wie alsdann unverſöhnlicher Haß, gegenſeitige Feindſeligkeiten und Verfolgungen daraus entſtehen können, erklärt ſich von ſelbſt, und wer kennt nicht alte Freunde, die oft nur ein beleidigendes Wort auf immer von einander getrennt hat? Bey dem gemeinen Manne ſind die Folgen des Fluchens und Schimpfens zwar nicht ſo bedenklich,

und selten veranlassen sie anhaltende Feindseligkeit. Aber um so öfter ereignet sich unter der niedern Volksklasse der Fall, daß es von Wortstreiten zum Handgemenge, zu Schlägereyen, und manchmal gar zu blutigen Auftritten kömmt.

Im Munde der Vorgesetzten ist das Fluchen höchstens unanständig.

Je höher die Stufe ist, worauf jemand steht; je glänzender die Würde ist, die er bekleid, desto unanständiger sind Schimpf- und Fluchworte in seinem Munde, und desto schädlicher sind auch die Folgen, die daraus entstehen. Wer Untergebene hat, die unter seinen Befehlen stehen, trägt gewöhnlich kein Bedenken, so oft er aufgebracht ist, sie mit dergleichen ungeziemenden Worten anzufahren; er hält es für ein Vorrecht, das ihm als Vorgesetzten zukömmt, und deßwegen fällt ihm nicht einmahl der Gedanke ein, daß er sich in diesem Stücke einhalten soll. Diese häßliche Gewohnheit gehört bey Leuten von der ersten Menschenklasse zu den Vorurtheilen der Erziehung, und wer weiß nicht, wie schwer die Vorurtheile von dieser Art auszurotten sind? Was man von Geburt an angenommen hat, legt man selten ab, und man entsagt keinen Rechten mit so vieler Mühe, als jenen, welche man für Vorrechte der Geburt hält. Freylich beym geringsten Nachdenken über das häßliche Vorurtheil würde man bald gewahr werden, daß es ein nur eingebildetes und ganz grundloses Vorrecht der höhern Klasse ist, dessen sie sich durch ihre Macht über ihre Untergebenen anmaßt. — Wenn aber jedem Vorgesetzten daran gelegen seyn soll, die Liebe derjenigen, welche unter ihm stehen, zu gewinnen, so ist es nothwendig, daß er sich alles dessen enthalte, wodurch ihre Eigenliebe beleidigt wird. Was verscheucht aber mehr die Liebe und das Zutrauen, als harte Begegnungen, die mit unanständigen Fluchworten begleitet werden? Der Untergebene, der nicht widerstehen darf, tritt zurück, und schweigt. Aber sein Zorn wird deßwegen nicht weniger rege; und er wartet nur den Augenblick ab, wo er ihn ferne von seinem Gebieter, in der Ge-

sellschaft seines Gleichen ausleeren kann. Wie aber durch ein solches Betragen alles Gefühl von Ehrerbiethigkeit gegen die Vorgesetzten erstickt wird, ist leicht begreiflich; Untergebene verrichten alsdann ihre Pflichten nur aus Zwang; sie gehorchen nur in so weit, als sie die Strafe fürchten; und so oft sie derselben zu entgehen hoffen, handeln sie nach Belieben, und wünschen sich Glück, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihre Rache auf eine gewisse Art auszuüben.

Am schädlichsten sind die Folgen der Fluch- und Schimpfworte bey den Aeltern in Ansehung ihrer Kinder.

Wenn es je Vorgesetzte giebt, die mit dem Vorurtheile, daß es ihnen, ihre Untergebenen nach Willkühr zu behandeln, erlaubt sey, behaftet sind, so sind es gewiß die Aeltern; denn es läßt sich keine unumschränktere Macht denken, als jene, welche die Aeltern über ihre Kinder haben. Daher sieht man auch, daß sie überhaupt nicht das geringste Bedenken tragen, bey jeder Gelegenheit, wo sie aufgebracht sind, ihre Kinder mit einem Strome unanständiger Fluch- und Schimpfworte zu überschütten. Diese häßliche Gewohnheit suchen die Aeltern mit der Entschuldigung zu rechtfertigen, daß sie dadurch ihre Kinder erschrecken, und ihnen auf eine nachdrückliche Art beweisen, wie bereitwillig sie alle ihre Befehle vollziehen sollen. Aber wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, wie wenig sie durch ihr Schimpfen diesen Zweck erreichen? Schon im zarten Alter haben die Kinder ein gewisses Gefühl von Eigenliebe, und wenn diese Leidenschaft bey ihnen beleidiget wird, so sind die Folgen eben dieselben wie bey Erwachsenen. Man trete in jene Häuser, wo die Aeltern der häßlichen Gewohnheit zu fluchen und zu schimpfen sehr ergeben sind, wird man nicht finden, daß die Kinder um so mehr unbändig und starrköpfig sind, und daß, wenn sie ihren schimpfenden Aeltern nicht allemahl ins Gesicht widerstehen, ihr Gehorsam doch nur ein Scheingehorsam ist, und daß sie sich für diesen Zwang reichlich werden schadlos zu halten wissen?

Die Aeltern machen sich durch das Fluchen verächtlich bey ihren Kindern.

Wenn schon die Kinder noch nicht im Stande sind, es einzusehen, welch ein häßliches Laster die Gewohnheit zu fluchen und zu schimpfen sey, so sagt ihnen doch schon im zartesten Alter ein gewißes dunkles Gefühl, daß es wenigstens eine Unanständigkeit sey, und dadurch vermindert sich die Verehrung, welche sie gegen ihre Aeltern hatten. Wie schädlich ist aber diese Folge in Absicht auf die Erziehung? Dieses äußerst schwere Geschäft kann nur in soweit gelingen, als die Kinder unbegränzte Ehrfurcht gegen ihre Aeltern haben, und sie gleichsam wie Heilige ansehen, deren Wandel eine Kette von Tugenden und guten Beyspielen ist. So lange die Kinder nichts anders als Erbauliches an ihren Aeltern sehen, sind sie überhaupt bereitwillig zum Guten; merken sie aber an ihrem Betragen eine Art von Widerspruch mit den Lehren, welche sie ihnen predigen, so werfen sie einen Verdacht auf ihre Aeltern, gleichsam als wäre es ihnen nicht ernstlich darum zu thun, daß sie ihre Reden befolgen sollen. Wehe dann den Aeltern, die bey ihren Kindern einmahl in diesem Verdacht stehen! Bey aller ihrer Ernsthaftigkeit bleiben die Kinder in ihrem schädlichen Wahne, und ihr Herz verlieret immer mehr die Empfänglichkeit des Guten.

Die Aeltern sind Ursache, daß ihre Kinder eine gleiche Gewohnheit annehmen.

Wenn es wahr ist, wie die Vernunft und die Erfahrung es lehren, daß der Mensch sich nach den Umständen bildet, in welchen er sich befindet, daß nach der Beschaffenheit dieser Umstände sich gute oder böse Eindrücke in sein Herz eingraben, und daß diese Eindrücke um so tiefer eindringen, als das Herz noch zarter ist, so kann es nicht anders geschehen, als daß ein Kind, welches beständig um die Aeltern ist, welche es im Gebrauche haben zu fluchen und zu schimpfen, diese Gewohnheit auch unvermerkt annehme. Es glaubt sich berechtigt, hierin sei-

nen Aeltern nachzuahmen, so sehr diese es auch versuchen wollten, es eines Andern zu belehren. Worte, die mit Beyspielen nicht bekräftigt werden, haben nicht viele Kraft: sind aber die Beyspiele mit denselben im Widerspruche, so sind sie ganz kraftlos. Hierin liegt der Grund, warum die Vorstellungen, welche die Aeltern ihren Kindern machen, so oft fruchtlos sind. Wollen sie nicht leiden, daß böse Gewohnheiten in den zarten Herzen ihrer Kinder Wurzel fassen, so müssen sie vor allem darauf sehen, daß sie sich selbst von eben jenen Gewohnheiten losmachen. Thun sie dies nicht, so ist all ihr Bemühen vergebens, und Gott wird sie dereinst darüber bestrafen, indem sie dem Uebel in der Hauptsache nicht abhelfen, und durch ihr Beyspiel nicht zu bekräftigen suchen, was der Mund prediget.

Entschuldigungen, womit die Flucher ihre Gewohnheit zu rechtfertigen suchen.

Erklärt man den Fluchern und Gotteslästerern, wie häßlich das Laster ist, dem sie ergeben sind, und stellt man ihnen vor, was ihre Worte bedeuten, und welch ein großes Verbrechen sie in sich begreifen, so wenden sie meistens vor, daß es ihre Absicht nicht sey, Gott eine so schwere Beleidigung zuzufügen, und daß sie in ihrem Herzen gegen den Sinn ihrer Worte gleichsam protestiren. Aber wie eitel ist nicht diese Entschuldigung! Als wenn die Worte, welche der Mund ausspricht, nicht dazu geeignet wären, daß sie die Gedanken des Herzens ausdrücken? Wenn sie nicht so denken, wie sie reden, was sollen dann ihre Worte? Scheint es nicht, als wollten sie mit Gott gleichsam ihr Spiel treiben, indem sie ohne Ernst seinen Nahmen zum Zeugnisse anrufen, das Heil ihrer Seele auf die Spitze setzen, sich mit den erschrecklichsten Verwünschungen beladen, und was heilig ist, auf die schändlichste Art entehren? Ist dies nicht schon eine unaussprechliche Bosheit, daß sie bey so wichtigen Reden so leichtsinnig seyn können? Wehe dem Menschen, der es für ein Geringes achtet, zu reden, was ihm in den Mund kömmt,

und glaubt, die Sache wäre damit abgethan, wenn er bey ruhigem Gemüthe die Worte widerruft, die er im Zorne oder aus Unbesonnenheit ausgesprochen hat.

Mittel gegen die Gewohnheit des Fluchens.

Die Gewohnheiten lassen sich nicht tilgen, wenn man sie nicht mit allem Ernste abzulegen bemüht ist; sie sind eine durch lange Uebung erworbene Fertigkeit zum Bösen, die gleichsam von selbst wirket, so wie ein Wagen, der auf einer Anhöhe steht, von selbst hinabrollt. Mit einem unverdrossenen Eifer muß ihnen also der Mensch entgegenarbeiten, und das beßte Mittel in dieser Absicht ist eine genaue Wachsamkeit über sich selbst. Die Gewohnheiten können nur in so weit zu Kräften kommen, als man darüber einschläft, und die Folgen nicht überdenket, welche sie nach sich ziehen. Soll also das Uebel gehoben werden, so muß die Ursache, die es veranlaßt hat, aus dem Wege geräumt werden. Vor allem muß der Flucher, der sich bekehren will, aus seinem schädlichen Schlummer aufwachen, und es sich zu einem unverbrüchlichen Gesetze machen, über seine Gewohnheit oft nachzudenken. Der bloße Gedanke an dieselbe ist ein sehr kräftiges Mittel, weil er daran erinnert, und nichts vermag mehr gegen die Rückfälle zu schützen, als dergleichen Erinnerungen. Durch öfteres Nachdenken wird der Mensch die Umstände und Gelegenheiten entdecken, in welchen seine Gewohnheit ihn unvermerkt bemeistert; und wenn er diese Umstände und Gelegenheiten kennt, wie leicht wird es ihm seyn, dem Uebel zuvorzukommen, besonders da bey den meisten Menschen die Gewohnheit zu fluchen ein solches Laster ist, das mehr aus Leichtsinn und Unbesonnenheit, als aus einer vorsetzlichen Bosheit begangen wird?

Verschiedene Fälle, in welchen man sich des Meineids schuldig macht.

Es ist offenbar, daß man einen Meineid begeht, wenn man

Sachen eidlich aussagt, von denen man gewiß weiß, daß sie nicht wahr sind. Aber man begeht auch einen Meineid, wenn die Sache, die man eidlich bezeigt, wahr ist; im Falle man nähmlich glaubt, sie sey falsch. Wer wider seine Ueberzeugung etwas betheuert, der lügt, und wer eine Lüge mit einem Eide bekräftiget, der begeht einen Meineid. Eben so, wenn man auch das erfüllt, was man eidlich versprochen, im Falle man damahlen, als man das Versprechen gethan, geglaubt hat, man werde es nicht halten können; so begeht man einen Meineid. Die Handwerker machen sich manchmahl dieses Meineides schuldig, indem sie verheißen, und es auch mit einem Eidschwur bekräftigen, daß sie gewisse Arbeiten innerhalb einer bestimmten Zeit liefern werden, ohne daß sie wissen, ob es ihnen möglich seyn werde. Man soll nie etwas eidlich versprechen, wenn man es nicht gewiß weiß, daß man Wort halten kann. Die Kaufleute begehen einen Meineid, wenn sie schwören, diese, jene Waare komme ihnen so und so theuer zu stehen, und es ist erlogen. Ebenfalls macht man sich des Meineides schuldig, wenn man schwört, man hätte für diese, jene Sache schon so und so viel haben können, und es ist erdichtet. Man ist es Gott und dem Nächsten schuldig, daß man nichts rede, als was und wie man es weiß. Man soll der Wahrheit immer getreu bleiben. Weiß man die Sache gewiß, so kann man als gewiß davon reden: zweifelt man aber daran, so ist man verpflichtet, es zu bekennen, daß man die Sache, zuvörderst eidlich zu behaupten, nicht genug Wissenschaft habe. Ein so grosses Verbrechen, wie der Meineid, kann nicht anders, als durch eine große und durch würdige Früchte der Buße getilgt werden. Und hat man durch einen Meineid den Nächsten in seiner Ehre oder in seinem Hab und Gut gekränkt, so ist die Reue so lange nicht ernstlich und die Buße so lange nicht hinreichend, bis man den verursachten Schaden gut gemacht hat.

In welchen Fällen der Eid gültig oder nicht gültig ist.

Ist der Eid durch eine ungerechte Furcht erzwungen worden, so ist man an den Eid nicht gebunden. Doch muß die Furcht ungerecht, und von der Art seyn, daß auch ein Mann darüber erschrecken könnte. Wenn daher z. B. Militärpflichtige gezwungen werden, zur Fahne zu schwören, so ist daß keine ungerechte Furcht, oder kein ungerechter Zwang. Durch List erschlichene eidliche Verheissungen sind ebenfalls unverbindlich. Ist der Vertrag null und nichtig, den man eingegangen hat; so ist auch der Eid, mit dem man den Vertrag bekräftiget hat, null und nichtig. Wenn Kinder oder andere Menschen, die keinen freyen Willen haben, etwas eidlich versprechen, wozu sie die Einstimmung ihrer Aeltern oder Herren nothwendig haben; so ist das Versprechen so lange unkräftig, bis die Erlaubniß ertheilt worden ist. Hast du etwas leichtsinnig, aber doch eidlich versprochen, oder ein leichtsinniges Gelübde gethan; so bist doch schuldig das Versprechen zu halten. Hast du Gott etwas gelobet, sagt der Prediger 5, 3., so entrichte es unverzüglich; denn an Thoren hat er kein Wohlgefallen. Entrichte also, was du gelobet hast. Es ist besser nicht geloben, als geloben und nicht halten. Gelobe daher nie etwas, ehe du deinen Beichtvater zu Rath gezogen hast. Hast du aber schon etwas leichtsinnig gelobet; so bespreche dich auch darüber mit dem Beichtvater. Er wird dir sagen, was zu thun ist, im Falle du das Gelübde nicht wohl beobachten kannst.

Es ist erlaubt, etwas eidlich zu bekräftigen, wenn es auch blos unsern Privatnutzen betrift, im Falle man dazu von dem Richter, oder von der Obrigkeit aufgefordert wird. Nie ist ein eidliches Versprechen gültig, wenn dasselbe den bestehenden Gesetzen zuwider, nicht erlaubt ist. Wenn du demnach einem Strassenräuber oder einem Diebe eidlich versprochen hast, ihn, oder den Raub oder den Diebstahl nicht zu entdecken; so darfst

du des ungeacht das Versprechen nicht beobachten, weil die Gesetze vorschreiben, Diebe und Diebereyen zu entdecken.

Unterricht für den gemeinen Mann über Eid und Meineid.

Der gemeine Mann, das ist, der Bürger, der Landmann, der Soldat kommen oft in Umstände, in welchen sie vor der Obrigkeit einen Eid ablegen müssen. Sie müssen daher wohl unterrichtet werden, wie sie sich dabey zu verhalten haben.

Des Schwörenden Worte müssen mit den Gedanken ganz übereinstimmen. Was der Schwörende von der Sache weiß und glaubt, daß muß er redlich sagen; er darf davon nichts in seinem Gemüthe zurück behalten, nichts aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit, oder aus Gewinnsucht und Partheylichkeit, aus Freundschaft oder Feindschaft verschweigen, oder anders sagen, als er es weiß, oder glaubt.

Der Glaube, daß Gott ein allwissendes und gerechtes Wesen ist, dem nichts verborgen bleibt, das die Wahrheit liebt, und die Lüge verabscheuet; das die Aufrichtigen zeitlich und ewig belohnt, die Lügner aber zeitlich und ewig bestrafet: dieser Glaube, wenn er anders lebendig ist, muß den Menschen bewegen, mit aller Gewissenhaftigkeit einen Eid zu thun, und zu beobachten. Auch die Ehrfurcht, die wir Gott als unserm Schöpfer und Wohlthäter schuldig sind, soll uns dazu ermuntern. Fromme Kinder werden ja nie ihren lieben Aeltern in das Angesicht lügen. Vielmehr sie werden in ihrer Gegenwart immer die Wahrheit sagen. Gott ist der liebste Vater aller Menschen, können wir nun so frech seyn, und ihm etwas vorlügen?

Wer die Gebothe Gottes immer vor Augen und im Herzen hat, wird gewiß allezeit mit Aufrichtigkeit einen Eidschwur thun, und das, was er versprochen hat, bis in den Tod redlich halten. Wer dieß thun will, muß, ehe er den Eid schwört, mit recht christlicher Gemüthsfassung, mit recht christlichen Gesinnungen sich darauf vorbereiten. Er muß die Wichtigkeit des

Geschäfts mit allem Ernst überlegen; er muß es wohl zu Herzen nehmen, wie unglücklich er zeitlich und ewig seyn würde, wenn er einen falschen Eid schwörte. Mit kindlicher Ehrfurcht muß er sich erinnern, daß er den ewigen, allwissenden, allmächtigen, allgegenwärtigen, heiligen, gerechten Gott zum Zeugen anrufen will; daß er in seiner sichtbaren Gegenwart etwas betheuern oder versprechen werde, mit der Bedingung, er wolle keinen Theil an Gottes Gnade, und an der ewigen Seligkeit, die uns Jesus erworben, haben, wenn er nicht die Wahrheit rede, oder wenn er sein Wort nicht halte.

Dann muß er, ehe er die Wahrheit einer Sache zu bekräftigen vor die Obrigkeit tritt, alles wohl überlegen, und sich an alles erinnern, was er von der Sache weiß, über die er gefragt wird. Endlich muß er mit aller Bedachtsamkeit auf die Fragen antworten, die an ihn gemacht werden. Er darf nichts verschweigen, aber auch nichts anders sagen, als was und wie er es weiß. Auf die Personen, für oder wider die man sprechen muß, darf keine Rücksicht genommen werden. Man hat blos darauf Bedacht zu nehmen, daß man alles sage, was man weiß; daß man keinen Umstand verhehle, und daß alles wahr sey, was man spricht. Es ist Pflicht, daß man sich als Zeuge gebrauchen lasse, wenn man von der Sache Kenntniß hat, über die die Frage ist. Denn 1) schreiben das die Gesetze vor, und 2) kann man oft seinem Nächsten einen wesentlichen Dienst leisten. Muß man gegen einen Criminalverbrecher ein Zeugniß ablegen; so fordert das von uns der Gehorsam, den man der Obrigkeit schuldig ist, und nebst dem leistet man dem gemeinen Wesen einen Dienst. Es kann keine Sicherheit der Personen und des Eigenthums erhalten werden, wenn die Verbrechen verheimlichet, oder ungestraft bleiben. Es ist übertriebene Aengstlichkeit, wenn man aus Furcht einen Meineid zu begehen, behauptet, man könne sich der Sache nicht mehr gehörig erinnern, wenn man gleich verschiedene Umstände noch genau

weiß. Man sage nur, was und wie man es weiß, so wird man keinen Meineid begehen.

Soll man etwas eidlich versprechen, so muß man wohl unterscheiden, zwischen Versprechen, zu denen man verpflichtet ist, und zwischen Versprechen, die man aus freyer Willkühr machet. Der Unterthan ist schuldig, seinem rechtmäßigen Regenten die Treue eidlich zu versprechen, ihm den Huldigungseid zu leisten; der Militärpflichtige ist schuldig zu schwören, daß er die Fahne nicht verlassen werde. In solchen Fällen muß der fromme Christ gleichwohl nachdenken, wie er als Unterthan, als Soldat, aus Gehorsam gegen Gott, seine Pflichten gewissenhaft erfüllen wolle, zumahl, da er sich auch durch einen feyerlichen Eid dazu verbindlich gemacht hat. Ueber dieß soll er täglich Gott um seine Gnade bitten, daß er ja seine Pflichten mit Freudigkeit, aus Gehorsam gegen Gott, aus Liebe zu Gott, pünktlich erfülle. Soll man aus freyer Willkühr ein Versprechen leisten, so muß man es wohl überlegen, ob man wohl im Stande seyn werde, dasselbe zu halten. Glaubt man, man könne mit der Gnade Gottes das Versprechen erfüllen; so muß man doch dasselbe mit dem aufrichtigen Vorsatz thun, seine Zusage Zeit Lebens auf das genaueste zu vollbringen. Auch in diesem Falle muß man Gott um seine Gnade, und seinen Beystand anflehen.

Wer einen falschen Eid schwöret, der verläugnet die göttlichen Eigenschaften, oder er verspottet Gott. Denn entweder glaubt er nicht, daß Gott allwissend sey und meynt, Gott könne so leicht, wie Menschen, betrogen werden; oder er denkt: Gott bekümmere sich nicht darum, ob man wahr oder falsch spreche, es sey ihm einerley, ob jemand aufrichtig oder ein Lügner ist; er sey nicht so heilig, nicht so gerecht, daß er die Lügen bestrafe. Glaubt er an die Allwissenheit, Gerechtigkeit und Allmacht Gottes, so verspottet er sie, indem er darauf gar keine Rücksicht nimmt, sie offenbar verachtet. Auch gegen die Religion empfindet er nicht die geringste Ehrfurcht; würde er wohl

sonst mit einer so wichtigen Religionshandlung, als ein Eid ist, ein Gespötte treiben? Ja ein Meineidiger ist der ruchloseste Religionsspötter; er ist so tollkühn, daß er Gottes Gerechtigkeit gegen sich auffordert; er scheut sich nicht, die frechste Vermessenheit zu begehen, indem er sich Gott dem Herrn und Richter der Menschen feyerlich darstellt, und ihn zum Zeugen der Lügen machen will.

In gewissen Fällen begeht der Meineidige eine himmelschreyende Ungerechtigkeit. Ach durch falsche Zeugnisse ist mancher Unschuldige und Rechtschaffene in Schaden und Verdruß, in Ketten und Bande, auf die Folterbank und zur schrecklichsten Todesstrafe gekommen! Der Meineidige versündiget sich wider die ganze menschliche Gesellschaft; denn die Wohlfahrt derselben wird gestört, wenn falsche Zeugnisse abgelegt, oder eidliche Verheissungen gebrochen werden. Das erste Mittel Treue und Glaube zu erhalten, wird durch den Meineid vereitelt.

Endlich versündiget sich der Meineidige wider sich selbst schwer. Er beraubt sich der Gnade Gottes; er verschmähet die ewige Seligkeit; er macht sich auf seine Lebenszeit ein unruhiges Gewissen, und hat ein schreckliches Gericht in der andern Welt zu gewarten, wenn er nicht aufrichtig über seinen Meineid Buße thut. Braucht es wohl der Erinnerung, daß der Meineidige von Jedermann verachtet wird?

Freundschaft, Siehe Umgang.

Frömmigkeit, wahre und falsche.

Um Jemanden vollkommen deutlich zu machen, was Frömmigkeit sey, ist nicht genug, daß man ihm erkläre, was sie ist, sondern man muß ihm auch noch sagen, was sie nicht ist. Die wahre Frömmigkeit und die falsche, das ist, die Heucheley sind daher zwey Materien, die auf's Innigste mit einander verwandt sind, und aus dieser Ursache vereinigen wir sie hier un-

ter einem Titel. Wir werden also so wohl die Tugend als das ihr entgegengesetzte Laster nicht nur einzeln darstellen, sondern sie auch im Gegensatze nebeneinander zeigen, damit man dadurch in den Stand gesetzt werde, sich von beyden einen ganz richtigen Begriff zu machen.

Erster Entwurf.

Ueber die Eigenschaften der wahren Frömmigkeit.

Wenn wir auch die Frömmigkeit eines Menschen nicht anders beurtheilen könnten, als aus den äußern Werken der Andacht, welche er verrichtet, und aus den Stellungen seines Körpers, aus den Zügen, die sich auf seinem Gesichte malen, und aus dem Eifer, der in seinen Augen funkelt, so würden wir doch sehr irren, wenn wir glauben wollten, daß diese äußern Ausdrücke die Frömmigkeit des Christen ausmachen. Die Gnade der Frömmigkeit ist eine Herzenssache, sagt der heilige Bernardus; im Herzen hat also diese Tugend ihren eigentlichen Wohnsitz, und was wir mit unsern Augen erblicken, ist blos Ausdruck dessen, was im Herzen vorgeht. Die Tugend der Frömmigkeit zeigt sich also unter einer doppelten Ansicht:

1 in so fern sie innerlich ist, und ihren Wohnsitz im Herzen hat, und

2 in so fern sie äußerlich ist, und in den Uebungen der Andacht sichtbar wird.

In ihrem ersten Ursprunge ist die Frömmigkeit die Bereitwilligkeit, mit welcher der andächtige Christ sich Gott widmet, und alle Pflichten erfüllet, welche das Christenthum mit sich bringt. Diese Tugend gründet sich also

a auf eine innige Liebe Gottes, als die Quelle alles Guten und alles innern Herzenstrostes; auf eine gänzliche Befreyung des Herzens von aller Anhänglichkeit an das Irdische, welches sich mit der Liebe Gottes nicht verträgt, und in dem Herzen jene seligen Gefühle erstickt, die sich

in so angenehmen und zum Guten erbauenden Zügen auf dem Gesichte des wahrhaft frommen Christen ausmalen. —

b Auf einen unverdrossenen Eifer seine Leidenschaften zu bezähmen. Das süßeste Vergnügen, welches die wahre Frömmigkeit gewähret, besteht in der innern Verbindung, in welcher der fromme Christ mit Gott steht. Weil aber die Leidenschaften, wofern man ihnen einen freyen Lauf läßt, diese selige Verbindung stören, so kann die Frömmigkeit nur so lange bestehen, als die Leidenschaften beständig verfolgt werden. —

c Auf ein aufrichtiges Streben nach Besserung. Immer besser und vollkommener zu werden: dies ist das Hauptziel des Christen, dieß ist der Zweck aller jener Andachtsübungen, wozu ihn seine Frömmigkeit reitzet. Wollte er also nicht mit Ernste immer besser werden, so wäre seine Andacht nur Blendwerk und seine Frömmigkeit nur Heucheley.

Wenn schon die Frömmigkeit eigentlich eine Angelegenheit des Herzens ist, so ist sie doch von den äußern Andachtsübungen dermassen abhängig, daß sie ohne dieselben nicht bestehen, und als ein eitles Gedankending angesehen werden kann, sie sind die Wege, welche zur Andacht des Herzens führen; die Mittel, welche sie befördern und unterhalten; denn die Absicht der Andachtsübungen und des damit verbundenen äußern Dienstes ist

a Gott die Verehrung zu erweisen, die ihm gebührt. Weil aber der Mensch mit Sinnen ausgestattet ist, und die äußern Handlungen und Feyerlichkeiten mit vieler Kraft auf ihn wirken, so dienet die Verehrung, welche er Gott erweißt, sehr dazu, die Andacht des Herzens zu entflammen.

b Ein anderer Zweck der Andachtsübungen ist, daß die Menschen sich gegenseitig erbauen und zur Tugend aufmuntern. Wie sehr aber die öffentlichen Andachtsübungen und die äußern Ausdrücke der Frömmigkeit, die wir an andern er-

blicken, die Andacht unseres Herzens entzünden, mag wohl ein jeder schon an sich selbst erfahren haben.

c Auch dies bewirken noch die Andachtsübungen, daß sie denjenigen selbst, der sie verrichtet, anfeuern, und die wahre Frömmigkeit in seinem Herzen mehren.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Wirkungen der wahren Frömmigkeit.

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß zur wahren Frömmigkeit viele Wissenschaft und tiefsinnige Betrachtungen erfordert werden. Ein aufrichtiges und zum Guten bereitwilliges Herz ist der höchsten Frömmigkeit fähig, weil es durch die Gnade Gottes in der Wissenschaft des Heils erleuchtet wird. Man sieht daher wahre Beyspiele der Frömmigkeit unter den geringsten Menschen; welche, ob sie gleich keine Weltkenntnisse besitzen, in der Wissenschaft des Heils dennoch sehr erfahren sind, und die seligen Früchte genießen, welche Gott allen denjenigen ertheilt, die eines andächtigen Herzens sind. — Um in den Herzen der Christen eine Liebe zur Frömmigkeit zu erwecken, wollen wir

Die vorzüglichsten Früchte und Wirkungen der Frömmigkeit herzählen und ausführlich darstellen.

So wie man den Gottlosen am besten durch seine Werke kennen lernt, eben so zeigt sich's was die Frömmigkeit ist, durch die seligen Früchte, welche sie bey denen hervorbringt, welche wahrhaft fromm sind.

a Sie flößt dem Christen Liebe zum Ueberirdischen ein. Ein Herz, das der Frömmigkeit ergeben ist, kann nur an dem Geschmack finden, was zu Gott erhebt; ununterbrochen sehnet sich ein solches Herz nach jenem Wohnsitze, wo der Mensch, von allen Fesseln befreyt, in ungestörter Ruhe das genießen kann, wonach es sehnlichst verlangt.

b Sie schwächet den Hang zur Sünde. So lange der Mensch von Fleisch und Blut seyn wird, wird auch dieser in

ihm wohnende Trieb niemals gänzlich erschlafen; aber er kann beträchtlich geschwächt und unthätig gemacht werden; dies bewirkt vorzüglich die Frömmigkeit, weil sie ihm alle Gelegenheiten entzieht, in welchen er thätig werden könnte.

e Sie erweckt in seinem Herzen Verachtung aller irdischen Vergnügungen. Nur darum strebt der Mensch überhaupt so sehr nach den Vergnügungen der Welt, weil er in denselben eine wahre Glückseligkeit zu finden hofft, und ihre Eitelkeit nicht einsieht. Ueber dieses schädliche Vorurtheil belehret ihn die wahre Frömmigkeit, und deckt den täuschenden Schleyer auf, der die Eitelkeit der Welt verbirgt.

d Sie erleichtert die Erfüllung der Religionspflichten. Nur darum findet der Mensch so viele abschreckende Hindernisse auf dem Wege der göttlichen Gebothe, weil er zu irdisch gesinnt ist. Diese Hindernisse ebnet die Frömmigkeit.

e Sie belehret den Menschen über den wahren Zustand seines Gewissens, weil sie bey ihm vieles Nachdenken über sich selbst und öftere Betrachtungen über die Gebothe Gottes veranlaßt.

f Sie bringt in sein Herz einen süßen Trost, eine reine Zufriedenheit, wovon nur derjenige sich einen Begriff machen kann, in dessen Herzen wahre Andacht glüht.

Dritter Entwurf.

Ueber die gewöhnlichen Mängel der Frömmigkeit.

So wie die Eigenliebe sich in alle Tugenden zu mischen suchet, so will sie auch auf die Frömmigkeit einen Einfluß haben, und sie nach ihrem Gutdünken leiten. Wenn man den Eigensinn so vieler Menschen betrachtet, die in einem allgemeinem Rufe von Frömmigkeit stehen, möchte man nicht beynahe versucht werden, mit den Feinden der Religion zu glauben, daß Eigensinn und Frömmigkeit, wie zwey getreue Geschwister, mit einander gleichen Schrittes gehen? Aber nur eine Ausartung der Frömmigkeit ist der Eigensinn, und er kömmt nur daher, weil viele, die sich zur Frömmigkeit bekennen, von derselben

keine richtige Begriffe haben; also nur ihnen allein und nicht der Frömmigkeit selbst fallen die Vorwürfe und Spöttereyen zur Last, wodurch die Weltkinder diese edle Tugend herabwürdigen und lächerlich zu machen suchen. Um also diejenigen, welche von der Frömmigkeit keine richtige Begriffe haben, zu belehren, wollen wir ihnen

1 die Ursachen zeigen, warum ihre Andacht von dem ächten Geiste des Christenthums nicht beseelt ist, und

2 die Hindernisse angeben, welche der wahren Frömmigkeit überhaupt entgegenstehen.

Viele von denen, die sich zur Frömmigkeit bekennen, bedenken nicht, daß der Mensch, wie uns der Apostel versichert, niemals zuverläßig wissen kann, aus welchem Geiste er geleitet wird. Ohne die Triebe, die in seinem Herzen aufwachen, und die er für gut hält, zu prüfen, und in dieser Absicht um himmlische Erleuchtung zu bitten, folget er ihnen blindlings, und daraus entstehen die Verirrungen, wegen welchen man die Frömmigkeit mit etwas Eigensinn zu verschwistern überhaupt so geneigt ist. Es geschieht daher nicht selten, daß Menschen, die im Rufe der Frömmigkeit stehen,

a so gerne die Hauptsache vernachläßigen, und sich an unnothwendige Nebendinge heften; daß sie sich um unbedeutende Sachen ängstlich bekümmern, und die wichtigsten kaum einer ernsthaften Aufmerksamkeit würdigen. — Es heißt zwar, daß wer im Geringen fahrläßig ist, bald in größere Sünden fallen werde. Aber damit will man uns blos belehren, daß wir die geringern Sünden meiden sollen, um nicht in größere zu fallen. Wie oft heftet sich aber eine falsch verstandene Andacht ängstlich an Dinge, die oft nicht einmahl den geringsten Schein einer Sünde haben?

b Bey den Frömmlern geschieht es auch meistens, daß sie in der Auswahl ihrer Andachtsübungen nicht die dringendsten Pflichten des Christenthums, sondern vielmehr ihren

eigenen Geschmack, ein gewisses Wohlgefallen zu Rathe ziehen, und dabey wesentliche Pflichten ihres Standes ganz außer Acht lassen. Man durchgehe die verschiedenen Stände, und beobachte genau das Betragen derjenigen, die man für fromme Christen hält, und man wird viele dergleichen Hintansetzungen entdecken.

Die Mittelstraße ist die Straße der Tugend, sagt das Sprichwort; diese zwischen den vielfältigen Abwegen zu unterscheiden, und unwandelbar auf derselben zu wandeln ist die größte Kunst der christlichen Klugheit. In Absicht auf die Frömmigkeit verfehlen die Menschen sehr leicht die Mittelstraße, und thun entweder zu wenig oder zu viel. Beydes rührt von entgegengesetzten Irrthümern her, die gleich schädlich sind. Entweder behauptet man,

a daß die äußerlichen Andachtsübungen in der Religion nur ein Zusatz, eine Erfindung der Menschen sind, und daß Gott, der ein geistiges Wesen ist, nur im Geiste angebethet werden soll. — Wäre der Mensch blos Geist, und hienge seine Seele nicht so sehr von den Sinnen ab, so wäre dieser Vernunftschluß richtig. Nun aber hängt der Mensch von Sinnen ab, und wenn äußere Andachtsübungen seine Seele nicht erheben, und sein Herz nicht anfeuern, so bleibt er unthätig und gefühllos, und wer alle äußerliche Frömmigkeit verachtet, der hat innerlich gewiß auch keine, wie es bey allen Feinden der äußerlichen Verehrung Gottes der Fall ist. — Oder

b man klebt dermassen am Aeußerlichen, daß man das Innerliche dabey ganz vernachläßiget. Man glaubt alles gethan zu haben, wenn man viele äußerliche Werke verrichtet hat, wenn schon das Herz dabey nichts empfand, und um nichts gebessert worden ist. — Man sehe vor allem darauf, daß man bey seiner Frömmigkeit am Guten immer zunehme, Gott und den Nebenmenschen immer mehr liebe, und daß man sich den Geist des Christenthums voll-

kommen eigen mache; aber dabey verachte man die Andachtsübungen nicht, und bediene sich derselben als des beßten und einzigen Mittels, um innerlich so zu werden, wie es unser Beruf erfordert.

Vierter Entwurf.

Ueber die wahre Andacht in Vergleichung mit der falschen.

So wie der Tugend oft nichts ähnlicher ist als eben das Laster, welches ihr entgegengesetzt ist, weil es sich die Maske der Tugend zu geben weiß, eben so ist dem wahrhaft frommen Christen im Aeusserlichen nichts ähnlicher als der Heuchler. Wem es um das Heil seiner Seele zu thun ist, dem soll daran gelegen seyn, jene Züge genau zu kennen, welche den frommen Christen von dem Heuchler unterscheiden, damit er in der Nachahmung der guten Werke, welche er vor Augen hat, nicht irre geleitet werde, und das für wahre Tugend halte, was nur ein eitler Schein ist. Beyde, den Frommen und den Heuchler, wollen wir in einer Vergleichung mit einander darstellen, und betrachten

1 was sie sind in Absicht auf Gott, den sie durch ihre Tugendwerke verehren wollen, und

2 wie sie sich im Umgange mit ihrem Nebenmenschen verhalten.

Damit wir in Stand gesetzt werden, so wohl den Frommen als den Heuchler ganz richtig zu beurtheilen, und den Unterschied, der zwischen beyden ist, vollkommen gewahr zu werden, müssen wir beyde näher betrachten, und bis auf die Absichten, die sie bey ihren Werken haben, zurückgehen. Wir werden finden,

a daß der wahrhaft fromme Christ bey allem, was er thut, immer nur darauf sieht, daß er Gott die Ehre erweise, welche er ihm schuldig ist, und daß diese Verehrung durch die heiligen Gedanken und Entschlüsse, welche sie in seinem Herzen erweckt, in ihm stetes Zunehmen an Kraft und Weisheit bewirke. — Nicht so denkt der Heuchler: nicht um

besser zu werden verehret er Gott, denn er glaubt schon vollkommen zu seyn, sondern um selbst geehrt zu werden.

b Die Abtödtungen, die Bußübungen, die Selbstüberwindungen, welche ein wahrhaft andächtiges Leben mit sich bringt, schrecken den Frommen nicht ab; er scheuet keine Mühe; nichts fällt ihm zu schwer, und es ist ihm schon genug zu wissen, daß Gott etwas will, daß sein Stand es erfordert, daß ein vollkommenes Leben es voraussetzet, um auf die Einwürfe seiner Sinnlichkeit nicht zu achten und sich muthvoll zu entschließen. — Der Heuchler zieht immer seine Sinnlichkeit zu Rathe, und im Guten wählet er nur dasjenige, was nicht viel Mühe und Selbstüberwindung kostet.

c Der fromme Christ liebt die Demuth und Verborgenheit, nur mit dem Zustande seiner Seele und mit Gott, dem er die Bedürfnisse derselben offenbaret, suchet er bekannt zu werden. — Der Heuchler tritt gern ans Licht hervor, und er ist weit mehr besorgt zu wissen, was außer ihm vorgeht, was die Menschen von ihm halten und reden, als wie es innerlich mit ihm steht.

Betrachten wir nun beyde, den frommen Christen und den Heuchler im Umgange mit ihren Nebenmenschen und in ihrem Betragen gegen sie, so werden wir wieder einen himmelweiten Unterschied zwischen beyden wahrnehmen.

a Das Benehmen des Frommen gegen die Menschen, mit welchen er einen Umgang hat, ist sich immer gleich; gegen Jedermann ohne Unterschied äußert er eine herzliche Liebe, duldet fremde Fehler, hält sie geheim, und hütet sich genau Jemanden zu thun, was ihn selbst kränken würde. — Der Heuchler kümmert sich wenig um seinen Nebenmenschen; er zeigt sich zwar gegen ihn auch liebreich, tadelt ihn nicht ins Gesicht, und hält ihm seine geheimen Vergehungen nicht geradezu vor. Aber in seiner Abwesenheit schonet er seiner Ehre nicht, und verräth die niederträchtigen Ränke seines Herzens.

b Der Fromme ist gegen Jedermann ohne Ausnahme dienstfertig; was in seiner Gewalt liegt, das leistet er gern, ohne zu fragen, ob ihm irgend ein Vortheil daraus erwachsen wird. — Der Heuchler fragt bey seinen Dienstgefälligkeiten vor allem sich selbst; er berechnet, in wie weit sie ihm Nutzen bringen, findet er diesen nicht, so weiß er durch die künstlichsten Entschuldigungen sich davon zu machen.

c In Gesellschaften lobt der Fromme an seinem Nebenmenschen, was lobenswerth ist, und entschuldiget, was immer nur einer günstigen Auslegung fähig seyn kann. Dagegen aber verbittet er sich ernstlich alles Lob, das seine Person betrifft; er glaubt aufrichtig, keines zu verdienen. — Der Heuchler lobt und entschuldigt auch, aber mit einer solchen Geschicklichkeit, daß das Lob, welches er ertheilt, auf ihn zurückfalle; auch nur darum verbittet er sich fremdes Lob, damit es ihm mit desto größerer Freygebigkeit ertheilt werde.

Fünfter Entwurf.

Ueber die falsche Frömmigkeit.

Höchst wunderbar sind die Kunstgriffe, wodurch die Eigenliebe den Menschen blendet, um das Ziel, nach welchem sie unaufhörlich strebt, zu erreichen. Bringt sie es durch ihre Bemühungen nicht dahin, den Menschen ganz lasterhaft zu machen, und in ihm alle Neigungen zu Andachtsübungen und gottseligen Werken zu ersticken, so suchet sie seine guten Werke so zu entstellen, daß sie aufhören gute Werke zu seyn, und auf diese Art vermag sie es, aus so manchem zur Frömmigkeit vielleicht nicht abgeneigten Menschen einen Heuchler zu machen. Wer der Andacht ergeben ist, soll sich gegen die Verführungen seiner Eigenliebe sehr hüten, denn wofern er sich nicht fleißig prüfet, kömmt er in die Gefahr, nicht nur den Werth seiner guten Werke zu verlieren, sondern unvermerkt in manche Laster

zu fallen. — Um Jedermann gegen die Gefahren der falschen Frömmigkeit zu warnen, wollen wir beweisen,

1 daß sie eine große Beleidigung Gottes in sich begreift, und

2 daß sie der Seele höchstens schädlich ist.

Gott fordert von allen Menschen, die seine Verehrer seyn wollen, daß sie ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen; im Geiste: ihre Andacht soll sich auf eine wahre Kenntniß Gottes und ihrer Pflichten gründen; in der Wahrheit: ihre Frömmigkeit soll eine reine und ungeheuchelte Herzenssprache seyn, und nicht bloß ein äußeres Werk der Scheinheiligkeit. Nun bethet der Heuchler Gott nicht im Geiste an, denn

a er handelt, als wäre Gott nicht allwissend, und durchsähe bey seinen gutscheinenden Werken die unlautern Absichten nicht, welche darunter verborgen liegen; er handelt, als könnte er seine Pflichten nicht, welche von jedem Menschen fordern, daß er Gott nicht betrüge, sondern sich mit einem lebhaften Glauben ihm nähere, und die zur Belebung dieses Glaubens nothwendigen Werke mit Eifer und ohne Betrug erfülle. — Er bethet ihn auch nicht in der Wahrheit an, denn

b indem der Heuchler Gott durch bloß gutscheinende Andachtsübungen verehren will, handelt er nicht aufrichtig; er biethet ihm gleichsam die Schale, anstatt der Frucht dar. — Daß aber ein solcher Betrug eine große Beleidigung Gottes seyn müsse, indem er sein allwissendes Auge gleichsam hintergehen will, ist leicht erklärbar.

Auch höchst gefährlich für das Seelenheil ist das Betragen des Heuchlers, der seine guten Werke mit unreinen Absichten verrichtet.

a Die erste Folge ist, daß die Scheinheiligkeit ihm zu einer Art von Gewohnheit werde. Er ist alsdann nicht mehr im Stande, einen ernsthaften Rückblick auf sich selbst zu werfen, und sein Gewissen zu erkennen. Der Betrug wird ihm so geläufig, daß er ihn von dem, was er nicht ist,

nicht mehr unterscheidet. Wie ist aber Buße und Besserung möglich, wo keine Selbstkenntniß ist?

b Wer sich eine gewisse Zeit mit scheinheiligen Werken zu begnügen gewohnt hat, verfällt in eine Art von Sorglosigkeit über das Heil seiner Seele; er glaubt, daß es in Sicherheit sey, weil er es durch seinen Selbstbetrug dahin gebracht hat, daß ihm in manchen Stücken Tugend für Laster und Laster für Tugend gilt, und auf diese Art machet er sich ein falsches Gewissen, welches für seine Seele ein äußerst gefährlicher Zustand ist.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Ps. 35, 9. Ps. 36, 31. Weish. 8, 16. 1. Könige. 16, 7. Job 8, 13. 14. und die folgenden. Sprüchw. 3, 32. Isai. 29, 13. Syr. 19, 22. Joh. 4, 23. 24. Matth. 23, 14. 23. 27. Ders. 7, 15. und 24, 51. 2. Timoth. 3, 5. 1 Timoth. 4, 8.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Es ist ein Vergnügen, das den Gottlosen nicht gegeben wird, sondern nur denen, welche dir, o Herr, herzlich dienen; und du selbst bist jenes Vergnügen. Augustinus in Confess.

Wenn man nur äußerlich thut, was Gott befiehlt, wenn man es gleichsam nur mit den Händen und nicht im Herzen thut, wer ist so thöricht zu glauben, daß die Gebothe Gottes dadurch erfüllt werden? Ders. Quaest. 54. in Deuter.

Ist nicht die Liebe die Verehrung, welche man ihm leistet? Ders. in Psalm. 32.

Die wahre Frömmigkeit ist eine Gottesverehrung. Ders. L. 4. de Civit. Dei, Cap. 23.

Ohne wahre Frömmigkeit und Religion wird der schönste Geist zum Hochmuth verleitet, und er fällt in die Sünde. Ders. L. 2. de Civit. Dei Cap. 5.

Süßer sind die Thränen der Bethenden, als die Belustigungen der Theater. Augustinus in Ps. 127.

Heucheley ist der Freundschaft Feind. Ders. Epist. 135. ad Sever. Abbatem.

Heucheley ist ein falsches Lob. Ders. in Ps. 140.

Wer das Göttliche versucht hat, dem schmeckt das Irrdische nimmermehr. Bernard. in Epist.

Bitter findet die Welt der, dem der Heiland süß vorkömmt. Ders. in Serm.

Mein Gott, und mein Alles! O! ein Wort voll Süße und Lieblichkeit, aber nur dem, der das ewige Wort lieb hat. Thom. von Kempen von der Nachf. B. 3. H. 34. N. 1.

Wo Heucheley ist, da ist Betrug. Augustin L. 2. contra Jul. C. 8.

Von Außen glänzt der Heuchler, innerlich ist er Koth. Augustin L. 2. contra Jul. C. 8.

Die Tugend der Andacht ist der Ordnung nach die erste, weil sie die Grundlage aller übrigen ist. Billig hat sie also Gott von Abraham gefordert. Ambrosius. L. de Abraham.

Der Heuchler wünscht die heiligen Lehren zu wissen; aber vollziehen will er sie nicht. Gregor L. 15. Moral.

Er will gelehrt sprechen aber nicht rechtschaffen handeln. Ders. a. a. O.

Der Heuchler stempelt die Tugend zum Laster. Chrysolog. Serm. 7.

Ausgearbeitete Stellen.

Was wahre Frömmigkeit sey?

So wenig die Juden deshalb wahre Israeliten waren, weil sie sich zum Gesetze Mosis bekannten, Gott, den Gott ihrer Väter nannten, sich mit dem Titel eines auserwählten Volkes brüsteten, das Zeichen der Beschneidung an ihrem Lei-

be trugen, den Tempel ihres Herrn in ihrer Mitte hatten, allen äußern Gottesdienst nach der Vorschrift des Ceremoniengesetzes eifrig mitmachten: eben so wenig können sich jene einer wahren Frömmigkeit rühmen, die sich allein an das Bekenntniß des Glaubens, an äußerliche Religionsübungen halten. Zwar ist ein öffentliches Geständniß des wahren Glaubens nothwendig, es ist die erste Bedingung, es ist der Anfang zur Begnadigung und Seligkeit; aber die ganze Wesenheit, die Vollendung, das Recht zur Glückseligkeit eines Christen macht es nicht aus. Nur Herr, Herr sagen; nur an Jesum als an seinen Mittler, Erlöser, Aussöhner, Gesetzgeber und Richter glauben und ihn bekennen, allen von ihm geoffenbarten Wahrheiten beypflichten, in seinen Werken aber diesen Glauben nicht bethätigen, den Willen, die Gesetze dessen nicht erfüllen, den wir als Herrn und Gesetzgeber verehren, ist nur halbes, mangelhaftes, unfruchtbares Christenthum, das weder auf den Beyfall Gottes, noch auf eine Belohnung Anspruch machen kann. Wie entscheidend sind nicht hierüber die Aussprüche Jesu, in denen er nur den lebhaft und werkthätig Glaubenden, nur den Beobachtern seiner Gebothe, nur den Vollziehern seines Willens, die Ehre, unter seine Anhänger zu gehören, den Antheil an seinem Reiche zusichert. Was hilft euch also die Stimme Jakobs, was nützt euch das Bekenntniß des Mundes, wenn euere Werke mit den Worten nicht übereinstimmen? wenn ihr euerem erkannten Gott mit Unbilden, euerem Erlöser mit Undanke, euerem Gesetzgeber mit Ungehorsame, euerem Richter mit Verachtung begegnet? wenn ihr von den Religionsgeheimnissen mit Hochachtung sprechet, und der Einfluß, der Geist, der Zweck derselben in euerem Leben nicht sichtbar wird? wenn ihr die Sittenlehren der Religion als weise, gerecht und heilig anrühmt, und sie dennoch weder in eueren Gesinnungen noch in euerem Wandel eine Aenderung bewirken? Zu was, sage ich, soll dieses Lippenwerk, dieser Mundglaube, dieses unwirksame Bekenntniß dienen? Nicht dies ist wahre Andacht, wahre Frömmigkeit, sondern eine vollkommene Uebereins-

stimmung des Munds mit dem Buchstaben des Gesetzes: dies ist wahre Frömmigkeit.

Verschiedene Erklärungen, welche die heiligen Väter dem Worte Andacht gegeben haben.

Die Tugend der Andacht, welche der Ursprung, die Grundlage der Frömmigkeit ist, haben die heiligen Väter auf verschiedene Arten erklärt. Augustinus und Bernardus sagen, sie sey jene Herzenszufriedenheit, jener innere Trost, den die fromme Seele bey der Betrachtung himmlischer Dinge genießt. Ambrosius und Gregorius heißen Andacht einen gewissen innern Trieb, jenen Hang zu den Uebungen der Andacht, jene Liebe zu allem, was sich auf die Verehrung Gottes bezieht. Andere halten dafür, sie sey eine Empfindung, ein seliges Gefühl des Herzens, welches durch den Anblick und die Betrachtung der himmlischen Dinge heftig gerührt wird, und sich oft in Liebesthränen ausgießt. Wieder andere behaupten, daß die Andacht eine heilige Freude, jene Bereitwilligkeit des Geistes sey, mit welcher die Heiligen Gott verehren, und die Pflichten des Christenthums erfüllen. Diese, obgleich in etwas von einander unterschiedenen Erklärungen stimmen in soweit miteinander überein, daß die wahre Andacht, welche man auch Frömmigkeit heißt, in dem in allem Betracht christlichen Lebenswandel bestehe.

Die wahre Frömmigkeit muß sich vor allem auf die Liebe Gottes und des Nächsten gründen.

In dem Evangelium und in den apostolischen Schriften, wird den Christen zuerst Liebe Gottes über alles, eine daraus abgeleitete Nächstenliebe, die der Selbstliebe gleich ist, und die sich darauf gründende getreue Beobachtung der Berufspflichten aufgetragen: hierin muß also die wahre Andacht des Christenthums, die ächte Frömmigkeit bestehen; und nur jener beweißt sich als einen guten Gläubigen, als ein gehorsames Kind des ewigen Vaters, als einen redlichen Jünger Jesu, nur jener macht sich

seiner Vaterhuld, der Gnade seines Sohnes, und der durch ihn gemachten Verheissung eines ewig glückseligen Lebens würdig, der diese Liebe Gottes und des Nächsten zum Grunde seiner Handlungen legt. Der also den wahren Gott erkennet, ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethet, ihn mit einem reinen, einfachen Kindersinn fürchtet und liebet, sein Herz und seine Handlungen nur nach ihm richtet; seine Befehle ohne Ausnahme und Einschränkung, gewissenhaft, treu, vollkommen, beständig nur aus Achtung gegen ihn, nur aus Gehorsam gegen ihn vollzieht, und sich vertrauenvoll seinem weisen und gütigen Willen überläßt, ist ein würdiger belohnungswerther Christ. Diese ächte Verehrung Gottes wird ihn zur Nächstenliebe, diesem Grundgebothe unsrer Religion, diesem entscheidenden Merkmahle eines wahren Jüngers Jesu, anfeuern; er wird eine aufrichtige, theilnehmende, thätige Liebe gegen alle, auch seine Feinde haben; er wird mit einem redlichen wohlwollenden, uneigennützigen Herzen die thätigste Sorge für die Aufrechthaltung der Güter der Gnade, der Ehre, des Glückes seiner Mitbrüder tragen, und überhaupt das thun, was er wünscht, das ihm von andern gethan werde, und so wird er den Nächsten lieben wie sich selbst.

Die wahre Frömmigkeit hat ihren Wohnsitz im Herzen.

Es läßt sich leicht denken, das Gott, der allwissend ist, der die Menge der Sterne zählet, und alle mit Namen nennet, und dessen durchdringendem Blicke unsere verborgensten Gedanken nicht entgehen, uns Menschen nicht so beurtheile, wie wir einander beurtheilen. Wir halten uns gewöhnlich an das, was uns unsere Sinne sagen, an das, was wir sehen oder hören; — und wenn wir auch zuweilen von dem Aeußern auf's Innere schließen, wenn wir auch aus verschiedenen gegen einander gehaltenen Handlungen eines Menschen die Absichten errathen wollen, die er gehabt haben mag, so können wir uns doch nie zuversichtlich auf unsere Urtheile verlassen, weil das Aeußere oft trügt, und in tausend Fällen eben das Ge-

gentheil deſſen bedeutet, was es zu bedeuten ſcheint. — Gott aber ſieht bis in unſer Herz; er ſieht alle unſere Gedanken und Begierden, und er kennt alle unſere Abſichten und Zwecke. Bey ihm hilft weder Schein noch Verſtellung; äußere Bewegungen, ausdruckvolle Gebärden und gekünſtelte Mienen, wären ſie auch noch ſo täuſchend, können ihn nicht trügen, weil ſeine Blicke die Herzen und Nieren ſelbſt durchſuchen. Das Innere beſtimmt alſo in den Augen Gottes den Werth des Menſchen; es iſt der eigentliche Maaßſtab, wovon er alle ſeine Tugenden und Handlungen, alle ſeine Werke und Andachtsübungen abmißt. Wenn wir alſo bethen; wenn wir unter der Laſt unſerer unvollkommenen Natur ſeufzen, den Beyſtand Gottes erflehen, ſo kömmt alles darauf an, wie alsdann unſer Herz geſtimmt iſt. Er ſieht, ob wir unſere Bedürfniſſe, und das Unvermögen, ſie ſelbſt zu befriedigen, erkennen, ob wir mit Gefühlen einer wahren Reue und einer ungeheuchelten Demuth uns zu ihm wenden, und ob unter unſerm Gebethe, wie gar oft der Fall iſt, etwa nicht ein ſchändlicher Eigennutz, der ſeinen Abſichten ganz zuwider iſt, verborgen liege. Die äußern Ausdrücke der Andacht, niedergeſchlagene Augen, liebvolle Blicke, heilige Seufzer und demüthige Stellungen des Körpers können nur in ſo fern zur Kraft unſeres Gebeths etwas beytragen, als ſie unwillkührliche Folgen eines lebhaft gerührten Herzens ſind, und als ſie ohne unſer Wiſſen und Willen gleichſam von ſelbſt entſtehen.

Sie ſoll vorzüglich zwey Haupt-Eigenſchaften haben.

Damit unſere Frömmigkeit Gott angenehm ſeyn könne, muß ſie vorzüglich zwey Eigenſchaften haben; die erſte, daß wir Gott für das erkennen, was er wirklich iſt, und die zweyte, daß wir unſer Herz auf eine ihm angenehme Art zu ſtimmen ſuchen. Mir ſcheint es, der Heiland habe uns dies lehren wollen, als er ſagte: „die Zeit kömmt, wo die wahren Anbether „den Vater im Geiſte und in der Wahrheit anbethen werden. „Joh 6, 32.“ Unſere Verehrung Gottes muß nothwendiger

Weise auf diesem Grundsatze beruhen, daß wir von Gott richtige Begriffe haben, und ihn für das erkennen, was er ist. Dazu wird erfordert, daß wir uns nur mit reinen Absichten zu ihm nähern, und uns ohne Vorbehalt bereitwillig zeigen, seine Befehle zu erfüllen. Das erstere, die richtige Erkenntniß Gottes, wird durch die Anbethung in der Wahrheit, und das andere, die Bereitwilligkeit des Herzens, durch die Anbethung im Geiste vorgestellt. Die Anbethung in der Wahrheit verabscheuet also alles, was nicht aufrichtig ist, was mit Verstellung und Heucheley bemäntelt wird. Die Anbethung im Geiste dagegen haßt alle äußere Werke, woran das Herz keinen Theil hat, weil die Andacht aus dem Herzen hervorkommen soll. Also nur die wahren Anbether im Geiste und in der Wahrheit sind auch einer wahren Frömmigkeit fähig.

Bild eines wahren Anbethers im Geiste und in der Wahrheit.

Nur derjenige Christ allein ist ein wahrer Anbether Gottes im Geiste und in der Wahrheit, dessen Frömmigkeit ungeheuchelt ist, der in seinem Herzen die Wahrheit redet, auf dessen Zunge kein Betrug ist, und bey dem eine vollkommene Uebereinstimmung des Aeußern mit dem Innern Statt hat. Ein solcher Christ kennt seine Sünden und seine Schwachheit; er weiß, daß vor den Augen Gottes alles nakt und offen ist, und daß er seine Vergehungen vergebens durch Entschuldigungen würde zu beschönigen suchen. Nicht wie der Pharisäer beruft er sich auf die guten Werke, die er etwa ausübt, weil ihm wohl bekannt ist, daß, wenn sie für das zukünftige Leben Kraft und Wirkung haben, dies nicht ihm, sondern der Gnade Gottes, mit welcher er sie verrichtet hat, zugeschrieben werden muß, und daß wir für jede tugendhafte Handlung, deren wir uns rühmen, und die wir uns allein zueignen, auch nur von uns allein den Lohn zu hoffen haben. Nur die Sünden betrachtet er als sein eigenes Werk, weil er nie vergißt, daß auch bey dem Gerechten jeder

Tag seine Bosheit mit sich bringt: er weiß, daß tausend eitle Gedanken, ehrsüchtige Absichten und heimliche Selbsterhebungen über seine beßten Handlungen einen Schatten werfen, und sie in den Augen Gottes in ein ganz anderes Licht stellen, als sie vor unsern schwachen Blicken erscheinen; er weiß, daß er in der Bekämpfung seiner Leidenschaften, die er wohl kennt, nicht mit Eifer und Thätigkeit zu Werke geht, und daß er in der Aufsuchung jener, die er noch nicht kennt, etwas saumselig und schläfrig ist. Und ist er ein großer Sünder, so ist er auch überzeugt, daß alle seine Tritte mit Lastern bezeichnet sind. So oft er also auf sich selbst zurückblicket, sieht er nur Unwürdigkeit; ganz beschämt und mit niedergeschlagenen Augen steht er in der Gegenwart Gottes; seine Seele sinkt gleichsam bis in ihr Nichts herab, und sein Herz wird von Gefühlen einer wahren, aufrichtigen Reue ganz erschüttert. Erhebt er sein Haupt aufwärts, und richtet er seine Blicke gen Himmel, so geschieht es blos, um die Barmherzigkeit jenes allmächtigen Wesens, von dem er alles zu fürchten und zu hoffen hat, desto mehr zu erweichen und dessen Aufmerksamkeit gewissermaßen auf sich zu ziehen. Seine Blicke sinken dann wieder; mit tiefester Demuth bethet er das allerhöchste Wesen an; er schlägt auf seine Brust, und spricht mit dem Publikaner! **Gott! sey mir Sünder gnädig.**

Die wahre Frömmigkeit setzet voraus, daß man allem, was Pflicht ist, den Vorzug über das gebe, was blos Andacht ist.

Um Gott gefällig zu seyn, muß man alles wollen, was er will, und zwar in derselben Ordnung, wie er es will. Nun aber fordert Gott von uns, daß wir vor allem erfüllen, was Pflicht ist, und besonders was unser Stand mit sich bringt. „Du magst Gott, sagt der heilige Bernardus, ein gutes Werk „darbiethen, welches es immer sey, so ist es ihm nicht ange„nehm, wenn du das verabsäumest, was deine Pflicht ist.“ Wären alle Menschen von diesem äußerst wichtigen Grundsatze

vollkommen überzeugt, so würde man unter den sogenannten frommen Personen nicht so viele sehen, welche in der Erfüllung ihrer Standespflichten schläfriger, in ihrem Hauswesen nachläßiger, für die Erziehung ihrer Kinder weniger besorgt, in der Beurtheilung ihrer Nebenmenschen liebloser, im Umgange mit ihren Nachbaren zanksüchtiger, gegen ihre Vorgesetzten unbeugsamer als nicht fromme Weltmenschen sind? Warum hat Jesus den Pharisäern so erschreckliche Strafgerichte angekündigt? Von Krausemünze, Anis und Kümmel, welche die unbedeutendsten Gewächse waren, entrichteten sie mit einer überaus genauen Gewissenhaftigkeit die Zehenden, die weit wichtigern Pflichten des Gesetzes aber, die der Gerechtigkeit, der Menschenliebe und Treue unterließen sie. Könnte man nicht mit gleichem Rechte zu so manchem Andächtler sagen: Wehe dir, der du ganze Stunden im Gebethe zubringest, und dich mit dem größten Eifer den Andachtsübungen ergiebst, und dann wenn du wieder nach Hause kommest, durch deine Zanksucht, durch deine lieblosen Reden, deine harten und oft ungerechten Begegnungen, deinen Kindern, deinen Dienstbothen und Nachbaren zum Aergernisse bist. „Du rühmest dich, „sagt der heil. Augustin, der häufigen Beyträge, womit du die „Armuth unterstützest, und die Kirchen bereicherst, und du bezahlest deine Schulden nicht? Wird Gott nicht zu dir sprechen: Wie! du sagst, was du gegeben hast, und ich sage zu „dir: du hast es gestohlen."

Die äußere Werke der Andacht allein machen die ächte Frömmigkeit nicht aus.

Nicht selten sieht man Menschen, welche sich als thätige Anhänger und Freunde der Religion zeigen wollen; sie nehmen an allen äußerlichen Andachtsübungen Antheil, entrichten viele und lange Gebethe, stellen sich öfters beym Bußgerichte und heiligen Abendmahle ein, sind bey andächtigen Versammlungen gegenwärtig, und sie glauben dadurch ein bewährtes Zeugniß ihres Christenthums abzulegen. Ich leugne nicht, daß alle diese

Uebungen heilig, ehrwürdig, und nothwendig seyn; ich spreche ihnen weder den Werth noch den Nutzen ab; ich gestehe, daß sie wirksame Mittel sind, das wahre Christenthum hervorzubringen, und daß sie nothwendige äußerliche Kennzeichen einer innern Andacht sind, aber die ganze Wesenheit des Christenthums machen sie nicht aus; denn wie viele bedienen sich des schönen Aufsenwerks zur Befriedigung ihres Eigennutzes, zur Nahrung ihres Stolzes, zum Deckmantel ihres heuchlerischen bösen Herzens, zur Verhüllung ihres unchristlichen Wandels; bey diesen also kann das äußere Mitmachen der ehrwürdigsten Religionshandlungen von keinem wesentlichen Werthe seyn, so wie Jesus die vielen Gebethe, Reinigungen, und Opfer der Pharisäer nur deßwegen verwarf, weil ihr Herz verdorben war, und sie die Hauptpflichten des Gesetzes außer Acht liessen. Jene also, die Kirchen und Altäre besuchen, die Heiligen verehren, gottseligen Bündnissen beytreten, die heilige Messe und Predigt hören, sogar die Sacramente der Kirche empfangen, bey dem allem aber ungebesserte, unedle, lasterhafte Menschen bleiben, verdienen nicht einmahl den Nahmen eines Christen, sie sind Gleißner, die das Christenthum entehren und schänden; und sey es auch, daß sie jezuweilen ein und andere Tugendpflicht erfüllen, so sind es meistens Tugenden, die mit vielen andern Lastern verunreiniget sind, oder bey denen der Grund, die Absicht, die Meynung, unedel, eigennützig, bloß irdisch und sinnlich ist; weil also ihr Auge schalkhaft ist, so ist der ganze Körper ihrer gutscheinenden Werke finster; weil die Wurzel böse ist, so sind es auch die Früchte; weil die Quelle trübe ist, so ist auch der Fluß unlauter; weil ihr Inneres vergiftet ist, so ist auch das Aeußerliche angesteckt. Der Kern, die Wesenheit des Christenthums ist zernagt; sie zeigen die Schale, und so zu sagen den Leib der Religion, aber es mangelt ihnen die innere Güte, der Geist derselben; Jesus hält sie also nicht für die Seinigen; er kennt sie weder für jezt noch für die Zukunft, denn ihre Frömmigkeit ist nur eitler Schein.

Die äußern Werke der Andacht werden zur ächten Frömmigkeit erfordert.

Die wahre Verehrung Gottes, wenn man sie an sich und ohne Rücksicht auf die gegenwärtige Lage des Menschen betrachtet, soll blos innerlich seyn, und im Herzen so wohl ihren Anfang als ihre Vollendung haben. Gott als das höchste Wesen anbethen, seine unerschöpflichen Vollkommenheiten betrachten und bewundern, sich durch die Seufzer einer reinen Liebe zu ihm erschwingen und sich mit ihm vereinigen, ihn loben und preisen: dieß ist die Religion der himmlischen Chöre, und diese innerliche und unsichtbare Religion des Herzens wäre auch die Religion des Menschen, wenn er, wie der heilige Augustin sagt, den Zustand der Unschuld und Gerechtigkeit nie verlassen hätte. Als Abstämmlinge unseres untreu gewordenen Vaters tragen wir auch die Strafe seiner Untreu, als Kinder fleischlicher Aeltern werden wir mit Fleisch und Blut gebohren; unsere von den Sinnen ganz abhängige Seele kann ohne sie beynahe nichts thun. Sie bedarf also äußerer Gegenstände, äußerer Uebungen und Zeremonien, welche mittelst der Sinne ihren Glauben unterstützen, ihre Liebe zu Gott anfachen, ihre Hoffnung unterhalten, ihre Aufmerksamkeit erleichtern, den Gebrauch der Sinne heiligen, und dadurch uns Menschen, die wir uns zu einem und demselben Glauben bekennen, einen und denselben Gott in unsern kirchlichen Versammlungen verehren, desto inniger mit einander vereinigen. Dieß ist jetzt die Religion des Menschen auf der Erde. Durch Sinnbilder und Figuren, durch Gleichnisse und Aehnlichkeiten mußte sein flatterhafter Geist festgehalten und gleichsam gefeßelt werden. Wir wissen, daß schon die ersten Menschen ihre Andacht durch äußere Werke versinnlichten. Abel both Gott Opfer dar, Enos rief den Nahmen des Herrn mit der Pracht äußerer Zeremonien an, die Patriarchen errichteten Altäre, und Moses Gesetze vermehrten die Gebräuche immer mehr. Die Religion des neuen Bundes, weil sie weniger sinnlich als jene des alten Bundes ist, behielt weniger Gebräuche,

aber sie schloß sie nicht gänzlich aus. Selbst der Erlöser zeigt sich unter Brod- und Weinsgestalten sichtbar, und mittelst unserer Sinne steigt er in unser Herz hinab; eben dieses Geheimniß seiner unbegreiflichen Liebe sollte bis zum Ende der Welt der vorzüglichste Gegenstand unserer äußern Verehrung und das kräftigste Nahrungsmittel unserer Frömmigkeit seyn.

Zweck und Nutzen der äußern Andachtsübungen.

Dasselbe Gesetz, welches uns verpflichtet, im Herzen zu glauben, gebietet uns auch mit dem Munde zu bekennen, und durch äußere und sichtbare Werke Beweise unseres Glaubens und unserer Frömmigkeit an den Tag zu legen. Die Absicht Gottes, der uns diesen Befehl gab, ist, daß wir dem Herrn, von welchem wir abhangen, die Ehre geben, und vor allen Menschen bekennen, daß ihm allein Ehre und Anbethung gebührt; daß wir die geheimen Gutthaten seiner Barmherzigkeit bekannt machen, und andere, denen sie dadurch offenbar werden, bewegen, ihre Dankgefühle mit den unserigen zu vereinigen; daß wir unsere Brüder erbauen, und sie zur Tugend anfeuern; daß wir die Schwachen aufmuntern, und sie durch unsere Standhaftigkeit gegen die Verführungen der Welt sichern; daß wir durch äußere Beweise von Frömmigkeit das Aergerniß, welches wir gegeben haben, wieder gut machen; und endlich daß wir die Gottlosen, die Feinde der Religion zu Schanden machen, und ihnen das Geständniß abdringen, daß auf der Erde noch wahre Tugend sey.

Gegen diejenigen, welche die äußern Andachtsübungen als eiteln Zusatz verschreyen.

Niemahls mehr als in unsern Zeiten hat der Unglaube, von gewissen Irrlehren unterstützt, der Religion vorgeworfen, daß die äußern Andachtsübungen eitler Zusatz sind, und den Aberglauben befördern. Der Gebrauch der Sacramente, die Verehrung Mariens und der Heiligen, die Abtödtungen des Körpers und der Sinne, die äußere Pracht des Gottesdienstes, und

allgemein eingeführte Gebräuche, deren Ursprung bis ins höchste Alterthum hinaufsteigt, und die uns eben dadurch den zuverläßigsten Beweis ihrer heiligen Stiftung darbiethen: alles dieß ist im Munde des Unglaubens Menschenerfindung, und soll zum Wesen der Religion nicht gehören. Aber möchte man eben diese Tadler nicht fragen, ob sie dann, weil sie allem Aeußern so gehäßig sind, jene Pflichten, die blos innerlich sind, oder die mit den äußern Andachtsübungen in keiner Verbindung stehen, um so genauer erfüllen? Sind sie Beyspiele der Tugend als Ehegatten, als Hausväter, als öffentliche Beamte, als Christen? Zeichnen sie sich im Handel und Wandel durch eine gewissenhafte Redlichkeit aus? Heget ihr Herz weder Neid noch Haß, weder Rachgierde noch Schadenfreude, weder Ehrsucht noch übertriebene Prachtliebe? Dies ist doch, wie sie selbst sagen, das Hauptwesen der Religion. Ach möchten sie aufrichtig gestehen, warum sie so sehr gegen die äußern Andachtsübungen der Religion eifern! Durch den Haß, den sie ihnen zeigen, wollen sie den geheimen Haß, den sie der Religion und allem, was sie in ihrem sinnlichen Genusse störet, geschworen haben, gleichsam decken. Beobachteten Sie genau das, was sie selbst das Hauptwesen nennen, so würde auch bald alle Abneigung gegen die Andachtsübungen bey ihnen verschwinden.

Wahre Frömmigkeit setzt Beständigkeit im Guten voraus.

In der Beurtheilung der Frömmigkeit sind wir Menschen gewöhnlich etwas voreilig und leichtsinnig. Wir sehen bey einem Menschen eine Thräne des Mitleides fließen, oder wir bemerken eine gute That; oder wir hören ihn mit Wärme von Religion und Tugend sprechen, und sogleich rühmen wir ihn als einen rechtschaffenen Mann. Wir vernehmen, daß ein anderer, der bey seinen Religionsübungen viel Eifer beweiset, einen Fehler begangen hat, und sogleich sind wir mit dem Ausspruche fertig: Er ist ein Heuchler. Und doch können wir uns in beyden Fällen irren. Dieser kann Trotz seines begangenen Fehlers, zu welchem

er in einem schwachen Augenblicke hingerissen wurde, der Religion und Tugend redlich ergeben seyn; jener kann nur in diesem einzeln Falle, oder aus Temperament, oder aus gewissen Absichten gut gehandelt haben. Alles wird also darauf ankommen, ob der Mensch sich gleich bleibt: ob Mund und Wandel, Gefühle und Thaten mit einander übereinstimmen. Wer viel äußere Andacht und Ehrfurcht vor Gott und seinem Worte zeigt, aber nicht die geringste Spur davon in seinen Gesinnungen, und in seinem Verhalten ausdrückt, die Befehle Gottes in jedem Augenblicke übertritt, und die äußern Vortheile des Lasters dem innern Lohne der Tugend vorzieht: Wer viel vom Vertrauen auf Gott spricht und die Ruhe und Freude preißt, die derjenige schmeckt, welcher auf Gott sich verläßt; aber bey dem kleinsten Unfall muthlos wird, und bey dem geringsten Verlurste sich nicht zu fassen weiß: wer außer dem Hause viel Güte und Mitleiden gegen den Nächsten blicken läßt, und durch ein liebreiches, gefälliges Wesen die Gemüther zu fesseln weiß; in seinem Hause aber ein Tyran ist, sich nicht bestrebt das Wohl seiner Brüder nach Möglichkeit zu befördern, und Schaden und Verdruß von ihnen abzuwenden; wer durch sein ganzes Betragen verräth, daß er nur seine Ehre und seinen Vortheil sucht, und diesem alles andere aufopfert; kurz, wer sich so wenig gleich bleibt, in seinen Reden und Handlungen so wenig Uebereinstimmung zeigt, dessen Frömmigkeit ist nicht ächt; den kann man sicher unter die Zahl derer rechnen, welche Jesus mit übertünchten Gräbern vergleicht, die von außen schön zu seyn scheinen, aber inwendig voller Todtenknochen und Unreinigkeit sind. Sie haben den Schein eines gottseligen Wesens, aber seine Kraft verläugnen sie. Doch auch der rechtschaffenste, der redlichste Christ, bleibt ein Mensch, und kann fehlen. Wir würden also sehr übereilt urtheilen und handeln, wenn wir ihm gleich den Nahmen eines Heuchlers geben wollten, wofern er das eine oder das andere Mahl strauchelt, und sich von seiner Pflicht entfernt. Nein, wir müssen darauf sehen, ob er in dem bemerkten Fehler verharrt, ob dieser Feh-

ler aus Gewohnheit und mit Wohlgefallen von ihm begangen wird; oder ob er sich bald von seinem Falle wieder aufrichtet, zu seiner Pflicht zurückkehrt, und dann dem Guten standhafter ergeben bleibt, — das, das ist das wichtigste und sicherste Kennzeichen eines Rechtschaffenen und Frommen.

Wie der Mensch sich selbst prüfen soll, ob er wahre Frömmigkeit besitze.

Wir Menschen sind äußerst geneigt, uns selbst zu täuschen und uns mit dem äußern Scheine der Frömmigkeit zu begnügen; wir setzen einen großen Werth auf unsere Andachtsübungen, und verachten oft andere, die nicht so denken und handeln wie wir. Wer soll es aber nicht wissen, wie leicht der Mensch sich bleudet, und mit sich selbst zufrieden ist? Wer in dieser Hinsicht auf's Reine kommen will, der muß sich oft zu Rede stellen und sich selbst fragen: Ist mein Herz mit Liebe zu Gott und zu seinem Gebothe erfüllt? Finde ich meine Lust und mein Vergnügen darinn, diesen Gebothen zu allen Zeiten und unter allen Umständen gemäß zu handeln? Mache ich einen treuen Gebrauch von meinen Gaben und Fähigkeiten? und wende ich sie dazu an, in der Ausübung des Guten und meiner Pflichten immer weiter zu kommen, und immer mehr Fertigkeit darinn zu erlangen? Nütze ich die Gelegenheiten, die Gottes Vorsehung mir anweißt, das Beste meiner Brüder zu befördern? Bin ich so gut, so fromm, so wohlwollend, so mildthätig, so gerecht, so gemeinnützig, als ich es nach den Vorschriften des Christenthums, und nach den Kräften, die mir Gott gab, seyn kann und seyn soll? — Das sind die Fragen, nach welchen ihr euch prüfen müßt, wenn ihr wissen wollet, ob ihr rechtschaffne, fromme Christen, oder nur Heuchler seyd; das sind auch Fragen, die euch einst Gott, der allwissende Richter vorlegen wird. Was wird es euch dann vor jenem unpartheyischen Richterstuhle helfen, daß ihr hier die Menschen so oft hintergangen, so oft durch einen guten Schein ihre Achtung und ihr Zutrauen erschlichen, und daß ihr mittelst euers Eifers

in gottesdienstlichen Uebungen, Ungerechtigkeiten, heimliche Schandthaten, ein ganz verdorbenes Herz bedeckt und verborgen habt? Er, der Allwissende wird alles offenbaren, und euch in eurer wahren, häßlichen Gestalt darstellen. — Was wird es euch dann helfen, daß ihr hier auf heuchlerischen, krummen Wegen Geld gewonnen, Gönner und Freunde gefunden, und euer Leben glänzend und fröhlich zugebracht habet? Ihr werdet das alles bey euerem Austritt aus dieser Welt zurücklassen müssen, und das, was euch folgen wird, das ist die ganze schreckliche Last der Verschuldung, die ihr durch euere Heucheley auf euere Seele geladen habet; das ist das peinigende Andenken aller und jeder treulosen, betrügerischen, schändlichen Handlungen, die ihr unter der Larve der Tugend verübtet. Und welches wird dann euere Empfindung seyn, wenn ihr mit dieser Last beladen da stehen, und euer ewiges Schicksal erwarten werdet? Denket daran, und zittert davor! — Aber wohl euch! wenn ihr den ganzen Werth und die ganze Seligkeit einer wahren, ungeheuchelten Tugend schon jetzt kennen und fühlen lernet; wenn ihr jeden Tag eueres Lebens so anwendet, daß einst in der schreckhaften Stunde des Todes, euer Gewissen euch keine heimlich begangene Sünden, keine Klage eines Bedrängten, keinen Seufzer eines Unterdrückten, keine Verwünschung eines Betrogenen vorwirft! Wenn ihr vielmehr alsdann ein redliches Herz, reine, unbefleckte Hände zu euerem Vater im Himmel empor heben, auf seine Güte vertrauen, und die seligen Früchte der Frömmigkeit in einer bessern Welt mit freudiger Zuversicht hoffen könnet!

Wie selten unter den Christen wahre Frömmigkeit sey.

Es ist höchst zu bedauern, daß es unter den Christen nicht wenige giebt, welche oft die ersten Berufspflichten ihrer eingebildeten Frömmigkeit nachsetzen, und durch Ausübung gewisser äusserer Werke allem Genüge zu leisten glauben, als wenn die Wesenheit des Christenthums und der ächten Frömmigkeit nicht in der Erfüllung der Berufspflichten läge. Was soll man von der

Religion jener Aeltern, Hausväter und Obrigkeiten halten, die zwar im äußerlichen als erbauliche Christen bekannt sind: keine der gewöhnlichen Andachtsübungen verabsäumen, dagegen aber die Sorge und Obhut der Ihrigen vernachläßigen; auf Ordnung, Wohlstand, Ruhe und Sittlichkeit nicht schauen, und die möglich erreichbare Glückseligkeit der Ihrigen, weder durch Unterricht, noch durch Aufsicht; weder durch gelinde noch durch scharfe Mittel befördern? Solltet ihr diesen, vielleicht durch falschen Schein irregeleitet, ein wahres Christenthum nicht abzutheilen, so werden euch die Worte Pauli 1. Timoth. 5. von euerem Betrugе heilen: Wer für die Seinigen, sonderlich für seine Familie nicht sorget, hat den Glauben verläugnet, und ist ärger als ein Heide. Man misbilliget zwar ihr andächtiges Betragen nicht, aber ohne Erfüllung ihrer Standesobliegenheiten bleibt ihre vor der Welt schimmernde Rechtschaffenheit nur einseitig, nur unvollkommen; sie ist ein gestümmelter Leib, eine zerrissene Kette; eines soll und darf geschehen, und das andere nicht unterlassen werden; wahre christliche Andacht ist Geneigtheit alle Pflichten und zwar aus reinen Absichten zu beobachten. Dieß ist der ächte Probierstein, ob unsre Religion von einem innern Werthe sey oder nicht, ob wir zu jenen gehören, die nur Herr, Herr sagen, oder ob wir den Willen des Vaters im Himmel erfüllen; ob wir also Hoffnung haben können, ins Himmelreich zu kommen.

Unterschied zwischen dem frommen Christen und dem Scheinheiligen.

Der wahrhaft andächtige Christ zeigt seine Religion durch willigen Gehorsam gegen die göttlichen Befehle und durch eine gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten; der Heuchler hingegen durch äußerliche Religionsübungen, und durch Pünktlichkeit in Nebendingen und Kleinigkeiten. Es gehört wohl wenig Ueberlegung dazu, um einzusehen, daß die gottesdienstlichen Handlungen nicht die Hauptsache in der Religion; daß ße nur Mittel aber nicht

Endzweck des Christenthums sind; daß weit mehr daran gelegen ist, christliche Tugenden zu üben, recht und wohl zu thun, und den Schuldigkeiten nachzukommen, die uns als Menschen, als Bürgern, als Hausvätern und Hausmüttern, als Aeltern und Kindern, als Herren und Dienern gegen einander obliegen; daß also die feyerlichen Andachtsübungen nur in so weit einen Werth haben, als sie uns zur Erfüllung jener Pflichten geschickt machen, als sie uns Ermunterung und Lust gewähren, unsern Verhältnißen gegen Gott, und gegen die Menschen gemäß zu handeln. Das alles nun sind für den Rechtschaffnen ausgemachte Wahrheiten, diesen bleibt er getreu, nach denselben denket und handelt er. Wenn er auf der einen Seite alle Gelegenheiten nützt, durch öffentliche und besondere Andachtsübungen den Gedanken an Gott und an seine Pflichten zu erneuern, denselben seiner Seele immer tiefer einzuprägen, und seine guten Vorsätze immer lebhafter zu machen: so vergißt er auf der andern Seite nie, daß er Gott nicht würdiger verehren, und ihm nicht besser dienen kann, als wenn er sich in seinem Thun und Lassen nach seinem Willen richtet; als wenn er ein recht geschäfftiges, wohlthätiges und gemeinnütziges Leben führt; als wenn er durch die genaueste Erfüllung seiner Pflichten Freude und Glückseligkeit um sich her verbreitet. So denkt und handelt der Rechtschaffne, so zeigt Er seine Religion, aber wie zeigt sie der Heuchler? Er versäumt das Wesentliche derselben, setzt an dessen Stelle die äußern gottesdienstlichen Handlungen, und ist pünktlich in Kleinigkeiten. Solche Heuchler waren jene Juden, über welche sich Jesus nicht enthalten konnte, das Wehe auszurufen: Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr am Sabbath nicht arbeitet, aber desto ruhiger die Häuser der Wittwen und Waisen aufzehret; die ihr Mücken seiget, und Kamele verschlucket; die ihr von den unbedeutendsten Küchenkräutern den Zehend gebet, und das Wichtigste im Gesetze, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit, die Treue vergesset. Solche Heuchler seyd auch ihr, Christen! die ihr das Böse nur in Ge-

genwart anderer meidet, aber im Verborgenen desto schändlicher handelt; die ihr euer ganzes Christenthum in die Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes, in die Beobachtung feyerlicher Religionshandlungen setzet, und die Ausübung des göttlichen Willens, ein gerechtes, wohlthätiges, frommes Leben davon absondert und vernachläßigt; die ihr euch einbildet, Gott habe an euerem Bethen und Kirchengehen ein so besonderes Wohlgefallen, daß er euch dafür in dieser und in der zukünftigen Welt belohnen werde, wenn ihr gleich dadurch weder weiser, noch besser geworden seyd.

Die Heucheley ist eine Art von Selbstbetrug und zieht die schädlichsten Folgen nach sich.

Der wahrhaft fromme Christ sucht immer besser zu werden; der Heuchler betrügt sich selbst, und hält sich schon für vollkommen. Je weiter man in der Erkenntniß der Wahrheit fortrückt, je genauer man durch den Unterricht Jesu mit seinen Pflichten und mit seiner Bestimmung bekannt wird, je deutlicher man es einsieht, daß im Christenthume nicht blos äußerer Schein, sondern ein rechtschaffenes Wesen gilt; desto weniger kann man mit sich selbst zufrieden seyn; desto lebhafter muß der Mensch fühlen, wie viel ihm noch zum wahren Christen fehle, desto stärker muß das Bestreben werden, sich von seinen Fehlern und Schwachheiten zu reinigen, in der Ausübung des Guten immer weiter zu kommen, und sich immer mehr der Vollkommenheit zu nähern, zu welcher der Christ berufen ist. Und sehet, l. Chr.! das ist gerade der Fall des Rechtschaffenen. Aber ganz anders verhält es sich mit dem Heuchler, dem der Selbstbetrug in der wichtigsten und heiligsten Sache zur Fertigkeit geworden ist, dem es also beynahe unmöglich ist, zu einer aufrichtigen Besserung zu gelangen. Wer das thut, was Er für Religion und Christenthum hält, muß der sich nicht für vollkommen, für einen guten Christen halten, ob er gleich Rachgier und Härte gegen den Nächsten übt, und seinem Stolze, seinem Neid, seiner Ueppigkeit und

Gewinnsucht nachhängt? Wem die Nothwendigkeit eines rechtschaffenen Herzens und Wandels nicht eine ausgemachte Sache ist; wer immer noch etwas anders bey der Hand hat, welches an die Stelle einer tugendhaften Gesinnung, und eines gottgefälligen Verhaltens treten soll; wer da wähnet, daß er durch äußerliche Religionsübungen seine begangene Sünden und Fehler wieder gut mache, oder gar eine stillschweigende Erlaubniß auf's neue zu sündigen, nnd zu fehlen dadurch erlangen könne, — wird der eine wirkliche Besserung des Herzens und eine thätige Frömmigkeit nöthig zu haben glauben? Wer sich gewöhnt hat, seine Vergehungen immer mit dem Gewande einer scheinbaren Frömmigkeit zu decken, und ihnen dadurch gleichsam eine fromme Gestalt zu geben, wird der nicht nach und nach den Abscheu gegen die größten Missethaten verlieren? Und wird nicht endlich sein Gewissen so verhärtet werden, daß es ihn sein schreckliches Verderben gar nicht mehr wahrnehmen und empfinden läßt? — Und sehet, christliche Freunde! das ist der traurige beklagenswürdige Fall des Heuchlers. Er gelangt nie zu einer wahren Besserung, zu einem glücklichen Wachsthume im Guten, weil er sich selbst betriegt, und wegen seiner äußern Frömmigkeit sich für gut und vollkommen hält.

Frohnleichnam, Siehe Abendmahl.

Furcht Gottes, Siehe Gegenwart Gottes.

Exordien.

Auf jene Sonn = und Feyertage, an welchen die im zweyten Bande enthaltenen Materien abgehandelt werden können.

Demuth.

Auf den dritten Adventssonntag.

Ueber die Demuth überhaupt.

Dieser ists, der nach mir kommen wird, und vor mir war, und dem ich nicht würdig bin, die Schuhriemen aufzulösen. Joh. 1, 27.

Wer mit Großen und Mächtigen in Verbindung steht, eignet sich gewöhnlich auch etwas von ihrem Ansehen zu, um sich dadurch zu erheben. Seine Verhältnisse setzen ihn in Stand, Vieles von ihnen unmittelbar oder durch ihre Verwendung zu erhalten, und auf diese Art sich in so manchem Falle ihrer Macht gewissermassen zu bedienen. Der Freund ist daher stolz wegen des Einflusses seines Freundes, der mächtig ist; der Schutzgenosse rühmet sich der hohen Stelle, die sein Beschützer bekleidet, und der Bediente zieht auch etwas von dem Glanze an sich, der seinen Herrn umgiebt. Wer Aufträge von einem Größern hat, als er ist, tritt gewöhnlich mit dessen ganzem Ansehen auf, und setzet deswegen ein eigenes Verdienst darein, weil er bevollmächtigt ist, im Namen eines Mächtigen zu handeln, wenn auch seine Aufträge sich nicht weiter ausdehnen, als blos Gesetze oder Verordnungen zu verkündigen. — Johannes der Täufer erscheint in der Gegend des Jordans, und in einer Wüste predigt er Buße. Das Volk aus der Hauptstadt und den benachbarten Provinzen eilet herbey, um ihn zu hören; der große Rath der Juden, der durch diese Erscheinung aufmerksam gemacht wurde, schickt Priester und Leviten zu ihm, damit sie ihn fragten, wer er wäre. Johannes antwortet, daß er weder Christus, noch ein Prophet sey; er ist auf die Macht dessen, der ihn vorausgeschickt

hat, nicht stolz, ob er gleich wohl wußte, daß der Sohn Mariä der Sohn des lebendigen Gottes war. Er eignet sich nichts von dem Ansehen des damals noch unbekannten Welterlösers zu, und will nicht einmahl für einen Propheten gehalten werden. Ich bin der nicht, den ihr meinet, sagte Johannes; ich bin blos die Stimme, die in der Wüste ruft; ich taufe nur im Wasser. Aber mitten unter euch steht ein anderer, den ihr nicht kennet, dieser ist's, der nach mir kommen wird, und vor mir war, und dem ich nicht würdig bin, die Schuhriemen aufzulösen.

Johannes ohnerachtet der Vorzüge, womit er schon im Mutterleibe ausgerüstet war, und ob ihn gleich Gott zum Vorläufer des Welterlösers gewählt hatte, handelte also schon vollkommen nach der neuen Lehre, die erst verkündigt werden sollte. Ganz Judäa war schon seit vielen Jahren her in der größten Erwartung; jedermann war begierig, den Messias zu sehen und zu kennen, von allen Seiten her strömte eine Menge Volks zu ihm. War dies nicht eine gute Gelegenheit für ihn, sich Ansehen zu verschaffen, und sich in den Augen eines Jeden wichtig zu machen? Aber Johannes schiebt alle Ehre, die ihm aus dem großen Zulaufe erwachsen konnte, auf den zurück, dem alle Ehre gebühret; er bekennt, daß er in Ansehung seiner nichts ist. Ein großes Beyspiel der Demuth. — Siehe den ersten Entwurf, Seite 1., den zweyten, Seite 3., den dritten, Seite 6.

Auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber das Laster, welches der Demuth entgegengesetzt ist.

Der Pharisäer stellte sich für sich allein hin, und bethete also: Gott! ich danke dir, daß ich nicht bin, wie die übrigen Menschen. Luk. 18, 11.

Man darf nur die Menschen, welche zerstreut untereinander leben, betrachten, so wird man bald unter ihnen einen Unterschied

bemerken, sowohl in Ansehung ihrer Fähigkeiten und Geistes-kräfte, als in der Art, wie ein jeder dieselben zu benutzen sucht. Einige haben schon von der Natur viele Anlagen empfangen; andere dagegen suchen durch ihren Fleiß zu ersetzen, was ihnen an Naturgaben abgeht. Aber nicht ein jeder benutzt seine Anlagen, so wie auch nicht ein jeder sich befleißt, durch mehr Arbeit zu erwerben, was andere ohne Arbeit schon empfangen haben. Mit den Sitten verhält es sich eben so, wie mit den Fähigkeiten, und wir sehen unter den Menschen eben den Unterschied in Hinsicht auf Laster und Tugend, wie in Ansehung der Talente, der körperlichen Geschicklichkeit und der Geistesbildung. Einer hat also Vorzüge über den Andern, ein jeder in seiner Art und nach den Eigenschaften, die er in einem mehr als gewöhnlichen Grade besitzt.

Wägt man aber, was der eine Rühmliches an sich hat, und dann, was an ihm tadelhaft ist, gegen das Rühmliche und Tadelhafte eines andern genau ab, und wiederholt man diese Vergleichungen bey allen Menschen, so wird man finden, daß unter dem großen Haufen alle an Werth sich ziemlich gleich sind, und daß nur Wenige entweder durch höhere Tugenden, durch ausgebreitetere Kenntnisse, durch bewunderungswürdige Fähigkeiten oder andere ungewöhnliche Eigenschaften über die Menge hervorragen, und sich durch eigene Vorzüge von dem großen Haufen auszeichnen. —

Dringt man dann mit seinen Blicken bis ins Herz eines jeden Einzelnen hinein, so wird man finden, daß ein jeder sich zu jenen rechnet, die sich durch eigene Vorzüge über andere hervorthun; er wird sich Fähigkeiten zueignen, die Niemand als er erkennt, und wegen gewisser Eigenschaften, die er in einem weit höhern Grade, als es wirklich ist, zu besitzen meint, wird er sich andern gleich halten, die ihn weit übersehen; er wird sich über Viele, die ihn an Werth übertreffen, Vorzüge anmassen, und glauben, er werde deshalb von andern geachtet, wenn er sich schon im großen Haufen verliert. Dieses verborgene Ge-

fühl seines Selbstwerthes, wenn es übertrieben wird, heißt man Hochmuth. Es ist eine Leidenschaft, weil es aus gesetzwidrigen Regungen besteht, und zu Lastern verleitet; weil es den Menschen blendet und ihn hindert, bey Selbstprüfungen den wahren Zustand seines Gewissens zu erkennen. — Die Pharisäer waren vorzüglich solche Männer, welche von sich selbst eingenommen waren, und sich einen überspannten Selbstwerth zueigneten. Bey den guten Werken, die sie verrichteten, hatten sie nur zum Zwecke dadurch Aufsehen zu machen, und Ehre einzuärndten. Um sie vor dem Volke, welches sie durch ihre Heucheley betrogen, zu Schanden zu machen, sagte Jesus zu ihnen in der Gestalt eines Gleichnisses: „Zwey Menschen giengen in „den Tempel zu bethen. Der eine war ein Pharisäer und der „andere ein Zöllner. Der Pharisäer bethete bey sich: Gott ich „danke dir, daß ich nicht bin wie die andern Menschen, „Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder wie dieser Zöllner. Der „Zöllner stand von ferne, und getraute sich nicht, seine Augen „zum Himmel zu erheben, sondern schlug an seine Brust und „sprach: Gott sey mir Sünder gnädig. —"

Es giebt kaum ein Laster, das der Mensch so schwer an sich erkennt als den Hochmuth, ob es gleich eines der allergemeinsten Laster ist; er weiß sich den Blicken dessen, der ihn auch mit Aufrichtigkeit zu erkennen sucht, zu verbergen, oft zieht er gar den Schein der Tugend an. Um dieses häßliche Laster anschaulich darzustellen, wollen wir, u. s. w. Siehe den siebenten Entwurf. Seite 14.

Auf den sechszehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Beweggründe und Wirkungen der Demuth.

Wenn du von Jemanden zur Hochzeit geladen wirst, so nimm nicht den ersten Platz ein, denn es könnte noch ein vornehmerer als du geladen seyn. Luk. 14, 8.

Die Lehren des neuen Bundes bilden den Menschen zu einer

weit höhern Vollkommenheit als jene des alten, weil sie sich mehr auf Verstand und Herz und weniger auf die Sinne beziehen. Was am Menschen blos Natur ist, und natürliche Begierden erweckt; was ihn an das Irdische heftet und ihn reizt, nach einer irdischen Glückseligkeit zu streben, was seiner Eigenliebe schmeichelt, und sie zum Zwecke seiner Handlungen macht, das betrachtet die Religion Jesu als einen Feind, der bekämpft und besiegt werden muß. Die Vollkommenheit, wozu sie den Christen erhebt, liegt gleichsam über der Natur, und nur derjenige, der alle Hindernisse, welche die Sinnlichkeit ihm entgegenstellt, erstiegen hat, kann zu derselben gelangen. Je näher aber der Mensch der höchsten Stufe der Vollkommenheit des Christenthums ist, desto mehr muß er in seinem Herzen überzeugt seyn, daß er von derselben noch entfernt ist; in eben dem Verhältniße, in welchem seine Seele durch Ausübung höherer Tugend vorwärts schreitet, und in den Augen Gottes und der Menschen ihre Verdienste und ihren Werth vergrößert, muß sie in der Beurtheilung ihres eigenen Werths gleichsam rückwärts gehen, und sich immer weniger Selbstwerth zueignen. Das heißt: je tugendhafter der Mensch wirklich wird, desto mehr soll er sich vor Gott erniedrigen, und je mehr er überzeugt ist, daß er seiner Tugenden wegen keine persönliche und eigene Verdienste hat, indem er sie nur mit der Gnade Gottes ausgeübt hat, desto vertrauter ist er auch mit dem wahren Geiste des Christenthums. **Die Demuth ist daher die höchste Vollkommenheit; und nur derjenige, welcher sich erniedriget, wird erhöhet werden.**

Nichts war den Pharisäern und Schriftgelehrten mehr fremd und unbekannt als dieser Geist der Erniedrigung. Die Tugenden, welche sie ausübten, waren so wie sie selbst gleichsam nur sinnlich; für jedes Werk, welches sie verrichteten, wollten sie auch gleich die Belohnung haben, und diese Belohnung bestand in der Befriedigung ihrer Eigenliebe und ihres Hochmuthes. Sie machten daher alles bekannt, was sie thaten; be-

suchten fleißig die öffentlichen Plätze, um von den Vorübergehenden ehrerbiethigst gegrüßt zu werden, und wenn sie zu Tische gebethen wurden, bemächtigten sie sich des Ehrenplatzes, weil sie nach Ehre sehr gierig waren. — Als Jesus einst im Hause eines Mitglieds des hohen Raths, der ein Pharisäer war, sich befand, nahm er diese unbescheidene Ehrsucht wahr; er benutzte diese Gelegenheit, die Anwesenden durch das Gleichniß eines Hochzeitmahles darauf aufmerksam zu machen, und beschloß es mit den Worten: wer sich selbst erhöht, wird gedemüthiget, und wer sich demüthiget, wird erhöht werden.

Die Demuth ist unter allen Tugenden des Christenthums diejenige, welche dem Menschen am schwersten fällt, weil sie von ihm eine gänzliche und unbedingte Selbstverleugnung fordert. Andere Tugenden bestehen mehr in Gesinnungen; sie ist eine selige Stimmung des Herzens, bey welcher der Mensch seines eigenen Unwerths, seines Nichts auf's innigste bewußt ist. Eine solche Stimmung ist der Eigenliebe sehr zuwider, weil sie eine gänzliche Vertilgung derselben bezweckt, und eben darum wird die Demuth, diese Tochter des Himmels von den Menschen so allgemein miskannt. Aber weil sie miskannt wird, höret sie deßwegen nicht auf, Pflicht zu seyn, u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, Seite 8., den fünften, Seite 10., den sechsten, Seite 13.

Diebstahl.

Auf den achten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber den Diebstahl überhaupt und die Ursachen, welche ihn veranlassen.

Er ließ ihn zu sich kommen, und sprach zu ihm: was höre ich von dir? Gieb Rechenschaft von deiner Wirthschaft. Luk. 16, 2.

Wenn der Mensch auf der Welt erscheint, und seine Augen dem Lichte eröffnet, erblicket er allmählig die vielfältigen Gaben,

womit der Schöpfer dieselbe ausgeschmückt hat. Alle Reichthümer, die er sieht, sind seinetwegen da; sie sind zu seinem Gebrauche bestimmt, und er darf sie genießen, in so weit es seine Bedürfnisse erheischen. — Eröffnet er aber seine Augen der Gnade, so erblicket er Reichthümer von einer andern Art, die eben auch für ihn bestimmt sind, welche aber die ersten, sowohl in Rücksicht auf ihren Werth, als auf ihren Zweck, unendlich übertreffen. Die einen beziehen sich auf den Körper, und beschränken sich auf dessen augenblickliches Leben; die andern aber haben die Seele zum Gegenstande; ihr eigentlicher Zweck reicht über die Gränzen des gegenwärtigen Lebens hinaus; er liegt in der Zukunft.

Weder die Reichthümer von der ersten, noch jene von der andern Art kann der Mensch sich selbst geben, oder auf irgend eine Art verdienen. Alle hat er von Gott erhalten, damit er sie gebrauche und sie nach seinen heiligen Absichten verwalte. Dereinst am großen Tage wird Gott vom Menschen Rechenschaft darüber fordern. — Dieser Lehrsatz mag wohl unter andern auch im Zwecke des Gleichnisses vom ungerechten Haushalter liegen. Wenn schon der Heiland vorzüglich auf jene Reichthümer zu deuten scheint, welche er uns in Absicht auf unsere Seele zu verwalten gegeben hat; wenn er schon sein Augenmerk hauptsächlich auf die Gnaden richtet, die seine väterliche Hand unserer Seele täglich austheilt, so hat er doch die Verwaltung der irdischen Glücksgüter davon nicht ausgeschlossen. Auch über diese werden wir Rechenschaft geben müssen; ob wir sie nicht gemisbrauchet, kärglich aufgehäufet, oder leichtsinnig verschwendet haben. Der irdischen Güter wegen wird uns Gott vorzüglich fragen, ob wir mit dem Antheil, den seine weise Vorsehung uns zugewogen hat, zufrieden waren; ob wir in jenen eines Andern keinen Eingriff gethan, ob wir ihm nichts heimlich entwendet, durch List und Betrug erschlichen, oder auf irgend eine Art zurückbehalten und uns eigen gemacht haben. —

Wie werdet ihr bestehen, l. Chr.! wenn Gott dereinst diese Rechenschaft von euch fordern wird? Was sagt euch euer

Gewissen? Fraget es aufrichtig. Wirft es keinem unter euch vor, daß er hierinn nicht so ganz ohne alle Verantwortlichkeit ist? Sagt es ihm nicht, daß er schon manche Eingriffe in das Eigenthum seines Nächsten gethan hat, entweder durch gewisse Uebervortheilungen, durch Betrügereyen oder durch Zurückbehaltungen eines Guts, das ihm nicht zugehört? Wie Manchem wird es nicht wohl zu Muthe seyn, wenn Gott dereinst an jenem Tage, wo alles fleißig wird untersucht, streng geprüft und genau abgewogen werden, zu ihm wie der Herr des Evangeliums zum ungerechten Haushalter sagen wird: Gieb Rechenschaft von deiner Wirthschaft. — Laßt uns dieser Frage zuvorkommen, und jetzt unsere Wirthschaft genau durchforschen. Es mag für viele nicht ohne Nutzen seyn; denn jetzt ist noch Zeit sie in Ordnung zu bringen, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 42., den zweyten, Seite 44.

Auf den zwey und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Pflicht das ungerechte Gut zu ersetzen, über den Verschub dieser Pflicht und die Ausflüchte gegen dieselbe.

So gebet also, sagte er darauf, dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Mark. 22, 21.

In jedem Menschenherzen ist der Grundsatz: Jedem das Seine, so tief eingegraben, daß die Habsucht mit allen ihren Kunstgriffen es niemahls vermag, ihn zu tilgen. Die rohesten Völker, welche noch in den Finsternissen des Aberglaubens liegen, sind von jeher in dieser Hinsicht mit den aufgeklärtesten einerley Meynung gewesen; so gar jene, welche von Raub und Plünderung leben, halten dafür, daß sie unter einander gegenseitig in ihr Vermögen keine Eingriffe zu thun berechtigt sind, sondern daß dieß ihnen nur gegen Fremde erlaubt sey, weil sie mit ihnen gleichsam auf einem beständigen Kriegsfuße sind, und ihre Plünderungen daher als eine Beute, als eine Art von Kriegsrecht betrachten.

Wenn aber einem jeden gegeben werden soll, was sein ist, so folgt ganz natürlich daraus, daß wer seinem Nebenmenschen durch einen Diebstahl etwas entwendet oder durch einen heimlichen Betrug sich unrechtmäßiger Weise etwas zugeeignet hat, verbunden ist, ihm das Entwendete wieder gänzlich, und ohne Abzug zurückzugeben. Wer diese Pflicht nicht erfüllet, der handelt ungerecht, und ist der Wiederversöhnung mit Gott so lange unfähig, als er seinen Bruder nicht zufrieden stellt.

Auf diesen Grundsatz der Gerechtigkeit wies Jesus die Pharisäer hin, als sie die verfängliche Frage an ihn stellten, ob es erlaubt sey, dem Kaiser Steuer zu bezahlen. Ein Staat kann nicht bestehen, wenn nicht einige am Ruder desselben stehen, und für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums aller Mitglieder des Staats sorgen. Dazu werden sehr große Ausgaben erfordert. Nichts ist also billiger, als daß alle Mitglieder des Staats zur Bestreitung dieser Ausgaben, ein jeder nach seinem Vermögen, beytragen. Wer also dem Staat die Steuer bezahlt, der giebt ihm, was sein ist, und wozu er ein wohlgegründetes Recht hat, und um dies den Pharisäern beyreiflich zu machen, bediente sich Jesus des allgemeinen Grundsatzes des Rechtes, welches einem jeden das Seine zuerkennt.

Könnte man aber nicht fragen, warum Gott, der den Menschen bey so vielen Gelegenheiten Verachtung gegen die Reichthümer einzuflößen suchte, ihnen dennoch unter so strengen Strafen gebothen hat, einem jeden das Seine zu lassen, und es ihm wieder zu geben, wenn man ihn davon beraubt hat? Doch der Grund hievon ist sehr einleuchtend: darauf daß jeder das Seine habe und behalte, ist die Aufrechthaltung der bürgerlichen Gesellschaft gegründet. Nebst dem ist es der Liebe, die man dem Nächsten schuldig ist, zuwider, wenn man ihm das Seine vorenthält.

Laßt uns, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 47., den vierten, Seite 49., den fünften, Seite 51.

Dienst Gottes.

Auf den dritten Sonntag nach Ostern.

Ueber den Dienst Gottes überhaupt und dessen Wirkungen.

Euer Herz wird sich alsdann erfreuen, und Niemand wird euch diese Freude rauben. Joh. 16, 22.

Das Vergnügen, welches das Menschenherz hier auf dieser Erde genießen kann, ist von zweyerley Art. Entweder besteht es in angenehmen Empfindungen der Sinne, dergleichen der Genuß köstlicher Speisen mit sich bringt, oder es ist eine innere Zufriedenheit, ein reiner Herzensgenuß, welchen die Ausübung hoher Tugenden, die Erfüllung seiner Pflichten mit sich bringt. Aus gleichen Gründen giebt es auch einen doppelten Schmerzen: der eine schmerzet den Körper, und der andere betrübt den Geist. Das Vergnügen von der ersten Art, nemlich das sinnliche, ist ein Genuß für den thierischen Menschen, und ist daher, in einem gewissen Sinne, kein reines Vergnügen. Jenes aber von der andern Art ist dem Menschen, in so fern er ein vernünftiges Wesen ist, und eine unsterbliche Seele hat, ganz angemessen, und es liegt in seinem Berufe, nach diesem reinen Vergnügen allein zu streben.

Während der ganzen Zeit, wo die Apostel und Jünger mit Jesu auf dieser Erde wandelten, waren sie sinnliche Menschen; sie hatten nur für das Gefühl, was ihren Sinnen Vergnügen brachte, wenigstens in so weit es nicht Sünde war, weil sie, den einzigen Judas ausgenommen, keine lasterhafte Männer waren. So wie die übrigen Juden wünschten sie, daß die Herstellung des Reichs Israels darin bestehen möchte, daß alle übrigen Völker der Erde ihnen unterwürfig gemacht und von ihnen beherrscht werden sollten. Weil sie aber während der Zeit, wo sie mit ihrem Meister wandelten, dieses Ziel ihrer Wünsche nicht in Erfüllung gehen sahen, sondern noch über dieß von den Juden verhaßt und verfolgt wurden, so setzte dies sie in Trau-

rigkeit; sie sahen, daß ihr Meister sie verlassen wolle, und dadurch wurden sie um so mehr bestürzt. Jesus tröstete sie, und sagte zu ihnen, daß er sie nur auf eine kurze Zeit verlassen wird, daß aber, wenn sie ihn wieder sehen werden, sie nicht mehr betrübt seyn werden, sondern daß ihr Herz sich alsdann erfreuen und ein Vergnügen genießen wird, welches Niemand ihnen wird rauben können.

Durch die kurze Zeit, wo die Apostel ihn nicht sehen werden, verstand Jesus die Zeit, während welcher er im Grabe gewesen ist, und durch die Freude, welche Niemand ihnen rauben wird, meynte er jenes herzliche Vergnügen, welches sie bey seinem Wiedersehen und noch mehr zu jener Zeit genießen werden, wenn, wie es auch gleich darauf geschehen ist, der heilige Geist, der Tröster, über sie wird herabgekommen seyn; weil sie alsdann durch die Gnade des heiligen Geistes ganz umgeschaffen nicht mehr wie vorhin sinnliche Menschen seyn werden, sondern nach dem reinen Herzensvergnügen streben werden, welches die getreue Erfüllung ihrer Amtspflichten, und ihr Eifer in der Befolgung der Lehre ihres Meisters ihnen verschaffen wird, und welches Vergnügen von der Art ist, daß Niemand es ihnen wird rauben können.

Ein solches Vergnügen, das uns Niemand wird rauben können, werden wir auch in unsern Herzen empfinden, wenn wir nach dem Beyspiele der Apostel uns befleißen, die Pflichten des Christenthums genau zu erfüllen, und Gott unserem Herrn mit Eifer zu dienen. So wie die Apostel ihren größten Ruhm darein gesetzt haben, sich Diener Jesu zu nennen, und es auch zu seyn, eben so soll auch uns nichts mehr am Herzen liegen, als ihm durch Andacht und Tugend zu beweisen, daß es unser einziges Streben ist, ihm zu dienen, und daß wir die Würde, die Ehre, und die innere Freude, welche mit dem Dienste Gottes verknüpft sind, über alles schätzen. Laßt uns, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 72., den zweyten, Seite 74., den fünften, Seite 80.

Auf den Palmsonntag.

Ueber die wahre Verehrung Gottes.

Eine große Menge Volkes breitete seine Kleider über den Weg aus: andere hieben Zweige von den Bäumen ab, und streuten sie über die Straße. Matth. 21, 8.

Die Betrachtung großer Tugenden, ausgezeichneter Eigenschaften und eines liebevollen Benehmens erweckt in allen Menschenherzen Bewunderung und Liebe. Jedermann empfindet einen gewissen innern Trieb, seine Bewunderungsgefühle mit Ehrfurcht an Tag zu legen, wenn er einen Mann sieht, der sich auf eine rühmliche Art hervorthut, der in einem ungewöhnlichen Grade sich groß zeigt, und seine größte Glückseligkeit im Wohlthun und in der Beglückung seines Nebenmenschen findet. Die ehrfurchtsvolle Aeußerung der innern Gefühle ist, was man Verehrung nennt. —

Jesus hatte sich den Juden in einem Lichte gezeigt, in welchem vor ihm noch kein Sterblicher aufgetreten war. Er reweckte den höchsten Grad der Bewunderung und Liebe; denn alles war an ihm groß und außerordentlich. Die Lehren, welche er vortrug, übertrafen weit alle Menschenlehren an Erhabenheit und Würde; die Tugenden, welche er ausübte, überstiegen nicht nur die menschlichen Kräfte, sondern sogar unsere Begriffe, und im Wohlthun kannte er keine Gränzen, da er unzählige Mahle die Gesetze der Natur selbst unterbrach, um das Hinderniß wegzuräumen, wodurch sein Eifer, Gutes zu thun und andere zu beglücken, hätte beschränkt werden können. Das jüdische Volk sah es, und erstaunte darüber; es empfand Liebe zu dem Manne, der sich so groß und wohlthätig zeigte, und gieng ihm oft bis in die entlegensten Wüsten nach. Da aber dieses Volk ganz besonders leichtsinnig war, und überdieß Vorurtheile hatte, die mit den Absichten Jesu nicht übereinstimmten, so erlosch bey ihm oft das Bewunderungsgefühl, und verwandelte sich in Zorn und Unwillen. Dies geschah vorzüglich, wenn Jesus ihm Leh-

ren verkündigte, die seiner Sinnlichkeit widerstrebten, und auf die Ausrottung der Vorurtheile zweckten, womit es behaftet war.

Wenn wir also, wie das heutige Evangelium erzählt, eine große Volksmenge die Kleider auf dem Wege ausbreiten, Zweige von Bäumen abhauen, und sie auf die Straßen streuen sehen; wenn wir es mit voller Stimme ausrufen hören: Heil dem Sohne Davids! gepriesen sey, der da kömmt im Nahmen des Herrn! Heil ihm vom Himmel herab! und dann eben dasselbe Volk in eben derselben Woche wieder sehen, wie es den Mann, den es mit so vieler Ehrfurcht empfieng, mishandelte, verspottete, verleumdete; wenn wir es hören mit noch weit größerm Ungestümme ausrufen: man kreuzige ihn, man kreuzige ihn, so wird es uns jetzt leicht seyn, dieses ganz sonderbare Benehmen zu begreifen; wir dürfen nur die Ursache der Verehrung untersuchen, die es dem Heilande bey seinem Einzuge in Jerusalem erwies. Das jüdische Volk verehrte Jesum, weil er außerordentliche Dinge that, und sich gegen Jedermann wohlthätig zeigte. Da er aber auch zugleich eine Lehre predigte, die ihm zuwider war, so haßte es ihn. Die Verehrung gründete sich also blos auf Eigennutz, und seine Bewunderung der hohen Tugenden Jesu dauerte nur so lange, als ihm nicht zur Pflicht gemacht wurde, auch nach solchen hohen Tugenden zu streben. Laßt uns, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 77., den vierten Seite 78.

Auf den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Unverträglichkeit des Dienstes Gottes mit dem Weltdienste.

Niemand kann zwey Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen, und den andern lieben, oder er wird sich an den einen halten und den andern verachten. Matth. 6, 24.

Gott, der ein höchst weises Wesen ist, und in allen seinen Werken, so zwecklos viele darunter dem kurzsichtigen Menschenauge auch scheinen mögen, höchst weise Absichten hatte, konnte

auch den Menschen nicht erschaffen, ohne daß dies Meisterstück der Schöpfung der Schöpferhand nicht gänzlich entspräche. Groß und erhaben waren sie allerdings diese Absichten Gottes. — Die Verherrlichung seiner Allmacht, und unsere ewige Beglückung waren die Gründe, welche seine ewige Weisheit leiteten. Gott schuf also den Menschen, damit er — als Werk Gottes — sich selbst als ein lebendiger Beweis der göttlichen Allmacht sey, und — als Geschöpf nach dem Ebenbilde Gottes — nach diesem hinfälligen Leben den Schöpfer, sein Urbild ewig anschauen, und dadurch eine unendliche Glückseligkeit genießen könne. Aus dieser Ansicht der Schöpfung des Menschen ergiebt sich von selbst die Pflicht, die dem Geschöpfe obliegt, mit des Schöpfers höchsten Absichten mitzuwirken, sich nach dessen Willen zu fügen, unabläßig nach dem Ziele zu streben, welches er ihm festgesetzt hat, und getreu nach den Befehlen zu handeln, die er ihm in dieser Absicht zum Gesetze gemacht hat — die Erfüllung dieser Befehle heist man Dienst Gottes. —

Aber mit einer gebrechlichen Natur erscheint der Mensch auf der Welt; er bringt mit sich einen innern und sehr kräftigen Trieb, den Befehlen Gottes entgegen zu handeln; unwillkührlich wird er zum Bösen hingerissen, und er empfindet sogar ein gewisses Vergnügen, den Absichten Gottes zu widerstreben, sich von seinem eigentlichen Ziele, welches ihn zur ewigen Glückseligkeit führet, zu entfernen, um ein anderes zu suchen, das ihm auf Unkosten seines ewigen Heils einen augenblicklichen Genuß verschafft. In soweit also der Mensch diesem verderblichen Hange folget, bauet er in seinem Herzen einen Altar einem falschen Gott, dessen Gesetze, Befehle und Lehren dahin zielen, die Gesetze, Befehle und Lehren des Gottes, der im Himmel ist, zu vereiteln. — Dieser Aftergott ist die Welt.

Wenn also der Heiland in dem heutigen Evangelium sagt: Niemand kann zwey Herren dienen, so heißt das: Niemand kann zugleich Gott und der Welt dienen; Niemand kann zugleich den Geist des Evangeliums und den Geist der Welt haben. Denn

handelt er nach den Lehren der Welt, so tritt er die Befehle Gottes mit Füßen; und erfüllet er die Befehle Gottes, so verfällt er bey der Welt in Ungnade. Beyde kann man nicht zugleich lieben; denn die Liebe des einen bringt nothwendiger Weise den Haß des andern mit sich. — Wie aber dieß geschieht, warum der Geist des Evangeliums und der Weltgeist sich widersprechen, und worinn eigentlich der Unterschied zwischen einem Kinde Gottes und einem Kinde der Welt besteht, wollen wir untersuchen, u. s. w. Siehe den sechsten Entwurf, Seite 82.

Dienstbothen und Herrschaften.

Auf den dritten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Ueber die Pflichten der Herrschaften gegen die Dienstbothen.

Ich selbst, der ich unter höherem Befehle stehe, habe Soldaten unter mir; und darf nur zu diesem sagen: Gehe hin, so geht er; zu einem andern: Komme; so kömmt er! und zu meinem Knechte: Thue das, so thut er es. Matth. 8, 9.

Es lag in den Planen der göttlichen Vorsehung, als sie die gegenwärtige Verfassung der Welt beschloß, die Menschen in solche Verhältnisse mit einander zu setzen, daß sie ihre gegenseitigen Dienste nicht entbehren konnten. Dieses Bedürfniß ist bey dem Manne, der hohe Stellen im Staate bekleidet, der große und viele Güter besitzt, dringender, als bey dem gemeinen Manne, dessen Hauswesen sehr eingeschränkt ist. Der Mann aus der niedern Klasse, der, wenn er für sich leben wollte, sich nur kümmerlich oder vielleicht gar nicht fortbringen könnte, bietet daher jenen, die eines höhern Standes sind, seine Dienste gegen einen bestimmten Lohn an; er tritt unter ihre Befehle, und machet sich verbindlich, sie in so weit zu vollziehen, als sie zum Dienste gehören, und in dem Vertrage enthalten sind, den er mit ihnen geschlossen hat, als er sich miethete.

Wenn Menschen mit einander in solchen Verhältnissen ste-

hen, daß einer des andern Befehle erfüllen muß, ob sie gleich beyde nur Menschen sind, um wie viel mehr steht die ganze Natur unter den Befehlen Gottes, der alles erschaffen, alles verordnet, und alle Gesetze gemacht hat, wodurch sie regiert wird? — Auf diesen einfachen Vernunftschluß gründete sich der Hauptmann zu Kapernaum. Er bath Jesum, er möchte seinen Knecht, der an der Gicht krank lag, heilen. Ich werde kommen und ihn heilen, sprach Jesus; er aber gab zur Antwort: Herr, ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach gehest, sondern sage es nur mit einem Worte, so wird mein Knecht gesund werden; denn wenn ich, ein Mensch, der doch unter höherer Gewalt steht, zu meinem Diener spreche: thue dies, so thut er es; um wie viel mehr, wollte er durch diese Worte dem Heilande zu verstehen geben, wird die Natur sich nach deinen Befehlen richten; es ist also nicht nothwendig, daß du dich in mein Haus bemühest, in welches ich nicht würdig bin, dich zu empfangen; befehle nur, und mein Wunsch wird erfüllet werden. Wie es auch im nämlichen Augenblicke geschah.

In dieser Geschichte des Evangeliums ersehen wir viel Lehrreiches, Vieles, das unsere Bewunderung verdienet. Der Hauptmann, ob er gleich eine hohe Stelle bekleidete, hielt sich nicht für würdig, Jesus in sein Haus aufzunehmen. Nicht wie die Juden betrachtete er ihn als einen gemeinen Mann, oder höchstens als einen Propheten, sondern er erkannte an ihm einen Gesandten des Himmels, den Sohn Gottes, weil er seiner Wunderkraft keine Gränzen setzte, indem er fest überzeugt war, daß wenn er nur ein Wort redete, sein Knecht sogleich würde gesund werden. Eben so erbaulich ist die Besorgniß wegen der Krankheit seines Knechtes, und der Eifer, mit welchem er Jesum bath, er möchte ihn doch gesund machen. Ein lehrreiches Beyspiel der Liebe, welche die Herrschaften zu ihren Dienstbothen haben sollen. — Laßt uns nur diesen letzten Zug aus dem heutigen Evangelium herausheben, und bey dieser Gelegenheit die Pflichten entwickeln, u. s. w. Siehe den zweyten Entwurf, Seite 109, den dritten, Seite 112.

Auf den zweyten Sonntag nach Ostern.

Ueber die Pflichten der Dienstbothen gegen die Herrschaften.

Ich bin der gute Hirt, und ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich. Joh. 10, 14.

Gleichwie es zu den ersten Bedürfnissen des menschlichen Körpers gehört, daß er täglich mit Nahrung und Trank gestärkt werde, eben so ist es auch für unsere Seele Bedürfniß, daß sie durch wiederholte Lehren unterrichtet und auf den Wegen des Lebens fest erhalten werde. In dieser Aehnlichkeit der Seele mit dem Leibe liegt die Ursache, warum der Heiland seine getreuen Anhänger Schafen vergleicht, die unter der Aufsicht und Leitung des Hirten weiden und gegen die Gefahren einreißender Wölfe geschützt werden. Die Weide ist ein Sinnbild des Unterrichts und der Lehren, welcher die Seele zur Erhaltung ihres Lebens, das ist, der göttlichen Gnade, bedarf; und durch die Wölfe, welche, wenn sie in eine verlassene Heerde eindringen, oder irrende Schafe antreffen, sie zerreißen und tödten, werden die Gefahren der Verführung vorgestellt, mit welchen wir allerseits umgeben sind.

Obgleich Jesus in dem Gleichnisse des guten Hirten und der Schafe vorzüglich zur Absicht hatte, den Pharisäern in dem Bilde des guten Hirten zu zeigen, wie wenig sie als Religionslehrer die Eigenschaften haben, die ihr Amt mit sich bringt, und wie diese Eigenschaften beschaffen seyn sollen, und obgleich dieses Gleichniß sich zunächst auf die Verhältnisse des Seelsorgers zu seinen Pfarrkindern anwenden läßt, so kann man es doch auch auf den Hausvater ausdehnen, der als das Haupt seiner Familie unter einem gewissen Gesichtspunkte der Hirt seiner Kinder und Hausgenossen ist, welche durch die Schafe vorgestellt werden. Er ist ihnen nicht nur die körperliche Nahrung schuldig, sondern er ist auch noch verpflichtet, wie ein Hirt über sein ganzes Haus zu wachen, eine jede Gelegenheit zu benutzen, wo er seinen Kindern und Dienstbothen nützliche Lehren erthei-

len kann, sie durch Warnungen auf die Gefahren aufmerksam zu machen, in welchen ihr Seelenheil sich befindet, und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, wie sie diesen Gefahren ausweichen und sich auf den Wegen des Lebens fest erhalten können.

Diese Pflichten der Hausväter gegen ihre Hausgenossen sind gegenseitig. Es ist nicht genug, daß der gute Hirt seine Schafe kenne, sondern sie sollen auch ihn kennen, und seine Stimme anhören. Die Lehren, welche die Herrschaften ihren Dienstbothen ertheilen, sollen diese mit einem bereitwilligen Herzen annehmen, und sie zu erfüllen suchen; sie sollen diese Güte erkennen, und durch ihren Eifer in der Verrichtung der Arbeiten ihres Standes, durch ihren Gehorsam und ihre Treue sich dieser Lehren immer mehr würdig zu machen suchen.

Ein wohl geordnetes Haus, in welchem der Hausvater einem guten Hirten und die Hausgenossen bereitwilligen Schafen gleichen, ist ein sehr angenehmes, ein sehr tröstliches Bild, weil man an demselben nur einen Geist und nur ein Herz erblickt. — Damit unter den Dienstbothen diese selige Einigkeit des Geistes und des Herzens aufleben möchte, wollen wir, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 108., den vierten, Seite 113., den fünften, Seite 115.

Ehestand.

Auf den zweyten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Ueber die Erfordernisse, den Zweck und die Pflichten des Ehestandes.

Auch Jesus und seine Schüler waren zu der Hochzeit geladen.
Joh. 2, 2.

Die Arten, nach welchen Jesus die Menschen unterrichtete, um den Zweck seiner Sendung zu erfüllen, waren beynahe eben so verschieden, als vielfältig seine Lehren waren. Bald trägt er sie mit deutlichen Worten vor, bald hüllet er sie in Gleichnisse ein, und überläßt es unserer Vernunft, den Sinn derselben zu

errathen. Hier giebt er uns durch seine Entfernung den Abscheu zu erkennen, den wir am Bösen haben sollen, und dort beweist er durch seine Gegenwart, daß Manches vor Gott heilig ist, was die Menschenbosheit in ein falsches Licht stellen, und durch verfängliche Fragen verdächtig machen könnte. — Mochte Jesus nicht eben diese letzte Absicht gehabt haben, als er mit seinen Jüngern bey der Hochzeit zu Kana in Galiläa erschien? Mochte nicht damals schon sein Zweck gewesen seyn, die Menschen vorzubereiten, den Ehestand fernerhin nicht mehr als eine bloße gesetzliche Zeremonie, sondern als ein geheiligtes Band zu betrachten, wie ihn der Apostel nennt? Von dieser Meynung war der heil. Augustin: Jesus, schreibt er, wollte durch seine Gegenwart bey der Hochzeit bestätigen, was er eingesetzt hat.

Im Gesetze der Natur war der Ehestand bloß ein Vertrag in Absicht auf die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, so wie er es fast zu jeder Zeit bey den Heiden war, und heute noch bey den Völkern ist, die von einer von Gott geoffenbarten Religion nichts wissen. Im Mosaischen Gesetze hat Gott das Eheband fester geknüpft, und über dasselbe verschiedene religiöse und bürgerliche Verordnungen den Juden vorgeschrieben. Aber erst im neuen Bunde ist der Ehestand ein heiliges und unzertrennliches Band geworden; Jesus hat ihn zur Würde eines Sacraments erhoben, an welches er seine Gnade geheftet hat. Der Ehestand ist daher für den Christen nicht mehr ein bloßer Vertrag wie für den Juden und den Heiden. Die Fortpflanzung des Menschengeschlechts hört in seinen Augen gewissermassen auf, der Hauptzweck zu seyn, weil das Ehestand durch die daran geknüpfte Gnade ein Mittel zur Seligkeit ist, indem der Christ seine Berufspflichten genau erfüllet, und die Kinder, welche die Frucht seiner Verbindung sind, eigentlich als eine Hinterlage betrachtet, welche der Schöpfer ihm in die Hände giebt, damit er sie durch eine fromme und weise Erziehung nach seinen heiligen Absichten bilde. Um uns von dem Ehestande die Begriffe einzuflößen, die ihm als Sacrament angemessen sind, vergleicht ihn der Apostel der Vereinigung Christi

mit seiner Kirche. Ihr Männer, sagt er, liebet euere Weiber, wie Christus seine Kirche geliebt hat. Ephes. 5, 25. Die Bande, welche Eheleute mit einander verbinden, sind jetzt unzertrennliche, weil sie heilig sind; Gott selbst hat sie geknüpft, und was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht auflösen. —

Vielfältig tritt man mit vielem Leichtsinne in den Ehestand. Die Ursache ist ganz natürlich, und leicht zu errathen. Betrachtete man aber alle Beschwerniſſe, die er mit sich bringt, oder vielmehr, wäre man im Stande dieselben vor der Trauung, wie nach der Trauung einzusehen, so würde man die Sache besser überlegen, als es gewöhnlich geschieht, — u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 142., den zweyten, Seite 144., den dritten, Seite 146.

Auf den dritten Sonntag in der Fasten.

Ueber die Uneinigkeiten im Ehestande und die Hinderniſſe der guten Ehen.

Ein jedes Reich, welches unter sich in Partheyen getheilt ist, wird zerstört; und eine Familie, die wider sich selbst ist, fällt. Luk. 11, 17.

Wenn man einen gewissen Zweck erreichen will, so wird erfordert, daß alle dahin zielenden Absichten, Bemühungen und Handlungen sich niemahls widersprechen, sondern immerhin im Einklang seyen. Fehlet diese Uebereinstimmung, so entstehen Unordnungen und Verwirrung, und zuletzt folget eine gänzliche Zerstörung. — Die Pharisäer sahen die Wunderzeichen, welche Jesus verrichtete, und wodurch er sich den Anhang des Volkes zuzog. Es konnte ihnen nicht unbekannt seyn, daß nur Gott solche wunderbare Wirkungen hervorbringen kann, welche nicht in den allgemeinen Grundsätzen der Natur liegen, und daß nur durch ihn Lahme wieder gehend, Taube hörend, Blinde sehend, Stumme redend gemacht, und Geschöpfe, die unter dem

Todesgesetze schon gefallen sind, zum Leben wieder erweckt werden können. Da sie aber Jesum nicht als den Gesandten des Himmels, als den versprochenen Messias, als den Sohn Gottes erkennen wollten, so suchten sie seine Wunderkraft dadurch verdächtig zu machen, daß sie dieselbe dem Teufel zuschrieben. Im Nahmen Beelzebubs, des Fürsten der Teufel, treibt er Teufel aus, sagten die stolzen Judenpriester heimlich zum Volke: lasset euch nicht blenden, seine Wunderdinge sind nur Täuschungen, welche er durch die Gewalt und Mitwirkung der unterirdischen Geister zu verrichten weiß.

Der göttliche Heiland, der diese Gedanken in ihren Herzen las, machte die boshaften Heuchler mit diesem einfachen Vernunftschlusse zu Schanden: wie ists möglich, fragt er sie, daß ein Teufel in Satans Nahmen Teufel austreibe? er müßte ja seinen Mitgehilfen den Krieg erklären; wie ließe sich dann begreiflich machen, daß alle Teufel dahin zwecken, alle Menschen in den ewigen Untergang zu locken, in welchen sie sich gestürzt haben? — Nein! Ein Reich, das innerlich getrennt ist, muß nothwendiger Weise zu Grunde gehen.

Die blutigen Auftritte, welche die Jahrbücher der Geschichte der Nachwelt zur Warnung aufzeichnen, beweisen uns die Wahrheit des Ausspruches Jesu im Großen, und die zahlreichen Familien, in welchen die Eheleute nicht miteinander stimmen, zeigen uns dieselbe im Kleinen. In jeder Haushaltung finden wir ein kleines Reich, das eben so, wie die größten, durch innere Unruhen, durch heimliche Uneinigkeiten und Zänkereyen getrennt werden kann. So bald Eheleute nicht mit vereinten Kräften das häusliche Glück zu befördern suchen; so bald sie sich mit einander nicht über die Mittel verstehen, wie ihr Gewerb betrieben, wie für ihre Nahrung gesorgt, wie ihre Kinder erzogen werden sollen, so entzündet sich die Fackel eines innern Krieges, die Hausgeschäfte gehen rückwärts, und die Kinder werden vernachläßigt. — Laßt uns diese wichtige Wahr-

heit noch näher in Betrachtung ziehen, u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, Seite 147., den fünften, Seite 149.

Eigenliebe.

Auf den zweyten Adventssonntag.

Ueber das Streben der Eigenliebe nach Ehre und über ihre Verirrungen.

Was zoget ihr in die Wüste zu sehen? Etwa ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird? Oder was zoget ihr aus zu sehen? Einen Menschen in kostbaren Kleidern? Leute in kostbaren Kleidern sind an den Höfen der Könige. Matth. 9, 7. 8.

Der Widerspruch, den wir zwischen der Lehre Jesu und unserer Sinnlichkeit wahrnehmen, ist ein Hauptmerkmahl der erstern. Selbstverleugnung ist ihr Geist, und dem Sinnenmenschen ist nichts mehr zuwider, als den innern Hang zu unterdrucken, der in seinem Körper wohnet, und die Quelle aller sinnlichen Begierden ist. Schon ehe Jesus, ihr Stifter, sich bekannt machte, und sein Lehramt antrat, lebte der heil. Johannes, sein Vorläufer, den Vorschriften der neuen Lehre in dieser Hinsicht gemäß. Vertieft in einer Wüste und von allem Menschenumgange entfernt, bereitete er sich zur Erfüllung des Auftrags, den der Messias ihm gegeben hatte; er ernäherte sich von geringen Speisen und enthielt sich von allen hitzigen Getränken; seine Kleidung war dürftig, und hatte keinen andern Zweck als die Bedeckung seines Körpers; er verachtete alles, wonach der Sinnenmensch so heftig strebt, und seine Herzenswünsche waren mit jenen des großen Haufens im größten Abstande.

Buße und Bekehrung zur Vergebung der Sünden, das ist, eine gänzliche Sinnesänderung war der erste Zuruf, womit er die Einwohner Jerusalems und der Gegend empfieng, welche in die Wüste hinausgegangen waren, ihn zu sehen. Er sagte zu ihnen, daß jetzt das Himmelreich nahe

sey, und daß ein jeder durch ein neues Leben sich zu demselben vorbereiten solle. Ihre Herzenswünsche sollten also von demselben Augenblicke an sich ändern, und die Uebungen strengerer Tugenden, wovor ihr Herz eine so große Abneigung hatte, sollten von nun an der Hauptgegenstand ihrer Sorgfalt und Bemühungen seyn. Diese Bußpredigten, welche Johannes mit den Strafgerichten Gottes bekräftigte, wurden dem Könige Herodes zu Ohren gebracht, der sich daran ärgerte, und den Propheten ins Gefängniß werfen ließ.

Als nachher Jesus selbst erschien, trat er nur in die Tritte seines Vorläufers, und predigte eben die Buße einem jeden, der sich zu ihm nahete. Den Johannes stellte er dem Volke als ein Muster der Buße auf, woran ein jeder sich spiegeln und zugleich überzeugen sollte, daß seine Gebothe nicht unmöglich sind. „Ist Johannes, den zu sehen ihr in die Wüste hin„ausgegangen seyd, sagte er zu ihnen, auch flatterhaft und un„beständig wie ihr? Gleicht er auch wie ihr einem Schilfrohre, „das der Wind hin und her wehet? Ist er auch wie ihr mit „üppigen Kleidern bedeckt, und folget er auch den Trieben sei„ner Sinnlichkeit?"

Jesus, um seiner Lehre einen Eingang zu verschaffen, mußte damit anfangen, den Begierden der Menschen eine neue Richtung zu geben, und ihnen alles, wonach unsere Sinne streben, unter einem ganz andern Gesichtspunkte darstellen, als man es zu betrachten gewohnt war; er mußte sie durch Lehren und Wunder überzeugen, daß nur derjenige sein Anhänger seyn könne, der allem entsagt, woran sein Herz bisher haftete. — Laßt uns also die wesentliche Forderung der Lehre Jesu, welche die Eigenliebe uns aus den Augen zurücken, stets bemüht ist, heute in Betrachtung ziehen, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 167., den zweyten, Seite 169., den dritten, Seite 171., den fünften, Seite 175.

Auf den dritten Sonntag im Advent.

Ueber das Laster der Ehrsucht, als eine Folge der Eigenliebe.

Dieses ist das Bekenntniß des Johannes, als die Juden durch abgeordnete Priester und Leviten von Jerusalem aus ihn fragen liessen: Wer bist du? Er bekannte und leugnete es nicht; frey sagte er es heraus: Ich bin nicht Christus. Was denn fragten sie weiter, bist du Elias? Ich bin es nicht, antwortete er. Bist du der Prophet? Nein erwiederte er. Joh. 1, 19—21.

Johannes hatte schon viele von den Juden zur Besserung des Lebens bewogen, und durch die Taufe zur Aufnahme des Messias vorbereitet, als das Volk geneigt war, ihn selbst für den Meßias zu halten. Der hohe Rath zu Jerusalem, welcher das oberste Ansehen in Religionssachen hatte, ließ ihn durch Abgeordnete fragen, wer er sey, und wer ihm die Erlaubniß gegeben habe, die Taufe vorzunehmen. Auf diese Anfrage gestand Johannes öffentlich, daß er weder der Meßias selbst, noch der Elias, noch der Prophet sey, den die Juden vor dem Meßias erwarteten. Er erklärte endlich, daß er bloß der Vorläufer des Meßias sey, der sein, das ist, das jüdische Volk zu dessen Aufnahme vorbereiten sollte. Wenn du also, versetzten die Abgeordneten, weder der Meßias, noch der Elias, noch ein Prophet bist, so sind wir nicht schuldig, deine Taufe für göttlich zu halten. Wer gab dir die Vollmacht dazu? Johannes antwortete und sprach: Ich taufe mit Wasser; diese Erlaubniß, mit Wasser zu taufen, brauchte ich nicht von hohem Rathe zu begehren, und kann ich auch meinen Beruf zum Taufen durch kein Wunderwerk bestätigen, so darf ich mich doch auf eine höhere Person berufen, die unbekannt unter euch lebet. Diese so weit über mich erhabene Person, daß ich nicht würdig bin, ihr die Schuhriemen aufzulösen; diese berechtiget mich zum Taufen. Mit dieser Antwort mußten die pharisäischen Abgesandten zufrieden seyn, und der hohe Rath mußte warten, bis die Person, worauf sich Johannes berief, das ist, bis Jesus Christus, der Messias sich öffentlich zeigte.

Johannes ließ sich durch die schmeichelhaftesten Fragen, die ihm vorgelegt wurden, nicht einnehmen, um sich für den Messias zu erklären, der er zu seyn schien. So sollen auch wir nicht suchen, besser zu scheinen, als wir sind, sondern besser zu werden. Johannes sagte es aufrichtig, was er war, und was er nicht war; so soll man seine Vorzüge nicht vergrößern, und seine Mängel nicht verkleinern; sondern sein Gutes mit Freude und Dankbarkeit Gott zuschreiben; sich über das Böse, das man gestiftet hat, mit Reue anklagen, und sich bestreben es zu bessern. Johannes sprach von der Würde Jesu oft und feyerlich, von seinem Amte, das ihm Ruhm bringen konnte, nur dann, wenn er dazu aufgefordert wurde. So soll der wahrhaft Demüthige von seinen Vorzügen nur in dem Falle und immer mit Bescheidenheit reden, wenn er durch Bekanntmachung derselben etwas Gutes stiften kann, von den Vorzügen anderer aber desto öfter und lieber. Doch alles das ist unserer Ehrsucht, der wir so gerne huldigen, zuwider. Laßt uns daher heute über das Laster der Ehrsucht eine Betrachtung anstellen, und zeigen, u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, Seite 173.

Auf den vierten Adventssonntag.

Ueber die Eigenliebe als ein Hinderniß zur Selbstkenntniß.

Endlich sagten sie zu ihm: Wer bist du dann, damit wir denen, welche uns abgeschickt haben, eine Antwort zurückbringen können. Joh. 1, 22.

Der Mensch ist von Natur wißbegierig, er wünscht seine Einsichten immer mehr zu erweitern, was unter seinen Augen vorgeht, genauer zu kennen, und vollkommen zu begreifen, was seinem Verstande dunkel, unbegreiflich ist. Diese Wißbegierde ist freylich bey den meisten Menschen nur eitler Vorwitz, dem eine gewisse Selbstzufriedenheit zum Grunde liegt; ihr Geist ist zu leichtsinnig, und sie scheuen zu sehr die Mühe und Anstrengung, welche eine wahre Begierde seine Kenntnisse zu erweitern,

erfordert. Nichtsdestoweniger hegen sie in ihrem Herzen doch immer den Wunsch, alles zu wissen, und der Mann sogar, der weder Beruf noch Talent, weder Mittel noch Gelegenheit hat, nach Wissenschaften zu streben, empfindet eine Begierde nach denselben, wenn er schon nur äußerst dunkle und unzureichende Begriffe von dem hat, was Wissenschaft ist. Es ist daher in dem ganzen Weltall, nemlich außer dem Menschen, Nichts, das er nicht deutlich einzusehen, vollkommen zu begreifen und genau zu wissen wünscht. Nur was in ihm selbst vorgeht, in welchem Zustande sein Gewissen ist, welche Neigungen, welche Gewohnheiten, welche Leidenschaften ihn beherrschen: dies zu wissen, bekümmert er sich nicht. Selbstkenntniß ist also unter allen Wissenschaften diejenige, wonach der Mensch am wenigsten strebt; sein Herz hegt nicht einmal den Wunsch, sie zu erlangen, sondern er fürchtet sich vielmehr zu wissen, was in seinem Innern vorgeht, und unter den Falten des Gewissens verborgen liegt.

Als Johannes, der Vorläufer Jesu, seine Stimme in der Wüste erhob, strömte das Volk der Hauptstadt in großer Menge hinaus, um den ausserordentlichen Mann zu sehen und zu hören; das Gerücht von ihm verbreitete sich in der Gegend, und Jedermann war der Meynung, daß er wohl ein Abgesandter des Himmels seyn möchte. Der große Rath von Jerusalem, dessen Aufmerksamkeit rege geworden war, und der sich das Recht anmaßte, zu untersuchen, wie es mit denjenigen beschaffen sey, welche man für Propheten hielt, oder welche sich selbst dafür ausgaben, schickte Priester und Leviten zu ihm hinaus, um ihn selbst zu fragen, wer er wäre. Wie leicht hätte Johannes das Ansehen, in welchem er stand, benutzen, und sich wenigstens für einen Propheten ausgeben können, besonders da er den Auftrag hatte, den Welterlöser anzukündigen? Das Volk, das bey jeder außerordentlichen Erscheinung sich leicht zur Bewunderung stimmen läßt, hätte ihn gern für einen sonderbaren, für einen großen Mann, für einen Abgesandten des Himmels, wie er es

auch wirklich war, anerkannt. Aber Johannes hatte zu demüthige Begriffe von sich selbst; er hatte immer nur den unendlichen Zwischenraum vor Augen, der Gott über einen bloßen Menschen erhebt; nicht auf die Würde seines Auftrags, sondern blos auf den Zweck desselben sah er, und antwortete deshalb auf die Fragen, welche man an ihn stellte: ich bin nur die Stimme, welche in der Wüste ruft, aber nach mir wird ein anderer kommen, dessen Schuhriemen ich aufzulösen nicht würdig bin. —

Die Selbstkenntniß ist unter allen Wissenschaften die nützlichste, weil sie den Menschen über ihn selbst belehrt, und sein Herz zur Demuth führt, sie ist die nothwendigste, weil sie allein ihm den Zustand seines Gewissens zu erkennen giebt. Also nur durch die Selbstkenntniß wird der Mensch einer Besserung fähig, und in Stand gesetzt, die Gnaden Gottes in Absicht auf seine Bekehrung zu gebrauchen. Selbstkenntniß ist daher die wichtigste aller Wissenschaften, jene, nach welcher ein jeder von uns unermüdet streben soll, und welche den Vorzug über alle übrigen verdient. Um diese Wahrheit in ein helleres Licht zu stellen, wollen wir, u. s. w. Siehe den sechsten Entwurf, Seite 177.

Auf den vierten Sonntag nach Ostern.

Ueber die Eigenliebe überhaupt und ihre Wirkungen.

Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit wird gekommen seyn, so wird er euch alle Wahrheit lehren, denn er wird nicht aus sich selbst reden. Joh. 16, 13.

Aus dem vertrauten Umgange, in welchem die Apostel und Jünger mit Jesu während seines irdischen Wandels waren, läßt sich leicht schließen, daß sie sehr traurig werden mußten, als er ihnen ankündigte, daß er jetzt zu seinem himmlischen Vater gehen wolle. Sie hatten mit ihm Freud und Leid getheilt; um der nemlichen Ursache willen wurden sie von den Juden und Pharisäern gehaßt, verleumdet und verfolgt; in den Synagogen,

auf den öffentlichen Plätzen, und wo sie nur immer waren, sah man sie mit Unwillen an, weil sie Anhänger dessen waren, den die Juden nicht für ihren Meßias erkennen wollten. Es läßt sich also leicht denken, daß die Apostel und Jünger sich um so mehr an Jesum hielten, und ihn liebten, als sie um seinetwillen mit ihm verfolgt wurden, und folglich, daß sie sehr betrübt werden mußten, als er ihnen sagte, daß er zu seinem Vater gehen werde, und daß sie ihn folglich nicht mehr sehen werden.

Aber die Apostel und Jünger kannten damals ihren Nutzen nicht, und sie sahen ihren Vortheil nicht ein, weil sie überhaupt noch zu irdisch gesinnt waren, und ihre Eigenliebe noch zu viel Gewalt über sie hatte; sie betrachteten die neue Lehre und die Wiederherstellung des israelitischen Reiches nach ihrer kurzsichtigen Vernunft; sie wollten und konnten die erhabenen Gedanken und Lehren, welche Jesus ihnen beständig einflößte, sich nicht recht eigen machen; so wie ihr Geist sich über das Irdische erheben wollte, riß ihn ihre Eigenliebe gleichsam wieder zu Boden, und stärkte sie in ihren irdischen Gesinnungen. Jesus, der dieses sah, sagte daher zu ihnen, er hätte ihnen zwar noch vieles zu sagen, aber weil es mit ihrer Denkungsart nicht übereinstimmte, und sie es nicht fassen könnten, so wollte er es ihnen nicht sagen, und sie werden es alsdann vollkommen begreifen, wenn der Tröster, der Geist der Wahrheit über sie wird gekommen seyn, und sie alle Wahrheit wird gelehrt haben. Aus sich selbst wird dieser Geist sie nichts lehren, sondern weil er mit dem Vater und dem Sohn nur ein Wesen ist, nur einen Verstand und einen Willen hat, so wird er auch, so wie er, alles, was er sie lehren wird, aus dem Schatze der ewigen Weisheit Gottes nehmen.

Mag wohl Jesus aus einer andern Ursache zu den Aposteln und Jüngern gesagt haben, daß der heilige Geist nichts aus sich selbst reden wird, als um sie zu überzeugen, daß er sie die nemlichen Wahrheiten wie er lehren und sie in dem Glauben an dieselben befestigen wird? Folglich daß auch sie niemahls aus

sich selbst reden, den verführerischen Einsprechungen ihrer Eigenliebe kein Gehör geben, sondern sich unabläßig an die Lehre halten sollen, welche er ihnen vorgetragen hat. Es mag also ihrer Sinnlichkeit scheinen, was es immer will, so sollen sie diese Einsichten ihrer Eigenliebe verleugnen, sie sollen nichts aus sich reden, sondern nach dem Beyspiele des heiligen Geistes alles aus seiner Lehre nehmen, um es der Welt bekannt zu machen.

Laßt uns nun diese Lehre auf uns anwenden, und uns überzeugen, daß wir auch niemahls aus uns selbst reden und den Einsprechungen unserer Eigenliebe Gehör geben sollen. Aus dieser Absicht wollen wir, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 167, den zweyten, Seite 169., den dritten, Seite 171.

Ergebung in den göttlichen Willen.

Auf den Sonntag Quinquagesimä.

Ueber die Ergebung in den göttlichen Willen überhaupt.

Sehet! wir reisen jetzt nach Jerusalem hinauf, und es wird alles vollbracht werden, was durch die Propheten von dem Sohne des Menschen geschrieben ist. Luk. 18, 31.

Wenn schon das Schicksal der Menschen, und die Leiden, welche sie während ihres irdischen Wandels zu erdulden haben, einem jeden aus uns verborgen sind, und Niemand mit aller möglichen Wissenschaft nicht einmahl einen Augenblick voraussehen kann, was ihm geschehen wird, so war doch schon vor dem Anbeginne der Welt in den Rathschlüssen der ewigen Weisheit alles, was über uns kommen wird, schon längst bestimmt und festgesetzt. Wenn, wie der Heiland uns selbst versichert, nicht ein einziges Haar von unserm Haupte fällt, ohne seines Vaters Wissen der im Himmel ist, um wie vielmehr wird er die Vorfälle von größerer Bedeutung wissen, welche auf unsere irdische Glückseligkeit so vielen Einfluß haben. Sieht aber Gott alles dies von Ewigkeit voraus, so wird es auch geschehen, weil nichts anders geschehen kann, als was er vorausgesehen hat.

Dieser Wissenschaft Gottes zufolge sagte Jesus zu den Aposteln: „Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird „alles erfüllt werden, was die Propheten von des Menschen „Sohne geschrieben haben." In diesen Rathschlüssen war es festgesetzt, daß Jesus leiden mußte, bevor er in den Besitz seiner Herrlichkeit treten konnte, und auch die Art und Zahl dieser Leiden war bestimmt. Wenn schon Jesus im Olivengarten, betrübt bis in den Tod beym Anblicke der ihm bevorstehenden Leiden, zu seinem himmlischen Vater rief: Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber, so war sein Wille nicht, daß mit ihm was anders geschähe, als Gott bestimmt hatte, sondern er wollte uns blos zu erkennen geben, wie schmerzlich seine Todesangst war, und um uns zu beweisen, wie wenig sein Wunsch war, daß an den ewigen Rathschlüssen etwas geändert würde, setzte er hinzu: Doch nicht mein Wille, sondern der deine soll geschehen. Wie er auch pünktlich vollbracht worden ist.

Welch ein lehrreiches Beyspiel der Ergebung in den göttlichen Willen! Auch an uns wird alles erfüllet werden, was in dem Buche der Zukunft geschrieben steht. So hat es Gott festgesetzt, so war es sein Wille, und welcher Sterbliche kann dem Willen Gottes widerstreben? Warum sollten wir es also nicht freywillig und aus einem eigenen Triebe wollen, was Gott will? und warum sollen wir uns nicht in den Willen Gottes ergeben, da wir es dennoch thun müssen?

Gott überläßt zwar Vieles unserm Willen, weil er uns die Freyheit gab. Aber er gab uns auch zugleich den Befehl diese Freyheit nicht zu misbrauchen, und nicht unserm verdorbenen Willen zu folgen, sondern ihn zu verleugnen, um nach seinem heiligen Willen zu leben. Widerstehen wir hierin seinem Willen, der auf unsere ewige Glückseligkeit zwecket, so hat er auch diesen Widerstand vorausgesehen, und auch die Strafe bestimmt, womit wir ihn abbüssen müssen, wenn wir uns nicht, da es noch Zeit ist, ergeben. Der Christ soll also so wohl bey den Vorfällen, welche nicht in

seiner Gewalt sind, als bey jenen Werken, die von seiner Freyheit abhangen, keine andere Richtschnur, kein anderes Gesetz erkennen, als den Willen Gottes. Um uns von dieser Wahrheit vollkommen zu überzeugen, wollen wir, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 197., den zweyten, Seite 199.

Auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfinsten.

Ueber die Gründe der Ergebung in den göttlichen Willen und die Mittel, zu dieser Tugend zu gelangen.

Jesus sagte zu ihm, wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Joh. 4, 48.

Die vielen Wunder, welche Jesus in allen Gegenden, wo er hinkam, wirkte, brachten ihn allgemein in den Ruf eines Wundermannes. So abgeneigt ihm das Volk auch seyn mochte, wegen der strengen Lehre, welche er predigte, und selbst befolgte, so empfand es doch eine Verehrung gegen ihn. Für den Messias wollte man ihn nicht erkennen, weil er den allgemeinen Erwartungen zu sehr widersprach, aber für einen Propheten hielt man ihn durchaus, und andere hielten ihn für mehr als einen Propheten.

Doch hatte diese Verehrung und der Glaube, den viele aus dem Volke an ihn hatten, keinen andern Grund als die Wunder, welche er allenthalben that, da sie vielmehr an der Erhabenheit seiner Lehre abnehmen sollten, daß er ein außerordentlicher Mann, ein Gesandter des Himmels war. Aus dieser Ursache warf Jesus dem königlichen Beamten seinen schwachen Glauben vor, und sagte zu ihm: wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.

So sind die Menschen überhaupt beschaffen: alles wollen sie nach ihren Einsichten und nach ihrem eigenen Sinne beurtheilen. Immerhin wollen sie ihrem Gutdünken folgen, und nur ihren eigenen Willen für die Richtschnur ihrer Handlungen erkennen. Wie thöricht ist aber dieser Eigensinn der Menschen!

Als wenn der Wille Gottes nicht das einzige Gesetz und die einzig sichere Richtschnur wäre. Als wenn sie durch die Erfüllung ihres eigenen Willens eher als durch die Vollbringung des göttlichen Willens zu ihrem Zwecke kämen. — Der königliche Beamte beharrte eigensinnig darauf, Jesus solle zu ihm in sein Haus hinabkommen, seinen Sohn gesund zu machen. Jesus that das nicht; aber was er that, war für den Kranken besser: denn in dem Augenblicke wurde der Kranke gesund als Jesus sagte: Gehe nur, dein Sohn lebt! Wie wohl würden wir Menschen also thun, wenn wir, anstatt eigensinnig auf unserm eigenen Willen zu beharren, ihn verleugneten, und uns ganz unbedingt in den heiligen Willen Gottes ergäben! Unser Loos ist ja in seinen Händen, wie der Prophet sagt, und wer wird es auf eine uns nützlichere und heilsamere Art lenken als er? Und wenn wir uns ihm ganz ergeben, wenn wir keinen andern Willen haben als den seinigen, wird er uns verlassen? Der Apostel sagt uns ja, wir sollen uns unter der mächtigen Hand Gottes demüthigen, alle unsere Sorgen ihm anheimstellen, weil er für uns sorget.

Damit wir also aufgemuntert werden, bey allen Vorfällen des menschlichen Lebens uns unbedingt in den Willen Gottes zu ergeben, und unserm verdorbenen Willen, der uns ohnehin nur zum Bösen hinreißt, nicht zu folgen, wollen wir, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 201., den vierten, Seite 203.

Erziehung der Kinder.

Auf den ersten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Ueber die Pflicht der Aeltern, die Jugendjahre ihrer Kinder zu bewachen.

Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück, und suchten ihn auf. Luk. 2, 45.

Ob gleich Maria wohl wußte, daß ihr Sohn, wie sie der Erzengel Gabriel in seinem Gruße versichert hatte, der Sohn des

Allerhöchsten selbst war, uud aus dieser Ursache sie über dessen Jugendjahre nicht die geringsten Sorgen und Bekümmernisse hegen durfte, so empfand sie doch auch jene seligen Naturgefühle, welche zarte Mütter-Herzen beseelen, und sie wegen tausend widriger Zufälle, die ihren Kindern begegnen können, ängstigen. — Maria, wie uns die heilige Schrift erzählt, gieng alle Jahre mit Joseph nach Jerusalem, um der österlichen Feyerlichkeit beyzuwohnen; und als Jesus zwölf Jahre alt war, nahm sie ihn mit sich. Nach drey Tagen, als sie schon auf dem Rückwege waren, und ihn nicht fanden, kehrten sie wieder nach Jerusalem zurück, und suchten ihn mit Sorgen und Bekümmernissen. Als sie ihn im Tempel mitten unter den Schriftgelehrten fanden, die über die Weisheit seiner Reden erstaunten, sagte Maria mit inniger Herzensrührung zu ihm: Mein Sohn! warum hast du uns dies gethan? Siehe! dein Vater und ich, wir suchten dich mit Schmerzen. Ein Beweis, wie zärtlich Maria ihren Sohn liebte.

Aber daß diese Sorgen und Bekümmernisse überflüßig waren, versteht sich wohl von selbst, wie es Jesus seiner Mutter, die sich ihrer Angst wegen bey ihm beklagte, deutlich erklärte. Maria dachte damals noch nicht an die Bestimmung ihres Sohnes. Sind aber auch bey den Aeltern die Sorgen und Bekümmernisse wegen ihrer Kinder, wenn sie sich aus ihren Augen verlieren, überflüßig? Kann man die Jugend sich selbst überlassen, und soll man sie im Genusse der Lustbarkeiten und Vergnügungen nicht stören, zu welchen das zarte Alter so vielen Hang hat? Man pflegt zwar die Vergnügungen der Jugend unschuldige Vergnügungen zu nennen; sie sind es auch, wenn man hierunter jene Freuden versteht, welche die znr vollkommenen Vernunft noch nicht gereiften Kinder zum Zeitvertreibe sich selbst ersinnen. Aber nähern sich einmahl die Kinder zu den Jahren des Jünglings, oder nehmen sie in ihren Zirkel andere Spielgesellen auf, die mehr als sie wissen, und in ihrer Gesellschaft als Anführer auftreten, um auch sie zu

lehren, was sie von andern gelernt haben, dann hören ihre Vergnügungen meistens auch auf, unschuldig zu seyn. Ueberdieß muß noch in Betrachtung gezogen werden, daß bey den Kindern der Hang zum Bösen, den wir alle mit uns auf die Welt bringen, sich in ihren zarten Herzen nach und nach entwickelt, je nachdem sie in den Jahren vorwärts rücken. Dieser sich reifende Hang giebt den unschuldigen Geschöpfen Manches ein, das gewissenhafte Aeltern an ihren Kindern nicht ungeahndet dürfen vorübergehen lassen, und worauf sie ohne die auch in ihnen wohnende Sünde, wie der Apostel den zum Bösen reizenden Hang nennt, niemahls würden verfallen seyn. Es ist daher Pflicht für alle Aeltern, über ihre Kinder fleißig zu wachen, ihre aufkeimenden Neigungen genau zu beobachten, und sie, wenn sie auch schon erwachsen sind, noch als leichtsinnige und unerfahrne Kinder zu betrachten. Der höchste Zweck der Erziehung besteht darin, daß die Kinder frühzeitig und ununterbrochen zur Tugend gebildet werden, und daß man die Entwickelung ihrer Leidenschaften so lange als möglich zu verhindern suche, woraus die doppelte Pflicht fließt: Aeltern sollen über alle Wege ihrer Kinder fleißig wachen, und sie genau beobachten, u. s. w. Siehe den sechsten Entwurf, Seite 229.

Auf den siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Hindernisse der Erziehung und über die Pflichten der Aeltern in Hinsicht auf die zeitliche Versorgung der Kinder.

Ein jeder guter Baum trägt gute Früchte; hingegen ein schlechter Baum trägt schlechte Früchte. Matth. 7, 17.

Es ist eines der größten Wunder in der Natur, daß eine jede Pflanze immer aus dem Saamen hervorwächst, den sie zu ihrer Vermehrung selbst erzeugt. Hätten wir keine andere Beweise von dem Daseyn eines höchsten Wesens, das alle Dinge, die wir sehen, erschaffen hat, alle nach gewissen Gesetzen regieret, und diese Gesetze seit der Entstehung der Welt unveränderlich

in ihrem Laufe erhält; so sollte dieser allein uns genügen. Denn geschähe alles in der Natur von Ohngefähr, wie die Gotteslеugner behaupten, wie könnten die Gewächse und Pflanzen immerhin die nämlichen Früchte hervorbringen, und wie dürfte man mit Zuverläßigkeit behaupten: auf einem guten Baume können keine schlechte Früchte wachsen, so wie ein schlechter Baum keine gute Früchte hervorbringen kann? Trägt aber ein Baum schlechte Früchte, so kann man Zweige von einem guten Baume auf denselben impfen; dann wachsen gute Früchte, weil er durch die Impfung, welche ebenfalls ein wunderbares Gesetz der Natur ist, ein guter Baum geworden ist. Auf eine ähnliche Art könnte man auch durch die Impfung einen guten Baum zu einem schlechten machen.

Dieses Gesetz der Natur bezieht sich nicht blos auf die Pflanzen, sondern es erstreckt sich in einem gewissen Verstande auch auf den Menschen. — Seit dem Falle unserer Stammältern sind wir alle von Natur böse, weil wir, wie der Apostel sagte, als Kinder des Zorns auf die Welt kommen. Wird der Mensch sich selbst überlassen, so sind die Früchte, die er hervorbringt, das ist, seine Werke böse, weil in jedem Herzen ein unseliger Keim liegt, aus dessen Entwickelung die Leidenschaften entstehen; welche der Ursprung aller Sünden sind. Unter dieser Rücksicht gleichen also die Menschen wilden Bäumen, die so lange man auf dieselben keine gute Zweige impfet, keine gute Früchte hervorbringen können. Der Mensch muß also zu dem, was er eigentlich seyn soll, gebildet werden. Hierin besteht der erhabene Zweck der Erziehung, welche die erste und edelste Pflicht der Aeltern ist.

Wer bewundert hier nicht die Weisheit des Schöpfers? Unwillkührlich neiget sich das Herz der Aeltern zu ihren Kindern, und es empfindet, daß es durch gewisse unsichtbare Bande, welche Nichts zu zerreißen vermag, an dieselben geknüpft wird. Zu was sollte aber diese Liebe der Aeltern zu den Kindern taugen, wenn sie nicht zugleich ein Beweggrund und eine Erleichterung des äußerst mühsamen Erziehungsgeschäfts wäre? Man denke sich die Men-

schen, die nach ihrer ersten physischen Erziehung noch in ihrer Kindheit von denen, die sie zur Welt gebracht haben, verlassen werden, eben so wie die Thiere ihre Jungen verlassen, und man wird es nicht mehr in Zweifel ziehen, daß die Erziehung eine heilige Pflicht der Aeltern ist, welche die strengste Verantwortung nach sich zieht.

Da es aber dennoch sehr oft geschieht, daß die Aeltern diese heilige Pflicht ihres Standes miskennen, so wollen wir, u. s. w. Siehe den siebenten Entwurf, Seite 231., den achten Seite 233.

Auf den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Erziehungspflicht überhaupt und ihre Beschaffenheit.

Strebet nur hauptsächlich nach dem Reiche Gottes, und nach der ihm gefälligen Rechtschaffenheit. Matth. 6, 33.

Das heutige Evangelium enthält eines der wichtigsten Lehrstücke unserer heiligen Religion. Der Heiland heißt uns am ersten das Reich Gottes suchen, und er versichert uns, daß er es uns dann an dem Uebrigen nicht fehlen lassen werde. Wir sollten uns von irdischen Gütern nicht leiten lassen, und ihnen unsere ganze Sorgfalt nicht schenken, weil sie das Herz von dem ersten und wichtigsten Zwecke des Menschen, von der Erkenntniß und pflichtmäßigen Besorgung seines Heils abziehen. Ich habe es schon bey so verschiedenen Gelegenheiten angemerkt, daß in dem Evangelium unter dem Reiche Gottes seine Kirche, die Erkenntniß seiner seligmachenden Lehre verstanden werde. Diese nun zu suchen, sollte unser erstes, unser wichtigstes Geschäft seyn, wichtiger, als alles, was immer unserer Sorgfalt bedarf. Denn diese Erkenntnis Gottes und Jesu Christi, der Religion und des Christenthums ist der Welt, dem ganzen menschlichen Geschlechte und jedem Menschen insbesondere äußerst heilsam, und nützlich,

da der Mensch, je größer seine Kenntniß der Religion wird, desto glücklicher auch für sich selbst wird.

Und eben daher sollte man glauben, Christen würden sich nichts angelegner seyn lassen, nach nichts mehr streben, als in dieser Erkenntniß Gottes, und der Religion immer mehr zu wachsen und zuzunehmen. Vorzüglich aber sollte man von Eheleuten, denen Gott Kinder gegeben hat, glauben, daß ihnen gewiß bey der Erziehung ihrer Kinder nichts näher würde am Herzen liegen, als, sobald als möglich, ihnen diese heilsamste von allen Kenntnissen beyzubringen. Man sollte denken, da sie doch ihre Kinder lieben, und glücklich zu machen wünschen, so würden sie das, was sie am meisten glücklich machen kann, zuerst und vor allem andern thun, und sie mit Gott und Jesu Christo bekannt machen, ihnen theils selbst Unterricht in der Religion ertheilen, theils die Gelegenheiten, die wir dazu haben, mit dem größten Eifer und mit der brennendsten Begierde ergreifen, und sie in die öffentlichen Schulen und katechetischen Unterweisungen, wo der Grund zu dieser seligsten von allen Kenntnissen gelegt, und der Weg zu Gott und zu dem wahren Heil gezeigt wird, mit der größten Gewissenhaftigkeit schicken, und zu deren fleißigem, ununterbrochenem Besuche anhalten.

Aber nur zu laut und zu häufig wird man durch die traurigsten Erfahrungen vom Gegentheile überzeugt. Wie viele Menschen sorgen für alles, sorgen mit der größten Emsigkeit um Reichthum, Ehre, Ansehen und um alles, was man Glück nennt, nur nicht um das Wichtigste von allen, um Erkenntniß Gottes und Jesu Christi! Wie vielen Aeltern ist es einerley, ob ihre Kinder etwas oder nichts verstehen? Wie viele behalten ihre Kinder weit lieber zu Hause, damit sie ihnen arbeiten, und ein paar Pfennige verdienen, oder lassen sie lieber auf der Gasse herumlaufen und verwildern, als daß sie dieselben durch eine sorgfältige Erziehung so zu bilden suchen, daß sie dereinst des Eingangs in das ewige Reich fähig werden könnten, welches wir vor allem suchen sollen.

Um die Aeltern auf die wichtige Pflicht der Erziehung aufs merksam zu machen, wollen wir, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 218., den zweyten, Seite 221., den dritten, Seite 222.

Auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Folgen einer sorgfältigen und jene einer verwahrlosten Erziehung.

Der königliche Beamte sagte zu ihm: Herr, gehe hinab, ehe mein Sohn stirbt. Joh. 4, 49.

Süß und wonnevoll sind die Bande, welche die Aeltern an ihre Kinder knüpfen; ihr Herz empfindet eine Liebe zu ihnen, deren Trieben es nicht widerstehen kann, weil die Natur selbst diese Liebe in ihr Herz gelegt hat. Unwillkührlich neigt sich die Mutter zu ihrem Kinde; mit einem Vergnügen, das sich nicht beschreiben läßt, weidet sie ihre Augen an dem zarten Geschöpfe; mit zärtlicher Herzensrührung liebkoset sie es, und diese Augenblicke sind die seligsten ihres Lebens. Alle Angelegenheiten der Kinder machen sich die Aeltern zu ihren eigenen Angelegenheiten; sie nehmen gleichen Antheil an ihren Vergnügen und Schmerzen, und so oft ihnen ein Unglücksfall wiederfährt, wird dadurch auch ihrem Herzen eine Wunde geschlagen, die so lange blutet, bis das Unglück wieder gehoben ist. —

Ein königlicher Beamter, dessen Sohn in den letzten Zügen lag, hatte gehört, daß Jesus nach Galiläa gekommen war. Erst ein einziges Wunder, jenes bey der Hochzeit zu Kana, hatte der Sohn Gottes im Lande verrichtet, wo er die ganze Zeit vor dem Antritte seines Lehramts zugebracht hatte; aber das Gerücht seiner Thaten und Heilungen hatte sich von Judäa bis nach Galiläa verbreitet. Voll Vertrauen auf die Wunderkraft Jesu eilte der Beamte zu dem außerordentlichen Manne hin; und bath ihn, er möchte doch in sein Haus hinabkommen, und

seinen Sohn gesund machen. Müsset ihr dann Zeichen und Wunder sehen, bevor ihr glaubet? sagte Jesus. Dadurch wollte er dem Beamten und den Umstehenden zu erkennen geben, daß zu einem Wunder seine persönliche Gegenwart eben nicht nothwendig sey, und daß er den kranken Sohn könne gesund machen, ohne sich zu ihm zu begeben. Aber der Beamte, der nur an den Gegenstand seiner Bitte dachte, nahm auf diese Zurechtweisung keine Rücksicht, und noch zudringlicher als zum erstenmahle sagte er zu Jesu: Herr, gehe doch hinab, ehe mein Sohn stirbt.

Kann man ein rührenderes Bild der zärtlichen Liebe eines Vaters finden? Der betrübte Vater, der seinen kranken Sohn nicht aus den Gedanken verlieren konnte, hörte nicht auf zu bitten, bis ihn Jesus versichert hatte, daß sein Sohn lebt, und es läßt sich leicht vorstellen, wie groß seine Freude war, als ihm seine Diener entgegen kamen, und ihm die frohe Bothschaft von der Gesundheit seines Sohns brachten. — Aber nur auf das zeitliche Wohlseyn der Kinder zielet gewöhnlich die Liebe der Aeltern: ihre Sorgen und Bekümmernisse haben meistens nur den Zweck, daß ihrem Körper nichts ermangle. Ob aber auch ihrem Geiste nichts abgehe, ob sie durch eine wachsame Erziehung vom Bösen abgehalten und zum Guten gebildet werden, darüber sind sie größtentheils ohne Sorgen, und sie sind es nur deßwegen, weil ihr Herz hierüber nichts empfindet, weil die Natur schweigt. Sind aber die Pflichten der Aeltern, welche sich auf die Bildung der Seele ihrer Kinder beziehen, nicht weit edler und dringender als jene, welche blos das Wohlseyn des Körpers zum Gegenstande haben? Sollten sie ihr Augenmerk nicht vorzüglich auf die Seele richten, da von einer sorgfältigen Bildung der Seele ihr Wohlseyn für eine ganze Ewigkeit abhängt? Sollte dieser Gedanke nicht weit mehr auf sie vermögen, als ein blos blinder Naturtrieb, der gewöhnlich ausartet, und sie zu Verzärtlungen verleitet? — Laßt uns daher heute ein fleißiges Augenmerk auf die Pflicht der Aeltern in Hin-

ficht auf die Erziehung ihrer Kinder richten, u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, Seite 224., den fünften, Seite 227.

Fegfeuer.

Auf den Gedächtnißtag der verstorbenen Seelen.

Ueber das Fegfeuer und die damit verknüpften Pflichten.

Es ist also ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Todten zu bethen, damit sie von ihren Sünden erledigt werden. 2. Mach. 12.

Der Gebrauch für die Todten zu bethen, und das heilige Meßopfer für sie zu verrichten, ist in der Kirche so alt als sie selbst. Tertullian, der im zweyten Jahrhunderte lebte, versichert uns, daß er von den Aposteln selbst herstammt, und sagt ausdrücklich, daß die Absicht der Gebethe für die Verstorbenen sey, ihnen Linderung zu verschaffen. Eben so ausdrücklich behauptet der heilige Augustin, die Wirkung dieser Gebethe sey: daß Gott sich ihrer erbarme: und die heilige Monika seine Mutter schrieb in ihrem Testamente vor, wie nach ihrem Tode für sie gebethet werden sollte. Es ist also dieser heilige Gebrauch nicht, wie Einige behaupten, eine Erfindung späterer Jahrhunderte, sondern eine Einrichtung der ersten Kirche. Auch schon im alten Bunde, wie wir es aus dem zweyten Buche der Machabäer ersehen, bethete man für die Verstorbenen, und verrichtete Opfer in der Absicht, daß sie von ihren Sünden befreyt werden. — Laßt uns aus diesem allgemeinen Gebrauche einen Schluß ziehen, der ganz natürlich daraus folgt:

Jene Todten, welche gleich nach ihrem Hinscheiden in den Schoos Abrahams aufgenommen werden, und für welche mit dem Ende ihrer irdischen Laufbahn gleich ein ewig glückseliges Leben beginnt: diese bedürfen unseres Gebeths nicht. Da nichts Unreines ins Himmelreich eingehen kann, wie der Apostel sagt,

so müssen die Seelen solcher Auserwählten schon rein seyn; sie können also von keiner Sünde mehr befreyt werden; unser Gebeth wäre also für sie ohne Zweck. Jene Todten hingegen, mit deren Sterbstunde auch eine ewig unglückliche Stunde schlägt, und die im Augenblicke ihres Hinscheidens zu einem Feuer verurtheilt werden, das nimmermehr erlöschen soll, solchen Unglücklichen kann kein Gebeth mehr helfen; sie sind mit einer Strafe belegt, wobey kein Nachlaß Statt hat; sie sind in einem Orte begraben, woraus keine Erlösung möglich ist. Es muß also eine dritte Art verstorbener Seelen geben, die unseres Gebeths bedürfen, und denen es auch helfen kann, und dies sind eben jene, welche mit solchen Sünden sterben, die Johannes in seinem ersten Briefe 5, 16. Sünden nicht zum Tode nennt, und für welche er ausdrücklich sagt, daß man bethen soll. Für die Sünden zum Tode hingegen, das ist, für die Todsünden, setzt er hinzu, soll man nicht bethen. Es giebt also außer dem Himmel und der Hölle noch einen dritten Ort, in welchem der Mensch Sünden abbüssen kann, und wo er einer Linderung fähig ist. Eben für die Seelen, welche in diesem Reinigungsorte sind, den wir Fegfeuer nennen, soll man bethen, daß sie erlöst werden.

Wenn wir nun bedenken, welche Reinigkeit erfordert wird, um vor dem Throne des Allmächtigen zu erscheinen, und wie glänzend eine Seele seyn muß, welche Gott ewig anschauen will, werden wir noch zweifeln, daß die größere Anzahl jener Sterbenden, deren Nahmen im Buche der Lebendigen geschrieben sind, im Reinigungsorte ihre Ewigkeit anfangen? Also die weit größere Anzahl unserer Bekannten und Verwandten, unserer Aeltern und Geschwister, wenn Gott ihnen Gnade gegeben hat, sind vom Sterbbette ins Fegfeuer gewandelt; sie befinden sich vielleicht jetzt, in diesem Augenblicke noch darin, und seufzen mit Wehklagen nach Erlösung. — Gott! wie erschrecklich ist dieser Gedanke! denn wer zählt nicht schon auf der Todtenliste einen Freund, einen Verwandten, einen Vater, eine Mutter, einen Ehegatten,

einen erwachsenen Sohn, eine mannbare Tochter? Wo sind sie? — — Unsere Fragen, unsere Thränen können ihnen nichts helfen, sondern nur unser Gebeth. — Laßt uns also, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 264., den zweyten, Seite 266., den dritten, Seite 268., den vierten, Seite 271.

Fluch- Schimpf- und Lästerworte, Eid und Meineid.

Auf den fünften Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die häßliche Gewohnheit, Fluch- Schimpf- und Lästerworte auszustoßen, über die Folgen und Mittel gegen dieselbe.

Wer zu seinem Bruder ein Schmähwort spricht, verdient vor den hohen Rath gezogen zu werden; und wer gegen seinen Bruder eine Lästerung ausstößt, macht sich des höllischen Feuers schuldig. Matth. 5, 22.

Zu der Zeit, wo Jesus in die Welt gekommen ist, dem Menschengeschlecht die Lehre des neuen Bundes zu verkünden, hatte jene des alten Bundes von ihrer ursprünglichen Reinigkeit vieles verlohren. Einige Sätze wurden falsch verstanden, andere falsch angewendet, und an die Stelle vieler hatte sich eine Menge grundloser Ueberlieferungen eingeschlichen, die sich von Munde zu Munde fortpflanzten, und welche die Pharisäer selbst ins Gesetz einzuflechten oder wenigstens mit demselben zu verbinden gewußt haben. Man hielt es schon für kein Verbrechen mehr, sich ohne Ursache über seinen Bruder zu erzürnen, und ihn mit Fluch- und Schimpfworten zu belegen; man glaubte, nichts wäre billiger, als seinen Feind zu hassen, und dieser Satz war schon allgemein in Schwung gekommen, obschon in den Büchern Mosis von dieser widerrechtlichen Lehre nicht die geringsten Spuren anzutreffen sind.

Jesus suchte daher schon in seiner ersten Bergpredigt dem Volke die Augen über diese schädlichen Vorurtheile zu öffnen, und erklärte ihm, wie sehr sie seiner Lehre widerstrebten. Zu allen seinen Zuhörern sagte er ohne Zurückhaltung, daß die Tugenden der Pharisäer und Schriftgelehrten nur solche Tugenden sind, die sich auf irrige Lehren gründen, und daß, wenn sie nicht nach einer vollkommenern Rechtschaffenheit strebten, sie am ewigen Himmelreiche keinen Antheil haben können. Jetzt kömmt es nicht auf das an, was vor Zeiten euere Väter sagten; jetzt gelten viele von ihren Sätzen nichts mehr, und viele sind unzureichend. Um sich gegen seinen Bruder zu versündigen, wird eben nicht erfordert, daß man ihn umbringe; sondern sich über ihn ohne Ursache nur erzürnen, ist schon ein Verbrechen, das Strafe verdient, und wer über ihn Fluch- oder Schimpfworte ausstoßt, der verdient schon vom hohen Rathe gerichtet zu werden. —

Die Juden hatten drey Gerichte; jenachdem das Verbrechen größer war, wurde es vor ein höheres Gericht gebracht. Der große Rath, welcher mit dem Vorsitzer aus 71 Richtern bestand, verurtheilte nur wichtige Verbrechen. Um also den Juden begreiflich zu machen, daß Fluch- und Schimpfworte nicht, wie sie wähnten, ein gleichgültiges Ding sind, sagte er zu ihnen, daß sie verdienen, von dem großen Rathe gestraft zu werden.

Obgleich das Christenthum über die Ungeziemtheit der Fluch- und Schimpfworte keinen Zweifel gestattet, so sind sie doch immer noch sehr üblich, besonders unter der niedern Menschenklasse, und überhaupt werden sie mit so vielem Leichsinne ausgestoßen, daß man glauben möchte, die Christen wären in dieser Hinsicht mit eben den Vorurtheilen, wie die Juden behaftet. Man trägt kein Bedenken, bey den geringsten Aufwallungen des Bluts seinen Zorn mit dergleichen unanständigen und dem wahren Geiste des Christenthums so sehr widersprechenden Worten gleichsam zu bekräftigen, und denjenigen, über welchen man erzürnet ist,

damit zu beladen. Es ist von sehr großer Wichtigkeit, den Christen ihren Leichtsinn in diesem Punkte anschaulich darzustellen, und ihnen zu beweisen, wie häßlich die Gewohnheit ist, bey jeder Gelegenheit zu fluchen und zu schimpfen. Laßt uns daher, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 295., den zweyten, Seite 297., den dritten, Seite 298.

Auf den dritten Sonntag im Advent.

Ueber den Eid, und seine Erfordernisse.

Er bekannte und leugnete es nicht; zu wiederholten Mahlen bekannte er es: ich bin der Messias nicht.

Der hohe Rath zu Jerusalem, die höchste Behörde in Religionssachen ließ den heiligen Johannes den Täufer fragen, ob er der Messias sey, indem er sehr viele Juden, die seine Lehren bewunderten, durch Taufen zur Buße einweihte. Er bekannte und leugnete es nicht; zu wiederholten Mahlen bekannte er es: ich bin der Messias nicht. Ja er bekannte es ebenfalls auf die fernern Fragen, daß er weder der Elias, noch der alte Prophet sey, die nach den jüdischen Religionsmeynungen vor dem Messias wieder hätten auf die Welt kommen sollen. Und als man ihm eine bestimmte Antwort, wer er dann sey, abforderte, sagte er, was wahr war: Ich bin eine Stimme, die in der Wüste rufet: machet den Weg des Herrn zurecht, wie der Prophet Isaias gesagt hat. Liebste Christen! wie glücklich wäre die Welt, wenn alle Menschen immer der Wahrheit getreu blieben? — Wenn Jedermann in Worten und Werken zuverläßig wäre? — Wenn das gesammte Betragen eines jeden Menschen mit den Gesinnungen seines Herzens übereinstimmte? — Dann würden wieder die alten Zeiten kommen, wo Treue und Glaube herrschten, wo ein Handschlag mehr galt, als jetzt ein Eidschwur. Alle Uebel, die Verstellungen, Zurückhaltungen, Schmeicheleyen, Falschheiten, Heucheleyen, Lügen und Ränke

mit sich bringen, würden dann mit Einmahl aufhören. Allein bey dem allgemeinen Sittenverderbnisse ist es nun schon so weit gekommen, daß man sich kaum mehr auf eidliche Betheurungen verlassen kann. Da jedoch der ganzen menschlichen Gesellschaft sehr daran gelegen ist, daß wenigstens der Eid bey Ehren erhalten werde, und viele Menschen, ob sie gleich bey verschiedenen Gelegenheiten zu eidlichen Aussagen oder Betheurungen angehalten werden, ganz falsche Begriffe vom Eide haben, ja oft kaum wissen, was ein Eid ist; so halte ich es für nothwendig euch einen umständlichen Unterricht über den Eid zu geben. Man sehe den vierten Entwurf, Seite 300., den fünften, Seite 303.

Auf den fünften Sonntag in der Fasten.

Vom Meineide.

Wenn ich sagte, ich kenne meinen Vater nicht, so wäre ich ein Lügner, wie ihr seyd. Joh. 8, 55.

Bey jeder Gelegenheit hatte Jesus, unser Heiland gegen Lügen, Verstellungen, Heucheleyen und Ränke ein besonderes Mißfallen bezeigt. Dieser Laster wegen hatte er den Pharisäern öftere derbe Vorwürfe gemacht. „Der Teufel, sagte Jesus, ist „ein Lügner und Vater der Lügner. Er bestand nie in der Wahr„heit; es ist in ihm keine Wahrheit. Und wenn er lügt, so „spricht er, was ihm recht eigen ist.“ (Joh. 8, 44.) Die Lügner sind daher Kinder des Teufels, und vollziehen den Willen ihres Vaters. Liebe Christen! wenn Gott das Lügen schon so mißfällt, wie sehr muß es ihm mißfallen, wenn man seinen heiligen Nahmen mißbraucht, wenn man ihn zum Zeugen der Lügen, die man entweder gesagt hat oder sagen wird, anruft? — Der, der die Wahrheit selbst ist, soll Zeuge unserer Lügen seyn! Die Lügner, sagt Salomon Spr. 12, 22. sind dem Herrn ein Greuel; die redlich handeln lieber er. Was sind ihm die, welche, ob sie es gleich wissen, daß sie lügen, doch Gott zum Zeugen ihrer Lügen nehmen?

Oder die, welche, ob sie gleich etwas versprechen, und Gottes Strafgerechtigkeit auffordern, im Falle sie nicht Wort halten, des ungeachtet ihr Wort leichtsinnig brechen? — Das traurigste ist, daß manche ihre tägliche Lügen unaufgefordert beschwören: Gott weiß es, sagen sie, daß das wahr ist, was ich sage; ich will keinen Theil am Himmel haben, wenn es nicht so ist, wie ich gesagt habe.

Da nun dermahlen der Meineid kein seltenes Verbrechen ist, sondern vielmehr bey dem allgemeinen Sittenverderbniße, leider! immer häufiger begangen wird: so ist es ein dringendes Bedürfniß unserer Zeit, daß man die Christen über die Größe und Abscheulichkeit des Meineides belehre, und es ihnen deutlich erkläre, in welchen Fällen man sich dieses Verbrechens schuldig mache. Heute werde ich euch beweisen, u. s. w. Siehe den sechsten Entwurf, Seite 306.

Frömmigkeit.

Auf den siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Eigenschaften der wahren Andacht und ihre Wirkungen.

Nicht jeder, der mich Herr, Herr nennt, wird ins Himmelreich eingehen; sondern nur der, welcher den Willen meines himmlischen Vaters befolgt. Matth. 7, 21.

In der berühmten Bergpredigt, wovon das heutige Evangelium ein Theil ist, gab Jesus seinen Jüngern die schönsten und wichtigsten Lehren; er verbirgt ihnen nicht, daß ihnen in der Ausübung derselben manche Schwierigkeiten aufstoßen werden: Schwierigkeiten von Seiten falscher Lehrer, Schwierigkeiten von Seiten ihrer eigenen Denkungsart und Neigungen. Damit sie aber vom fremden und eignen Betruge nicht verführt, und seine Religion durch äußerliche, oder innerliche Verblendung nicht ver-

unstaltet werde, so giebt er ihnen alle Merkmahle an, an welchen sie die falschen Lehrer erkennen, und ihren Betrug entdecken können. Er will, daß sie sich durch ihr äußerlich, scheinheiliges Ansehen nicht sollen täuschen lassen, sondern vielmehr aus ihren Früchten, Werken und Sitten es ermessen, ob und wie weit sie Glauben verdienen. Eben so warnet er vor dem Selbstbetruge in diesem wichtigsten Geschäfte. Er wußte, daß sich viele mit dem äußerlichen Religionsbekenntnisse, mit der Ehre seine Jünger zu seyn, und ihn, ihren Herrn nennen zu können, begnügen, um das Innerliche und Wesentliche seines Glaubens aber, um die Hauptpflichten desselben sich wenig bekümmern werden. Dieser schädlichen Verblendung vorzubeugen, sagte er ihnen geradezu: Nicht jeder, der mich Herr, Herr nennet, wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel thut.

Da der Weg, den die Pharisäer und Schriftgelehrten ihren Glaubensgenossen zeigten, ein bequemer und breiter Weg war, so wandelten Viele auf demselben; weil aber dieser zum Verderben führte, so sagte Jesus nicht ohne Ursache, es fehlt euch an rechten Führern; heilsam war also seine Warnung: „Hütet euch vor jenen falschen Lehrern, die sich das Ansehen „göttlicher Propheten geben; sie sind leicht zu erkennen, beobach„tet nur ihren Lebenswandel und vergleichet denselben mit ih„rer Lehre. Ihre Heucheley, ihr Eigennutz, ihre Sinnlichkeit „wird sich selbst im Schafpelze verrathen. Der falsche Prophet „wird ganz anders leben, als er lehret; Dornen werden nie „Trauben, Disteln nie Feigen tragen; der Baum verräth „sich an den Früchten. Damit euch also Niemand hintergehe, „und unglücklich mache, so nehmet, wie gesagt, dieses zum Kenn„zeichen, ob es nähmlich ächte Lehrer der Wahrheit und rechtschafs„fene Leute seyen; nach ihren Früchten beurtheilet ihren sittlichen „Werth, und bestimmet euer Vertrauen in sie. — Doch hütet euch „auch vor euerem eignen Herzen, und sehet zu, daß ihr euch nicht

„selbst betrüget, und euch ungegründete Vorzüge und falsche Ge„rechtigkeit beyleget; denn einer, der mich blos mit dem Mun„de als seinen Herrn und König erkennet, wird deßwegen kei„nen wahren Antheil an demjenigen Reiche haben, dessen ächs„ten Gliedern eine ewige Seligkeit aufbehalten ist. Nur der gehört „mir an, der durch einen willigen Gehorsam gegen meinen himm„lischen Vater beweiset, was er mit dem Munde bekennt."

Jesus erkläret also im heutigen Evangelium auf eine sehr deutliche Art, daß die wahre Frömmigkeit nicht bloß in äußern Werken, sondern in der Erfüllung des Willens seines Vaters im Himmel bestehe, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 330., den zweyten, Seite 332.

Auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Mängel der Frömmigkeit.

Ich sage euch: Dieser gieng begnadiget in sein Haus hinab, nicht aber jener. Luk. 18, 14.

Aus der Betrachtung der vielfältigen Bedürfnisse, sowohl unseres Körpers als unserer Seele, und aus dem Bewußtseyn unseres Unvermögens, sie selbst und aus eigenen Kräften zu befriedigen, entstehen in dem Herzen des Christen gewisse Gefühle, die ihn bewegen, sich durch das Gebeth zu Gott zu wenden, und die nothwendige Hilfe von ihm zu erflehen. Aber äußerst selten sind diese Gefühle von dem Einflusse der Leidenschaften ganz rein. Die Eigenliebe, welche sich in alle unsere zeitliche Gedanken, Absichten und Handlungen so sichtbarlich einmischet, suchet sich sogar in unsere Gebethe einzuschleichen, obgleich es einer der Hauptzwecke des Gebeths seyn soll, daß diese Leidenschaft in unseren Herzen gänzlich unterdrückt werde. Wer weiß nicht, daß das Erkenntniß unserer Unwürdigkeit, unseres Nichts

der erste Beweggrund des Gebeths seyn soll, und was kann der Eigenliebe mehr zuwider seyn, als eben dieses Erkenntniß? Hieraus ergiebt sich also schon, daß ein Gebeth, in welches die Eigenliebe sich einmischet, kein zweckmäßiges Gebeth sey, und daß Gott kein Wohlgefallen daran haben könne. —

„Zwey Männer, erzählt Jesus in einem Gleichnisse, wel„ches der Inhalt des heutigen Evangeliums ist, giengen einst „in den Tempel hinauf, um ihr Gebeth zu verrichten. Der „eine war ein Pharisäer und der andere ein Zöllner. Der Pha„risäer bethet mit aufgerecktem Haupte: ich danke dir, o Gott, „daß ich nicht bin, wie die übrigen Menschen, die Raubsüchti„gen, die Ungerechten, die Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. „Der Zöller aber stand von Ferne, und getraute sich nicht, sei„ne Augen zum Himmel aufzuheben, sondern schlug an seine „Brust, und sprach: Gott, sey mir Sünder gnädig!“

Welch ein Unterschied zwischen diesen zwey Gebethen! Wen empöret das Gebeth des stolzen Pharisäers nicht, und wer erbauet sich dagegen an jenem des Zöllners nicht? — Aber worinn liegt dieser Unterschied? — Wenn wir uns blos an die Worte hielten, so wäre das erstere ein Danksagungsgebeth für die empfangenen Gnaden und für die unzähligen Erbarmungen. Aber nicht die Worte entscheiden hier, sondern die Stimmung des Herzens, in welcher sie ausgesprochen worden sind. Der Pharisäer war stolz auf seine Werke, und er hielt sie für gut und gottgefällig, ob er gleich nur Menschenlob, die Befriedigung seiner heimlichen Ehrsucht zum Zwecke hatte. Der Publikaner hingegen, durch den Anblick seiner Sünden und verübten Schandthaten gerührt, bittet demüthigst um Verzeihung nnd Barmherzigkeit. Eigenliebe beseelte also das Herz des erstern, und deßwegen wurde sein Gebeth verworfen, seine Andacht war geheuchelt, und seine Frömmigkeit nur scheinbar. Demuth war der Trieb des andern, und er bethete, weil er seine Hilfsbedürftigkeit erkannte. — Laßt uns also untersuchen, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite. 333.

Auf den achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die falsche Frömmigkeit.

Warum denkt ihr Böses in eueren Herzen? Matth. 9, 4.

Von Männern, welche viel bethen, oft fasten, von der Krausemünze, Anis und Kümmel getreulich den Zehend geben, und überhaupt das ganze Gesetz pünktlich zu beobachten scheinen, sollte man es freylich nicht erwarten, daß sie so vermessen in ihren Urtheilen seyn, und den Herrn Jesus ohne allen Grund, einer Gotteslästerung beschuldigen würden. Er vergiebt dem Gichtbrüchigen, den er heilen will, die Sünden, um vor allem die Ursache seines Uebels zu heben; und sogleich machen diese scheinfrommen Leute bey sich den Schluß: Dieser Mensch lästert Gott. — Gottloser Frevel, den der Heiland augenblicklich mit diesen Worten bestrafet: Warum denket ihr Böses in eueren Herzen?

Wundern wir uns nicht, christliche Zuhörer! So eine Heiligkeit, wie jene der Pharisäer war, bringt keine bessere Früchte. Das Aeußerliche des Gesetzes, gleichgültige Zeremonien, menschliche Satzungen, und allerhand Werke, wozu sie nicht verbunden waren, beobachteten sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit: aber die Besserung des Herzens, die Unterdrückung der bösen Neigungen, die Ausreutung der sündlichen Begierden achteten sie für nichts. Daher liessen sie auch ohne Gewissensangst ihrer Eitelkeit und Eifersucht, ihrem Stolze und Eigennutze, ihrem Hasse und Neide, stets freyen Zügel; und richteten, verfolgten, verdammten ohne Barmherzigkeit alle die, welche ihnen im Wege standen, wenn es nur unter dem Scheine der Tugend geschehen konnte.

Wenn man auch in unsern Tagen nicht mehr wie zu den Zeiten der Juden eine so große Ehre darein setzet, im Ruhme

der Frömmigkeit zu stehen, weil die Religion selbst wegen des allgemein herrschenden Sittenverderbnisses und Unglaubens nicht mehr so wie damahls geehrt wird, so giebt es doch noch hie und da Menschen, welche gern für fromm und christlich gehalten werden, und welche, weil sie, um diese Ehre zu verdienen, sich befleißen äußerlich sehr fromm zu scheinen, sich aber um das Innerliche, um das Wesentliche der Religion eben so wie die Pharisäer wenig bekümmern, wahre Ueberbleibsel der Pharisäer sind.

Um es diesen Menschen begreiflich zu machen, in welch einem schädlichen Irrthume sie sind, wollen wir, u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, Seite 336., den fünften, Seite 338.

Fuchs

Fuchs

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hauber, Johann Michael,

Joh. Michael Haubers ... vollständiges Lexikon für Prediger und Katecheten

Bd.: 2

Augsburg 1818
Hom. 849 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10478699-9